

Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen

2. Jahrgang

Samstag, 29. Januar 1955

Nummer 1

Der zweite Jahrgang unserer heimatkundlichen Blätter

Von Landrat Roemer

Für die heimatkundlichen Blätter ist das Jahr 1954 schnell vergangen. Unsere immer noch im Aufbau befindliche Vereinigung hat aber in diesen Blättern ein Organ geschaffen, das wohl überall Beachtung und Freude erweckt hat. Es scheint mir am Platze zu sein, an dieser Stelle den zahlreichen Mitarbeitern den aufrichtigen Dank auszusprechen und auch zu erwähnen, daß sie alle ohne Entgelt ihre Beiträge und ihre Mitarbeit zur Verfügung stellten.

Die heimatkundlichen Blätter haben sich bemüht, von allen wissenschaftlichen Gebieten der Heimatkunde etwas Besonderes zu bringen, darüber hinaus aber den Leser auch

mit der Geschichte, der Kultur und der Beschaffenheit anderer Gegenden und Länder vertraut zu machen. In der Überzeugung, daß gerade derjenige, der nur selten weite Reisen unternehmen kann und kaum einmal während seines Lebens außerdeutsches Land betritt, ein Interesse an diesen fernen Ereignissen hat, wird auch im neuen Jahr Kunde gegeben von Wissenswertem außerhalb unserer engeren Heimat. Der Blick kann nie weit genug schweifen, wenn er den menschlichen Wissensdrang führen soll.

Die heimatkundlichen Blätter werden mit ihrem zweiten Jahrgang sich sicher noch weitere Freunde erwerben können. Wir

bitten aber die ganze Bevölkerung, interessante historische Ereignisse, Anekdoten und sonstiges Wissenswertes mitzuteilen, damit diese Dinge in der Erinnerung erhalten bleiben und einem größeren Kreis zugänglich gemacht werden können. Der erste, nunmehr abgeschlossene Jahrgang erhält in dieser ersten Nummer für 1955 ein Inhaltsverzeichnis.

So hoffen wir, auch den 2. Jahrgang zur Zufriedenheit aller unserer Leser und Freunde zu beginnen. Er soll mithelfen, das Leben interessant zu gestalten und doch Erholung zu bringen.

Schon vor 500 Jahren ein Europarat

Von Richard Graf Coudenhove-Kalergi

Graf Richard Coudenhove-Kalergi feiert in diesen Tagen seinen 60. Geburtstag. Wir meinen, daß dies ein Anlaß sein sollte, sich seines berühmten Werkes „Die europäische Nation“ zu erinnern, das erfüllt ist von der Frische und Ursprünglichkeit der Pionierzeit der europäischen Idee, die im Grunde schon 500 Jahre alt ist. In diesem Buch faßt der Autor sein paneuropäisches Weltbild zusammen und revidiert die abendländische Geschichte vom paneuropäischen Gedanken her. Es ist also geschichtlich ein ebenso altes wie aktuelles Thema, das wir an den Beginn des zweiten Jahrganges unserer heimatkundlichen Blätter stellen.

1444 war der junge König von Polen und Ungarn, Wladislaw III., in der Schlacht bei Varna von den Türken besiegt und getötet worden. Einige Jahre später, 1453, eroberte Sultan Mohammed Konstantinopel; Griechenland, Rumänien und Bosnien folgen. Ganz Mitteleuropa war von der türkischen Sturmflut bedroht, der nur Johann Hunyady in Ungarn und Skanderbeg in Albanien heldenmütigen Widerstand leisteten.

Dies ist der Augenblick für die Paneuropa-Initiative König Georgs von Böhmen. Um die von den Türken drohende Lebensgefahr vom Abendland zu bannen, will er die Fürsten und Republiken der Christenheit zu einem unauflöselichen Friedensbund zusammenschließen. 1461 sendet er Marini als seinen Botschafter nach Rom, um mit dem Papst über sein Projekt eines europäischen Friedensbundes zu verhandeln. Ein Jahr später gewinnt er den König von Polen für seinen Plan, über den er auch mit Frankreich, Venedig, Bayern, Brandenburg und Burgund verhandelt. Marini geht nach Ungarn und gewinnt den König Matthias Corvinus, den Sohn Johann Hunyadys, für den böhmischen Paneuropaplan.

1464 begibt sich eine Gesandtschaft der drei Könige aus dem Osten — Böhmens, Polens und Ungarns — auf 40 Rossen nach Frankreich, um König Ludwig XI. für Paneuropa zu gewinnen, um ihn einzuladen, die Initia-

tive zur Gründung dieses europäischen Friedensbundes zu ergreifen. An der Spitze der Delegation steht der persönliche Generalbevollmächtigte des Böhmenkönigs, Albrecht Kostka von Postupice, begleitet von Marini, als Botschafter Polens und Ungarns.

Ludwig XI. nimmt die Gesandtschaft sehr freundlich auf und schließt einen Freundschaftspakt mit Böhmen. Dagegen wird die Entscheidung über die Frage des europäischen Friedensbundes vertagt. Da weder der Papst noch der Kaiser die Pläne des Böhmenkönigs befürworten, bleibt dessen Initiative ergebnislos.

Der Paneuropaplan König Georgs war der erste praktische Versuch, Europa in eine Föderation zu verwandeln mit dem doppelten Ziel: Frieden innerhalb der Christenheit und Verteidigung Europas gegen die Türken. Zu diesem Zweck sollte der Bund alle christlichen Könige und Fürsten Frankreichs, Spaniens, Deutschlands und Italiens umfassen. England und Skandinavien bleiben unerwähnt. Für die Sonderstellung des Kaisers ist im Projekt kein Platz. Er soll, gleichberechtigt mit anderen Souveränen, dem Bund angehören. Der Papst hingegen soll sich auf die geistliche Führung des Abendlandes beschränken und seine moralische Autorität für den europäischen Kampf gegen die Türken einsetzen, ohne Mitglied des europäischen Staatenbundes zu sein. Der Vorsitz des Bundes ist dem König von Frankreich zugeordnet. An ihn wendet sich die Gesandtschaft der drei Könige mit der Bitte, er „möge eine Versammlung der Könige und christlichen Fürsten einberufen, auf daß sie oder ihre Räte mit Generalvollmacht zusammenzutreten an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit, nach dem Gutdünken des Königs von Frankreich“.

Aufgabe des Bundes ist die Vermeidung aller überflüssigen Kriege. Dagegen sollen sich alle seine Mitglieder verpflichten, mit aller Macht die Türken zu bekämpfen, bis alle christlichen Staaten von ihrem Joch befreit sind. Die Mitglieder des Bundes sollen auf das Recht selbständiger Kriegführung verzichten und die Entscheidung über Krieg

und Frieden dem Bund übertragen. Sämtliche Konflikte zwischen Mitgliedstaaten sollen durch die Bundesorgane beigelegt werden.

Das Hauptorgan des Bundes soll ein Rat sein: „Congregation Concordiae“. Dieser Europarat soll zuerst in Basel tagen, dann jeweils von fünf zu fünf Jahren in einer anderen Stadt. Der Rat besteht aus je einem Delegierten jedes Mitgliedstaates. Diese Delegierten sind aber nicht berechtigt, gegen den Willen ihrer fürstlichen Auftraggeber zu handeln. Die Abstimmung erfolgt, wie beim Kirchenkonzil von Konstanz, nach Nationen. An der Spitze des Rates steht ein Präsident. Ihm steht ein Stab von Beamten zur Verfügung, der jeweils dem Lande entnommen wird, in dem der Rat tagt, der seine eigenen Hoheitszeichen besitzt und sein eigenes Siegel.

Dieser Europarat ist die höchste Bundesinstanz: er nimmt neue Mitglieder auf, bestimmt die Bundesorganisation, ändert ihre Statuten, entscheidet über Krieg und Frieden, über die Stärke der Bundesarmee sowie über deren Verpflegung. Ihm obliegt die Führung des Krieges und die Verteilung der eroberten Länder. Außerdem verwaltet er den Bundesschatz, treibt Bundessteuern ein und ernennt die Bundesrichter. Er ist befugt, Gesetze zu erlassen, wenn seine Mitglieder dies für notwendig halten. In diesem Fall soll das Naturrecht die Grundlage der Bundesgesetze sein.

Das zweite Organ des Bundes ist das Bundesgericht, das aus Richtern und Juristen bestehen und bei allen Streitigkeiten zwischen christlichen Souveränen Recht sprechen soll.

In diesem Plan sind die wichtigsten Elemente eines modernen Bundesstaates enthalten: Sicherung des Friedens nach innen, der europäischen Kulturgemeinschaft nach außen; Schiedsgericht statt Krieg; Sanktionen gegen Vertragsbrecher; Bundesarmee und Bundesfinanzen; Europarat und Internationaler Gerichtshof; nationale Gleichberechtigung; gemeinsame Außenpolitik; gemeinsame Rechtsprechung und Bundesgesetze.

Kurz nach dem Scheitern von König Georgs Paneuropaplan zerbrach die Einheit Europas durch die Reformation.

Die Rosen in der Neuzeit

Von Karl Heinrich von Neubronner

Im 12. Jahrhundert schrieb der arabische Gelehrte Ewe el Awam ein Lehrbuch für Rosenzucht. Von den Arabern brachten die Kreuzritter verschiedene Rosensorten nach Deutschland und Frankreich, von wo sie sich weithin ausdehnten, Jahrhunderte nach dem Untergang der antiken Rosenkultur. So gelangte die Damaszenerrose um das Jahr 1100 in die Provence. Schon den Germanen waren Rosenmythen bekannt. Ihre Festplätze waren mit Heckenrosen eingefriedet, und Rosen spielten eine große Rolle bei ihren Frühlings- und Totenfeiern. Eine wichtige Verordnung stammt von Karl dem Großen, worin er seinen Franken den Rosenanbau ans Herz legt. Aber erst die mittelalterliche Mystik, Symbolik und Kunst bereiteten einer neuen Rosenkultur den Weg. Vor allem der Benediktinerorden hat entscheidenden Anteil an ihrer Verbreitung. In vielen Legenden wird die Rose unmittelbar zum Anlaß für Kloster- oder Kirchengründungen und gilt als Liebeszeichen zwischen Himmel und Erde. Wo ein Benediktinerkloster entstand, wurde auch bald ein Rosengarten angelegt, die zu Vorbildern der unvergleichlichen Rosarien in aller Welt wurden, im Garten des Luxemburg, in Versailles, in Dresden, auf der Potsdamer Pfaueninsel, auf der Mainau.

Die Kirche übernahm auch durch die Rosenpflege antikes Erbe, und es ist daher nicht verwunderlich, daß am Dome von Hildesheim der tausendjährige Rosenstock siedelte.

Der Sage nach reicht die Tradition der christlichen Rosenfeste bis ins 6. Jahrhundert zurück. Besonders bekannt war das Fest der Rosenmädchen von Salency, das auf eine Stiftung des Heiligen Medardus zurückgeht, und an dem das tugendhafteste Mädchen einen Rosenkranz und 25 Livres geschenkt erhielt. Im 12. Jahrhundert gelangen der Rosenkranz und seine Gebete in allgemeinen Gebrauch. Bekannt sind auch die Rosen der Heiligen Elisabeth und die Todesrose im Stift zu Allenberg. Die Heilige Dorothea wird stets mit dem Rosenstrauß abgebildet, den sie von einem Engel erhielt. Sehr beliebt waren die Darstellungen des Rosenwunders, der Madonna im Rosenhag oder im Paradiesgärtlein sowie das Anbringen von Rosen an Schlußsteinen, Verzierungen, auf Münzen, Wappen und Schmuckstücken. Schon in den Katakomben diente sie als Symbol und erlebte als Fensterrosette in gotischen Kathedralen eine neue Gestaltung.

Nach dem Tode Bischofs Ludwig, eines Neffen König Ludwigs XI. von Frankreich, wuchs, so wird uns überliefert, eine Rose aus seinem Munde. Seit dem Mittelalter weiht der Papst am Sonntag Lätare (Rosen Sonntag) eine goldene Rose, um damit besonders verdiente Gläubige auszuzeichnen. Früher war es auch üblich, große Krüge voll Rosenwasser bei Taufen in die Kirchen zu bringen.

In der Literatur hat die Rose bis auf den heutigen Tag nie an Bedeutung verloren. Es sei nur an Parzival, an den Roman Perceval, an Amadis, die Dornröschensage, viele Volkslieder oder die Heldenlieder des großen und kleinen Rosengarten erinnert.

Die mittelalterlichen Bauhütten benutzten das Rosensymbol, das später die Freimaurer von ihnen übernahmen. Viele Namen von Städten, Adelsnamen und Wappen gehen auf Rosen zurück. Erst mit dem Tode Richard III. endeten die Kriege der Rose, in denen sich die Häuser York (weiße Rose) und Lancaster (rote Rose) von 1451—1485 befandeten.

Um 1580 erschien das erste umfassende botanische Werk von Charles l'Écluse über die Rosen, der eine besonders bemerkenswerte holländische Rose er-

wähnt. Damit beginnt die unerschöpfliche Reihe der Abhandlungen, Forschungsergebnisse, Dissertationen, Gartenbücher über Rosen durch die Jahrhunderte.

Im 17. und 18. Jahrhundert nehmen viele Geheimorden und -bünde das Rosensymbol an, so die Rosenkreuzer, die Rosati, in deren Reihen niemand aufgenommen wurde, der nicht zuvor ein Preisgedicht auf Rosen verfaßt hatte, die Gründungen des Herzogs von Chartres und des Kaisers Don Pedro I. von Brasilien.

In Medizin und Wissenschaft wurde die Rose weiter abgewandelt. Erkrankungen wie Gürtel- und Gesichtrose entleihen ihre Bezeichnung von der Blumenkönigin, ebenso wie Rosenholz, Rosenquarz, Rosenapfel, der Rose genannte rote Fleck am Auge einiger Vogelarten oder die perligen Kränze an Rehgehörnen und Hirschgeweihen.

Wieviele Mädchen wurden auf die Namen Rose, Rosemarie, Annerose, Rosalinde, Rosamunde, Rosalie getauft, gleich berühmten

Gestalten aus Dichtung, Oper und Operette! „Qui peut refuser un hommage à la Rose?“ fragt der Dichter Delille. Wer könnte eine Rose kränken? Und Rilke, der innige Rosenfreund sagt:

„Rose du thronende, denen im Altertume warst du ein Kelch mit einfachem Rand. Uns aber bist du die volle zahllose Blume, der unerschöpfliche Gegenstand.“

Unerschöpfliches hat er in vielen Gedichten über sie ausgesagt, und die Rosenlyrik findet immer wieder neue Töne. Hugo von Hofmannsthal schrieb das Libretto für den Rosenkavalier und Richard Strauß komponierte seinen herrlichen Walzer dazu, während Maler und Bildhauer wetteiferten, das Geheimnis der Rosen darzustellen. Immer mehr Rosenzüchtungen, Spezialgärtnereien, Rosenausstellungen und Rosenkorsos entstanden und wurden abgehalten und bestätigten ihre friedliche Weltherrschaft, gleich dem Ruf des Stockes von Blankerosen in Toulon, der eine Mauer von zehn Meter Höhe und 50 Meter Länge bedeckt und von Mitte April bis Ende Mai 50 000 Blüten getragen haben soll.

Zur Geschichte des Stadtwalds Ebingen

Von Edgar Maag, Forstassessor

(Schluß)

In der ersten Waldbeschreibung von 1824 ist denn auch noch verschiedentlich bemerkt, daß einzelne Distrikte, die besonders schlecht bestockt waren, „den verderblichen Verhältnissen der Weide“ unterliegen seien.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden — wahrscheinlich auf Grund des Verbots der Waldweide — von der Stadt laufend Bergwiesen und Äcker gekauft, um neue Weideflächen zu gewinnen. Das den Ebinger Bürgern gehörige Vieh durfte kostenlos geweidet werden. Zur Unterbringung des Viehs nahe der Weide errichtete die Stadt verschiedene Viehhäuser, ebenso zeugen zahlreiche Flurnamen von dem ausgedehnten Weidebetrieb.

(Nach Beschluß des Kollegiums wurde 1863 der Austrieb des Melkviehs und der Pferde eingestellt.)

c) Waldfeldbau

In einem Lagerbuch der St. Martinspflege von 1750 ist als weitere Nutzung eine Art Waldfeldbau auf den Bergen erwähnt. Demnach wurden einzelne Waldflächen ausgestockt und je nach Güte des Bodens 6 bis 12 Jahre lang mit Frucht bebaut. Wenn der Ertrag nachließ, blieben diese Äcker bis zu 30 Jahren und mehr ungenutzt liegen. Vielleicht wurden sie beweidet, wahrscheinlich samtlich aber im Lauf der Zeit auf dieser Fläche wieder Bäume an. Dasselbe Verfahren wurde nach Brachlegung der einen Fläche anderen Orts wiederholt und so schloß sich im Lauf der Zeit der Kreis mit der Bebauung der zuerst ausgestockten Fläche.

Schon ums Jahr 1500 war diese Nutzungsart gebräuchlich, die Ortsangaben sind allgemein gehalten, die Äcker würden auf der Althochfläche liegen auf rauhem, felsigem Untergrund. Es ist möglich, daß wenigstens einige beim Malesfelsen liegen, es sind dort Steinriegel im Wald zu finden, die auf einen ehemaligen Ackerbau deuten.

4. Waldzustand

a) Holzarten

Als kurze geschichtliche Einführung sei gesagt, daß sich während der verschiedenen Eiszeiten, in denen unsere Alb bekanntlich nicht vergletschert war, nur die Zwergbirken und verschiedene Heidekrautgewächse, die auch dem härtesten Klima gewachsen waren, halten konnten. Sämtliche Bäume auf der Althochfläche waren verschwunden, auch in den tieferen, geschützteren Lagen am Fuß der Alb gediehen le-

diglich noch wenige Holzarten (Bergkiefer, Birke und Weide). Nach der Eiszeit kehrten, sich allmählich von ihren Reliktstandorten wieder ausbreitend, die Pionierholzarten Bergkiefer, später die Weißbirke, die Waldkiefer, die eine offene Landschaft bildete, auf die Alb zurück. Im Verlauf langer Jahrhunderte wanderten mit milder werdendem Klima weitere Holzarten ein. Zuerst die Hasel, dann die Ulme, Linde, Eiche, wie Bertsch an Hand seiner Pollenanalysen nachweist. Die letzte große Veränderung der Waldzusammensetzung fiel in die Bronzezeit, als der Buchenwald, der bis heute ein Charakteristikum unserer Heimat geblieben ist, die schwäbische Alb eroberte.

Mit zunehmender Besiedelungsdichte und dem damit steigenden Holzverbrauch hat sich nun in den letzten Jahrhunderten der Mensch an Stelle des Klimas zu einem waldverändernden Faktor von nicht unerheblicher Bedeutung aufgeschwungen. Er hat die natürlichen Buchenwälder stark zurückgedrängt zugunsten der wirtschaftlich wertvolleren Nadelhölzer, er hat auch unmerklich den ursprünglich reich mit Mischholzarten durchsetzten Buchenwald eintöniger gemacht, denn diese Holzarten — Eiche, Ulme, Linde, Ahorn, Wildobstbäume — nutzte er ihrer guten Holzeigenschaften wegen vornehmlich. Daß früher diese Mischholzarten stärker vertreten waren, schreibt schon Dr. Schäffler in seiner Topographie vom Jahr 1811: „Da alle ganz alten Häuser in Ebingen fast ganz mit Eichenholz gebaut sind, muß aber vor Zeiten ein Eichenwald existiert haben, man glaubt im Ehestetter Tal“.

Obige Deutung, nach der ein reiner Eichenwald bestanden haben soll, ist nicht wahrscheinlich. Dagegen bestätigen Dr. Schäfflers Feststellungen, daß in früheren Zeiten die Eiche mehr an der Waldbildung beteiligt war. Auch Flurnamen weisen darauf hin, daß andere Holzarten vorhanden waren, so der Name Griesenloch z. B. auf die größere Ausbreitung der heute fast ganz verschwundenen Wildkirsche.

Wie sehr die Ebinger bemüht waren, diese selten gewordenen Holzarten zu schützen, geht aus den Gerichtsprotokollen der Jahre 1760—1790, die im städtischen Archiv erhalten sind, hervor. Zahlreiche Strafen wegen Waldfrevels, sorgfältig mit Ort, Holzart und Höhe der Geldbuße in die Protokolle eingetragen, wurden über Ebinger Bürger verhängt. Aus diesen und den Fuhrlohnregistern, in denen über die Fuhrlöhne

mit denselben genauen Angaben buchgeführt wird, ließ sich feststellen, in welchen Waldteilen bestimmte Holzarten vor 200 Jahren wuchsen. Eine kartenmäßige Darstellung dieser Angaben vermittelt ein aufschlußreiches Bild der Holzartenverbreitung.

Durch dieselben Quellen konnte auch bewiesen werden, daß im Ebinger Stadtwald bereits um 1700, also vor mehr als 250 Jahren, Nadelholzbestände begründet wurden. Im Jahr 1765 gibt nämlich die Stadt für die Abfuhr größerer Mengen Fichtenteuchelholz (210 Stämme) Gelder aus. (Teuchel sind Wasserleitungsrohre aus Holz, welches seinen Dimensionen entsprechend etwa 50 bis 70 Jahre alt sein muß). Daß vorher kein schlagbares Nadelholz auf der Markung Ebinger stockte, geht aus der Bürgermeisterrechnung des Jahres 1737 hervor: „Die hierzu (zum Neubau des Schlachthauses) nötigen Thannen waren hiesigen Orthes, da weder gemeine Stadt noch einige Privatier Tannenwälder besitzt, nicht zu haben.“

Dank der genauen Aufschriebe im städtischen Archiv lassen sich diese ältesten nachweisbaren Nadelholzgebiete auch benennen. Sie liegen im Feldboch, Fleinsberg, Wachtbühl und Zitterboch; die Nadelholzvorkommen konzentrieren sich also an wenigen Orten, was die Vermutung nahelegt, daß sie hier künstlich durch Saat begründet wurden. Eine Bestätigung der Nadelholzsäaten findet sich allerdings erst im Jahr 1783, als 3 Simri (66,45 Liter) Tannensamen von Jerg Mauthe in Tallfingen gekauft und in junge Waldungen ausgesät wurden. Dabei bleibt natürlich die Frage offen, ob mit diesem „Tannen“-Samen tatsächlich die Weißtanne gemeint ist, denn auch heute noch wird im Ebinger Sprachgebrauch die Fichte Tanne genannt. Es kann sogar sein, daß die Forche mit Fichte oder Tanne bezeichnet wurde, da sie in allen zu dieser Arbeit benutzten Unterlagen nirgends auftaucht, in der ersten Waldbeschreibung von 1824 aber an den oben genannten Orten zu gleichen Teilen auftretend wie die Fichte beschrieben wird.

In den übrigen Waldungen dürften die Nadelhölzer nur ganz vereinzelt eingemischt gewesen sein, vielleicht wurden sie auf Grund der hervorragenden Wuchsleistung dieser Einzelexemplare erst vermehrt angebaut.

b) Waldaufbau

Durch unsachgemäße Nutzung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts wurden die Wälder immer mehr herunter-gewirtschaftet, aus den ursprünglichen, natürlichen Buchenmischwäldern wurden vorzugsweise die Mischholzwälder entnommen, auch von den Buchen immer wieder in regelloser Plünderung unter Außerachtlassung jeglicher Pflegegrundsätze das geradstämmigste, astreinste Holz gehauen, so daß im Endzustand lediglich wenige alte Buchen über einem Stockausschlagwald standen, der alle 30—40 Jahre kahlgehauen wurde zur Brennholzversorgung der Bevölkerung. Vielfach waren die Bestände ungleich infolge schlechter, unregelmäßiger Pflege, die wenig begehrten Weichhölzer überflügelten in ihrem Mischungsanteil sogar teilweise die Buche, zahlreiche Sträucher hatten sich ausgebreitet. In dem lückigen Bestandaufbau fanden sich viele öde Stellen, mit Himbeeren und anderen Schlagpflanzen bedeckt.

Wenn auch wenige Waldteile, die etwa zur Bauholznutzung vorgesehen waren, sich besser bestockt mit zahlreichem Oberholz erhielten, so erzählen doch viele Aktennotizen der vergangenen Jahrhunderte von der Vernachlässigung unserer Waldungen. Dieser schlechte Zustand des Stadtwaldes machte alle beschriebenen Maßnahmen, die teilweise seit dem Jahr 1600 auch von den Ebinger Stadtvätern in Sorge um das Fortbestehen des Waldes ergriffen wurden, not-

wendig. Er war es, der die Bannung gewisser Waldteile, die Einsetzung der Waldinspektoren und besser besoldeter Waldschützen, den kontrollierten Brennholzhieb, das Verbot der Waldweide und Streunutzung, den Schutz der Mischholzwälder, die Einbringung der Nadelhölzer, die Abschaffung des Bürgernutzens veranlaßte.

Wenn auch bis zum Jahr 1800 einige Bes-

serung eingetreten sein mag infolge dieser Maßnahmen, so bot sich doch den damals erstmalig berufenen forstlichen Fachleuten mit der durch sie eingeleiteten nachhaltigen Bewirtschaftung des Stadtwaldes ein überreiches Tätigkeitsfeld.

Von der seither mit großzügiger Unterstützung der Stadt Ebinger geleisteten Arbeit zeugen unsere heutigen Wälder.

Auf dem Venusberg

Von Dr. Josef Weingartner

Das „Grand Hotel“ in Trapani, das auf der äußersten Westspitze von Sizilien steht und in dem wir genächtigt hatten, war nicht danach angetan, uns am nächsten Morgen den Abschied besonders schwer zu machen. Und so fuhren wir denn die äußerst umständlich angelegte Straße empor, deren Windungen und Kurven zum Mons Eryx führen, zu einem isoliert aufragenden 751 m hohen Berg, dessen Haupt sich jetzt am Morgen in tiefem Nebel barg. Nach der antiken Legende, die uns Diodor Siculus überliefert hat, wurde die Stadt Eryx von Eryx, einem Sohn des sizilianischen Königs Butas und der Venus gegründet, der an der höchsten Stelle der Stadt seiner Mutter einen reich ausgestatteten Tempel erbaute. Dieser Venustempel gewann im Lauf der Jahrhunderte einen hohen Ruhm, und auch die Stadt Eryx spielte als besonders günstig gelegene Festung bei allen Gelegenheiten, so etwa in den Kriegen, die Dionys von Syrakus mit Karthago führte, oder in den Punischen Kriegen, eine wichtige Rolle.

Heute ist von der alten Siedlung wenig mehr vorhanden. Die Einwohnerzahl der Stadt, die seit der Normannenzeit den Namen S. Giuliano trägt, weil nach der Legende der hl. Julian bei einer Belagerung der Stadt dem Grafen Roger wie einst der hl. Jakob den Spaniern zu Hilfe kam, nimmt ständig ab. Nicht einmal die viel gerühmte Tracht der Leute, den langen schwarzen Kapuzenmantel der Männer und die bis zu den Füßen reichenden schwarzen Schleier der Frauen, die wegen des häufigen Nebels nur einen Teil des Gesichtes freilassen, konnten wir bewundern, weil die engen und steilen, aber schön gepflasterten Gassen völlig leer waren. Auch die kleinen, einstöckigen Häuser versteckten sich gerne hinter Gartenmauern, ducken sich orientalisch unter platten, vorspringenden Dächern und zeigen gegen die Straße höchstens da oder dort ein kleines Fenster. Da der ganze Berg aus weißem Kreidekalk besteht und daher die ganze Stadt aus Kalkstein erbaut ist, macht alles zusammen einen merkwürdig grauen, altertümlichen und fremdartigen Eindruck. Es ist als stände hier die Zeit still, als wanderte man durch eine ausgestorbene Stadt, die mit der Gegenwart keine Berührung mehr hat. Umso seltsamer kontrastiert damit auf einem bescheidenen einstöckigen Gebäude die zeitgenössische Aufschrift: Bar Trento-Trieste.

Von der antiken Stadt ist nur ein Rest Ringmauer erhalten, der etwas unter der heutigen Stadtmauer hinläuft. Elf vier-eckige, stark nach außen vorspringende Türme mit verhältnismäßig kleinen Zwischenräumen, geben noch einen unmittelbaren Begriff vom Eindruck der Festigkeit, den die ursprüngliche Umwallung des alten Eryx gemacht haben muß. Die großen, jedoch nicht ganz regelmäßigen Quadern der unteren Teile stammen wohl noch aus jener Zeit, wo die Elymer, ein Teil der Urbevölkerung Siziliens, hier einen ihrer Hauptstützpunkte hatten. Die gewaltsame Zerstörung, von der die kleinen Steine der oberen Partien heute noch Zeugnis ablegen, dürfte am ehesten auf Hamilkar zurückgehen, der im ersten punischen Krieg die Stadt und ihre Befestigung schleifte, damit sich dort nicht die Römer festsetzen konnten. Nur der hochberühmte, ins graue Altertum zurück-

reichende Tempel der Astarte, die später in die Aphrodite und dann in die Venus Erycina umgetauft wurde, blieb erhalten und wurde noch als befestigte Warte benützt, die aber bald in die Hand der Römer fiel. Nach dem Krieg nahm die Stadt einen neuen Aufschwung, denn die Römer hielten als angebliche Sprößlinge des Aeneas, der nach der römischen Sage diesen Berg ebenfalls besucht hatte, und seiner Mutter Venus alle Kultstätten dieser Göttin ganz besonders in Ehren, wobei aber nicht nur religiöse Erwägungen, sondern auch recht menschliche Bedürfnisse maßgebend waren. So wurde unter ihrer Herrschaft der Tempel das berühmteste und besuchteste Venushheiligtum der westlichen Mittelmeerländer.

An der Stelle des ehemaligen Tempels erheben sich heute die ausgedehnten Ruinen eines mittelalterlichen Kastells und der alte Kustode, dessen Phantasie schon seit vielen Jahrzehnten mit der Geschichte und mit den Sagen dieser ehrwürdigen Stätte verwachsen war, und den sein wenig anstrengender Beruf halb zum Dichter und halb zum resignierten Philosophen gemacht hatte, ergötzte uns durch seine originellen Randbemerkungen. Das Allerschönste aber war die Aussicht, im Osten die fernen Bergkämme, wo man in einer Entfernung von dreißig Kilometern bei guter Beleuchtung den einsamen Tempel von Segeste sieht, auf drei Seiten das blaue Meer, hart unter uns die Stadt und das Salinennetz von Trapani, dann am Ufer die bizarren Felsklippen, die schon Vergil besungen hat und die Aegadischen Inseln, im Südwesten endlich bei besonders guter Sicht die Insel Pantelleria und manchmal sogar das Cap Bon in Afrika. Schon diese freie Lage auf dem hohen Berg, wo der Tempel ringsum weit über das Meer hinausstrahlte, während ihn ein andermal wieder dichter Nebel geheimnisvoll einhüllte, machte einen ungewöhnlichen Eindruck. Der große Opferaltar stand unter freiem Himmel, sein Feuer brannte tief hinein in die Nacht und leuchtete weit hinaus in die Insel und auf das dunkle Meer. Die Opfertiere, so erzählt die Legende, nahen dem Opferaltar aus freiem Antrieb und die sie verkauften, forderten nie einen ungebührlichen Preis, denn der Dienst der Göttin machte Tier und Mensch bereit und willig. In der Schatzkammer funkelten Ringe und Halsbänder und viele andere Opfergeschenke aus Silber und Gold, um den Berg und um den Tempel flogen die weißen Tauben der Göttin und viele Hierodulen, d. h. Tempeldienerinnen, wehten sich dem Dienst der Lust, der nach heidnischer Auffassung im Heiligtum der Liebesgöttin zum Mysterium, zur religiösen Kulthandlung wurde. Natürlich war das ein bequemer Selbstbetrug, der die Tyrannei des Triebes mit dem trügerischen Schimmer des Mystizismus umkleidete und die Sklavinnen der Lust, die mit ihrem Leib die Tempelschätze vermehrten, zu Dienerinnen der Götter stempelte. Man begreift, daß die römischen Beamten eine Amtshandlung in der Stadt Eryx oder eine Wallfahrt zum berühmten Venustempel als eine willkommene Abwechslung betrachteten. Diodor schildert uns, wie die römischen Konsuln und Prätores auf ihren Kriegsfahrten und Dienstreisen niemals vergaßen, auch dem Berg und dem Tempel der Venus ihren Besuch abzustatten und ihn

mit reichen Opfergaben zu ehren, und wie sie dabei im Tempelbezirk der Liebesgöttin den strengen Ernst ihres Amtes ablegten und heiter scherzend der Venus Erycina und ihren Tempelfrauen zu gefallen suchten. Mit dem Heidentum verfiel aber auch der Tempel der Venus, dem das Christentum jeden religiösen Schein raubte und ihn dafür zur unheimlichen Wohnstätte der Dämonen machte. Heute ist von seinem heiligen Bezirk nur mehr eine aus schönen Quadern gefügte Substruktionsmauer in einer Felsenschlucht und der sogenannte Venusbrunnen, ein aus dem Felsen gehauener sieben Meter tiefer Schacht vorhanden, den

grünes Venushaar umwuchert. Im übrigen hat das christliche Zeitalter die Erinnerung an diese und ähnliche Stätten antiken Sinnenkultes in poetischen Sagen vom Venusberg, vom Ritter Tannhäuser usw. festgehalten, in dem sich tiefes Grauen vor dem unheimlichen Zauber mit der verführerischen Sehnsucht nach der versunkenen Welt seltsam und prickelnd mischen und die deutlich darauf hinweisen, daß die geheimnisvollen Urgewalten der Natur auch heute noch nicht erstorben sind und daß trotz aller heroischen Siege auch der beste Kämpfer Erdenweg hart an ihrem Reich vorüberführt.

und Fleisch, Brühe und Fleisch, Sulz und Kühle, Braten und Gemüse, Käse und Kuchen und zu allem genügend Wein und Brot geben. Die Reste sollen an arme Leute verteilt werden.

Man sieht also, daß ein solches Festessen damals recht umfangreich war, wenn auch die Abwechslung und Verfeinerung, wie wir sie heute gewohnt sind, noch ganz fehlen. Man mußte sich eben mit dem, was man selber erzeugte, zufrieden geben, denn irgendwelche Lebensmittel von weither zu transportieren, war, wenigstens für das einfache Volk, aus vielfachen Gründen unmöglich. Viele uns heute alltäglich erscheinende Lebensmittel wie Kartoffeln, Reis usw., waren damals in Europa noch völlig unbekannt.

Anschließend an dieses Festmahl erhalten die Priester noch einen Geldbetrag, nämlich der Balingen Pfarrer als der höchste im Rang 11 Pfennig, alle übrigen 7. Der Wert des Geldes war natürlich damals wesentlich höher als heute. Für die Kerzen, die während des Gottesdienstes zu brennen hatten, ist ebenfalls eine Summe vorgesehen; auch die beiden Mesner erhalten eine geringe Vergütung. Schließlich wird noch bestimmt, daß der Schulmeister mit seinen Schülern beim Singen helfen soll, wofür auch er am Mahl teilnehmen darf und eine geringe Vergütung erhält.

Damit die Urkunde für alle Zeiten anerkannte Gültigkeit besitzen soll, wird sie von folgenden Zeugen gesiegelt, nämlich von Junker Werner von Rosenfeld d. Alt., und Caspar Büter, Altbürgermeister zu Balingen, sowie von den beiden Ausstellern Auberlin Arnold und Hans Gabler.

So gibt uns diese Urkunde manchen Aufschluß über das kirchliche Leben vor der Reformation, aber auch über die Rechts-, ja sogar über die Eßgewohnheiten der damaligen Zeit. Die Arnoldsche Stiftung bestand übrigens durch lange Jahrhunderte und fiel erst der Inflation nach dem 1. Weltkrieg zum Opfer.

Die Arnoldsche Jahrzeitstiftung von 1502

Von den Bräuchen unserer Vorfahren vor 450 Jahren - Von Dr. Foth

Nur wenigen Balingern dürfte es bekannt sein, daß der mit einer eisernen Tür versehene Wandschrank im Chor der Stadtkirche wertvolle alte Schriften der Stadt und der Dörfer des ehemaligen Amtes Balingen enthält, nämlich das Archiv der Heiligenvogtei, die einst das Kirchenvermögen verwaltete. Neben umfangreichen Bücherverzeichnissen finden sich auch Stiftungsurkunden, meist in Abschrift, von denen eine aus dem Jahr 1502 besonders interessant ist, da sie ein eindruckliches Bild vom gottesdienstlichen Leben der damaligen Zeit gibt.

Am Mittwoch vor Katharinentag des Jahres 1502 verfassten Auberlin Arnold, Marina, die Witwe seines Bruders Heinz, und ihre Schwäger Hans Gabler und Ciriax Gretzinger, alle Bürger zu Balingen, eine Urkunde, durch die sie die Neustiftung der sogenannten Arnoldschen Jahrzeit öffentlich bekanntmachen. Schon viele Jahre vorher hatten ihre Vorfahren zum eigenen Seelenheil, sowie zu dem ihrer Vorfahren und Nachkommen eine solche Jahrzeit, d. h. eine Art jährlichen Gedächtnisgottesdienstes für die Verstorbenen gestiftet und mit 50 Gulden durch den inzwischen verstorbenen Hans Arnold dotiert. Da diese Jahrzeit aber nicht regelmäßig gehalten worden war und da auch die juristischen Gepflogenheiten der damaligen Zeit nicht restlos erfüllt waren, wird sie also jetzt im Jahr 1502 neu gestiftet, wobei der Ablauf des Gottesdienstes bis ins einzelne geregelt wird.

Es wird bestimmt, daß die Jahrzeit alljährlich am Donnerstag vor St. Katharinentag begangen werden soll und zwar durch 30 Priester, die aus der gesamten Balingen Umgebung herbeigeführt werden. Es gehörten dazu der Balingen Pfarrer mit den zehn damals in der Stadt sonst noch tätigen Priestern, der Kaplan zu Heselwangen, die drei Priester von Ostdorf, die Pfarrer von Geislingen, Gresselfingen, Steinhofen, Erzingen, Engstlatt, Endingen, Roßwangen, Weilen unter der Lochen (Ortsteil des heutigen Weilstetten), Tieringen, Oberdigisheim, Dürrwangen, Burgfelden, sowie die zwei Priester zu Frommern und der Kaplan zu Pfeffingen.

Für den Verlauf des Gottesdienstes wird angeordnet, daß am Vorabend des Gedächtnistages die 11 Balingen Priester „in der Pfarrkirche ob den Gräbern“ (die heutige Friedhofkirche war damals noch die Balingen Pfarrkirche) eine Seelvesper lesen sollen. Am nächsten Morgen soll mit den von den Dörfern gekommenen Priestern eine ganze Vigili mit den Lectionibus, Parce mihi Domini, ein Seelamt, ein Salve Regina und eine Seelvesper gesungen werden. Anschließend sollen alle 30 Priester in die St. Niklas-kapelle, die heutige Stadtkirche, gehen und dort einen ganz ähnlichen Gottesdienst halten.

Eine so große Zahl von Priestern war deshalb gewählt worden, weil man in der damaligen Zeit, kurz vor der Reformation,

in beständiger Angst um sein Seelenheil lebte und glaubte, daß dies durch eine möglichst große Anzahl von priesterlichen Gebeten am besten gesichert würde. Außerdem kann man aus diesem Aufwand erkennen, daß die Arnolds eine reiche Familie waren, die sich ihr Seelenheil durchaus etwas kosten lassen wollte, denn umsonst wurde der Gottesdienst von den Priestern nicht durchgeführt.

Deshalb wird eine ganze Reihe von Gütern bestimmt, aus denen ein jährlicher Zins für die Begehung der Jahrzeit zu entrichten ist. Auch hier wird nicht versäumt, alles bis ins einzelne festzulegen. Der Älteste der Arnolds hat aus dem Ertrag vor allem für die Bewirtung der Priester zu sorgen. Die Einzelbestimmungen darüber sind deswegen interessant, weil sie manchen Aufschluß über die damaligen Eßgewohnheiten geben. So sollen z. B. die Balingen Priester nach ihrer Seelvesper am Vorabend Schmalzkuchen, Kuchen, Käse, Nüsse, Brot und 4 Maß Wein erhalten. Auch die Speisenfolge für den eigentlichen Gedächtnistag wird genau festgelegt. So solle es, nachdem die Ämter gelesen und gesungen waren, zuerst ein Voressen, dann Rüben

Inhaltsverzeichnis des ersten Jahrganges

	Seite		Seite
Der landschaftliche Aufbau des Kreises Balingen, von Hans Müller	1, 6, 10	Das Winterlinger Ried, ein kleines Oberschwaben; von Hans Müller	25
Wo liegt die heutige Wasserscheide? von Fritz Scheerer	2	... habeat Balgingam von Dipl.-Ing. Kerndter	27
Das Grab von Weilheim von Dr. Jänichen	3	Lautlingen beschwerte sich 1811 über die Gräflliche Herrschaft beim König von Heinz Raasch	27
Der Rosenfelder Fahnenfund von Kurt Rockenbach	4, 7	Von der Balingen Rotgerberzunft von Fritz Scheerer	29, 35
Zur Farbthematik der Burgfelder Fresken von Dipl.-Ing. Kerndter	5	Schloß Lichtenegg in Legende, Geschichte und Denkmalspflege von Karl Heinrich von Neubronner	30, 35
Die Waldentwicklung der Zollernalb von Forstmeister Scheel	8, 11, 16	Vom Werden unserer Landschaft von Fritz Scheerer	31
Unsere Landschaft und ihre Wege von Fritz Scheerer	9	Die schattenseitigen Leute von Karl Felix Wolff	33, 38, 42
Von der Christianisierung unserer engeren Heimat, von Dr. Foth	12	Ein Römerstraßen-Dreieck bei Ebingen von Hans Müller	34, 39
Oberhauserhof, Schauplatz einer geschichtlichen Intrigue? von Friedrich Sanner	13	Der Fall Koseritz von Karl Heinrich von Neubronner	37
Eine Polizeiordnung für Ebingen vor 200 Jahren; von Dr. Stettner	14	Die Rosen in der Antike von Karl Heinrich von Neubronner	41
Die Landesfarben im Wandel der Jahrhunderte; von Kurt Rockenbach	15	Das Salz der Erde; von Dr. Wendt	41
Ernstes und Heiteres aus dem Leben eines Schulmeisters; von Pfarrer Gaß	16, 20, 23, 28, 32, 36, 40, 44	Zur Geschichte des Stadtwaldes Ebingen von Forstassessor Maag	43, 48
Die Balingen Kirchen und Kapellen im Mittelalter; von Dr. Foth	17	Über den Sinn der Christrose von Friedrich Schnack	45
Die Grafen von Zollern als Städtegründer; von Felix Menz	18	Die größte Krippensammlung der Welt von ungenanntem Autor	45
Rechtsverhältnisse und Gerichtsbarkeit in Lautlingen; von Heinz Raasch	19	Naturschutz und Landschaftspflege im Kreis; von Forststr. Kauffmann	46
„Kreise“ im Heiligen römischen Reich Deutscher Nation von Kurt Rockenbach	21	Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Kreises vor 100 Jahren von Fritz Scheerer	47
Das Klosterlein Wannental von Dr. Foth	21		
Alamannen-Friedhof bei Geislingen entdeckt; von Dr. Schiek	23	Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreund“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.	
Leidringer Schicksale im Dreißigjährigen Krieg; von Dr. Bizer	22		

Deutsche Ritter beim Veroneser Aufstand 1354

Von Dr. Karl Schadelbauer

Wer von den zahlreichen Besuchern Veronas sich ein paar Stunden Zeit nimmt, um die schönen, alten Bauwerke der Stadt zu besichtigen, wird nicht verfehlen, auch die aus dem 13. Jahrh. stammende Kirche S. Anastasia zu besichtigen. Noch ehe er das gotische Portal des mächtigen Gotteshauses durchschreitet, bemerkt er linkerhand, hoch über einem Toreingang, das seltsame Grabmal des Wilhelm von Castelbarco, von dem vor beinahe 100 Jahren Sebastian Brunner in seinem Buch „Aus dem Venediger- und Longobardenland“ schrieb: „Es dürfte selten ein Sarg mit einer ähnlichen luftigen Position zwischen Himmel und Erde schwebend vorkommen“. Der genannte Torbogen verbindet S. Anastasia mit der kleinen Kirche S. Giorgio oder S. Giorgetto, später S. Pietro Martire genannt. Schon 1904 hat Georg Biermann in seinem Buch „Verona“ auf diese Kirche hingewiesen; er schrieb von diesem bescheidenen, „von außen völlig unscheinbaren“ Bau: „Was dies Kirchlein gerade für uns Deutsche zu einer gewissen Sehenswürdigkeit stempelt, das ist die Erinnerung an das deutsche Mittelalter, die es durchzieht. Es ward für die brandenburgischen Soldaten erbaut, die Cangrande II. in Sold genommen hat“. Biermanns Behauptung, daß die Kirche erst für die brandenburgischen Ritter Cangrandes II. (also nach 1351) erbaut worden sei, erfuhr durch Carlo Cipolla eine Berichtigung, der feststellte, daß sie bereits vor 1346 bestand. Übrigens hatten deutsche Ritter auch in Pisa, Lucca, Florenz und Parma St.-Georgs-Kapellen gegründet. Die Veroneser Kirche enthält nun im Innern Reste einer Serie von Wappen brandenburgischer und tirolischer Ritter, die im Jahr 1354 Cangrande II. zu Hilfe gekommen waren. Der Anlaß, der zur Anbringung jener Wappen führte, war ein Ereignis, das auch in die Tiroler Geschichte hereingreift.

Zuvor sei erwähnt, daß sich Cangrande II. von Verona im Jahr 1350 mit Isabella, der Tochter Ludwigs des Bayern und Schwester des Markgrafen Ludwig von Brandenburg, vermählt hatte. Letzterer war als Gatte der Margarethe Maultasch damals auch Landesfürst von Tirol. Die beiden Schwäger scheinen sich gut vertragen zu haben, denn eine Chronik von Este erzählt, daß Cangrande zu Neujahr 1353 zum Besuch des Markgrafen nach Trient geritten sei, aus welchem Anlaß große Turniere stattgefunden hätten. Und auch im folgenden Jahr machte sich Cangrande Mitte Februar auf, um seinen Schwager in Bozen zu Verhandlungen aufzusuchen, vielleicht auch um Fasching zu feiern. Freilich war ihm diesmal kein ruhiger Aufenthalt zu Bozen vergönnt, denn, wie Carlo Cipolla in seiner Geschichte Veronas ausführte, benützte Cangrandes Vertreter seine Abwesenheit zu einem hinterhältigen Aufstand.

Cangrande II. hatte bei seiner Abreise am 14. Februar 1354 Verona seinem natürlichen Bruder Fregnano und Azzo von Correggio, dem Bruder der zweiten Frau Cangrandes I., anvertraut. Kaum hatte er sich aber

entfernt, als Fregnano das Volk aufwiegelte, so daß er selbst schon am 20. Februar den Titel eines Stadtherren (Capitano e Signore di Verona) annehmen konnte. Bei diesem Aufstand unterstützten den Fregnano die Gonzaga von Mantua, für die jede Schädigung der Scaliger einen Vorteil bedeutete, und vermutlich auch die Visconti, die in der Umgebung der Stadt den Ablauf der Ereignisse beobachteten. Aber wenn die Genannten auch mitschuldig an jenem Aufstand waren, so soll er doch hauptsächlich vom Volk ausgegangen sein (una rivolta democratica), das den Verlust seiner alten Rechte nicht verschmerzen wollte. Fregnano war überdies, wie der Florentiner Matteo Villani berichtet, beim Volk von Verona und Vicenza sehr beliebt.

Begreiflicherweise brach Cangrande, als er von dem Aufstand erfuhr, seinen Bozener Aufenthalt unverzüglich ab und eilte zu dessen Niederschlagung nach Verona. Da er Truppen aus Padua, Vicenza und dem Venezianischen, sowie deutsche Ritter heranzuführte, nahm er möglicherweise den Heimweg über das Val Sugana; so hätte er auch Verona von einer anderen Seite angreifen können. Die Strecke Verona—Vicenza soll übrigens schon Jahrzehnte vorher Cangrande I. mit seinen Reitern in vier Stunden zurückgelegt haben. Als Cangrande II. in die Stadt eingedrungen war, kam es bei der Ponte delle Navi zu einem Gefecht mit den Aufständischen (am 25. Februar), in dem Fregnano den Tod fand. Bei dem Versuch, in einem Boot auf der Etsch zu entkommen, kenterte dieses wegen seiner unkundigen Bewegungen und Fregnano ertrank, von seiner Rüstung in die Tiefe gezogen. Der Leichnam wurde geborgen und an einem Fuß an einem Galgen aufgehängt. Azzone da Correggio hatte beizeiten das Weite gesucht.

Ludwig der Brandenburger bot seinem Schwager zweifellos sofort Hilfsmannschaften an, ja ist schließlich sogar selbst nach Verona ausgezogen. Er scheint umfangreiche Rüstungen vorgenommen zu haben, denn am 9. März weilte er noch in Bozen. Erst vom 16. bis 25. März ist er in Verona nachweisbar. Am 27. März war der Brandenburger bereits wieder in Trient eingetroffen; der dortige Hauptmann gab ihm damals Kost, Fische, Eier und allerlei Küchen Speise, wofür er über 44 Pfund verrechnete. Nach einer Scaliger-Chronik war der Markgraf mit 1500 Soldaten nach Verona gekommen und wollte mit dieser ansehnlichen Streitmacht, da der Aufstand in der Stadt ja längst niedergeworfen war, nun auch die Herren von Mantua, als dessen Drahtzieher, zur Ordnung rufen. Da ihm Cangrande dies aber nicht gestattete, zog er alsbald gekränkt nach Hause.

Stiftung in der Georgskirche

Die Ritter, die damals in Verona weilten, stifteten nun, um wenigstens ein Andenken zu hinterlassen, eine ewige Messe in der St.-Georgs-Kirche. Nachdem man bereits um 1880 begonnen hatte, die darin befind-

lichen Fresken von ihrer Übertünchung zu befreien, fand man im Januar 1896 eine lange Weiheinschrift über dem Westportal. Diese besagt — abgedruckt von Giuseppe Gerola in „Madonna Verona“, 1912 — daß täglich zur dritten Stunde (Terzenzeit) zu Ehren des hl. Georg und für alle lebenden und gestorbenen Deutschen (Ritter) eine Messe zu lesen am 24. April 1354, dem St.-Georgs-Tag, eine Stiftung errichtet worden sei. Biermann schreibt hierzu in seinem bereits erwähnten Buch „Verona“ (S. 102): „In dieser Kirche (= S. Giorgio) sind unlängst die Wände zum Teil von ihrer Tünche befreit worden. Dabei ist eine große Reihe von stark und gewaltsam beschädigten Fresken zutage getreten, die alle mehr kulturhistorisch interessant, als künstlerisch bedeutend sind. Unter einem dieser Fresken, einem Motivbild, lesen wir den Namen Bartolomeo Badile. Der Inhalt dieser Bilder ist stets der gleiche: zwei Heilige, meistens beiderlei Geschlechts, empfehlen einen knieenden Ritter der Madonna. Wohlgemerkt, wir befinden uns in der Kirche, die den brandenburgischen Soldaten zugehörte. So dürfen wir also in diesen knieenden Gestalten mit Recht deutsche Ritter und Hauptleute wiederfinden. Es scheint unter diesen deutschen Rittern die allgemeine Sitte geherrscht zu haben, sich hier noch bei Lebzeiten durch die Hand eines nur mittelmäßigen Künstlers verewigen zu lassen; denn wir haben hier nur reine, wahrscheinlich billig genug bezahlte Handwerkerarbeit vor uns, die stets denselben, von jeher überkommenen Typus des Motivbildes gleichförmig wiederholt.“

Außer den genannten Motivbildern sind aber noch Reste von 19 Wappen erhalten. Giuseppe Gerola hat sich, unterstützt von dem Tiroler Heraldiker Konrad Fischnaler, bemüht, ihre Träger festzustellen und die beigefügten Namen zu entziffern. Neben dem des bekannten Truppenführers Konrad von Landau finden sich da nun die der Südtiroler Ekkehard von Villanders, Ingenuin von Weineck und eines Schabsers, die einen Schwanenkopf im Wappen führten.

Schon Mastino hatte deutsche Ritter

Karl Heinrich Schäfer stellt im ersten Buch seines großen Werkes „Deutsche Ritter und Edelknechte in Italien während des 14. Jahrhunderts“ fest, daß bereits der Vorgänger Cangrandes II., Mastino della Scala, viele deutsche Ritter in seinem Dienste hatte, darunter die beiden bekannten Haudegen Herzog Werner v. Urslingen und Graf Konrad von Landau. Die sogenannte Große Kompanie unter der Führung des Johanniter-Ritters Morreale und des Grafen von Landau begegnet im Jahr 1353 mit etwa 6000 deutschen Rittern in der Mark Ancona; dort teilte sie sich dann, worauf Landau gegen Norden zurückmarschiert sein dürfte. Die Tiroler Ritter waren vermutlich in der Begleitung Ludwigs des Brandenburgers nach Verona gekommen. Schäfer hatte die Absicht, über diese Motivbilder und Wappen eine eigene Monographie erscheinen zu lassen; da er aber noch im vierten Buch seines genannten Werkes, das erst 1940 ausgegeben wurde, mitteilt, daß der fünfte Band mit den Rittern im Dienste der lombardi-

den Ghibellinen „schon weit vorgeschritten“ sei, dürfte dieser möglicherweise infolge des Krieges leider nicht mehr erschienen sein.

In der Stammtafel der Villanders (nach Mayrhofen) begegnen mehrere Ekkeharde. In Verona dürfte jener Egkhardus de Villanders Herr der Trostburg, mitgewesen sein, der mit Zwanta, einer Tochter Sichos von Castelnuovo (Caldonazzo) verheiratet war. In der Familie Weineck kommt nur ein Ingenuin vor, der zwischen 1343 und 1377 (Sterbejahr) erscheint. Einen Nicholus Bayneck=Weineck, der 1380 in Siena diente (de sovietate Alamanorum), möchte Schäfer

einem Graubündener oder Wasgauer Geschlecht zuteilen; er erinnert dabei aber doch an das Fresko in Verona.

Konrad v. Landau scheint bald nach dem Aufstand des Fregnano Verona wieder verlassen zu haben, denn er begegnet Mitte Juni 1354 wieder mit Morreale und der Großen Kompanie zu Florenz. Cangrande II. begann zur Erhöhung seiner Sicherheit an der Stelle der Kirche S. Martino Acquario das gewaltige Castel Vecchio und die dazugehörige schöne Brücke zu erbauen, die ihm jederzeit einen Rückzug auf das andere Ufer der Etsch ermöglichen sollte.

Die „Rauhe“ Alb hats in sich . . . !

Von Hans Müller

Die Alb ist landschaftlich das Rückgrat des Schwabenlandes. Andre Landesteile sind großartig wie der Schwarzwald, schön wie der Bodensee, freundlich wie das „Land der bunten Erde“ vom Schönbuch bis zu den Ellwanger Bergen, heiter wie das Neckartal. Aber die Alb allein hat „Charakter“, fügt zur Schönheit auch das Schrofne und Harte. Ganz in diesem Sinne hat sie sich ihre Bewohner gebildet, an deren Ecken und Kanten man sich stößt, wenn man die Tiefen ihres Gemüts nicht kennt.

Nun ist sehr reizvoll und unterrichtend, einmal zu betrachten, wie dieses seltsamste aller deutschen Mittelgebirge auf die Großen unseres Volkes gewirkt hat. Beginnen wir mit Friedrich Schiller. Daß er seine Heimat früh verlassen mußte und spät wieder sah, war ihm vom Schicksal bestimmt und führte mit zu seiner Größe. Man hat den Eindruck, daß sein stürmisches Wesen nur flüchtig auf so etwas wie die „Landschaft“ hinsah, aber dabei ihr Tiefstes gründlich erfaßte:

„Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel!
Sei mir, Sonne, gegrüßt,
die ihn so lieblich bescheint!
Ruhige Bläue, auch du,
die unermesslich sich ausgießt
Um das braune Gebirg,
über den grünenden Wald. — —
Frei empfängt mich die Wiese mit weit-
hin verbreitetem Teppich;
Durch ihr freundliches Grün
schlingt sich der ländliche Pfad.“
(Der Spaziergang)

Was brauchen wir mehr? In solchen Worten ist die ganze, schöne Gegensätzlichkeit, Form und Farbe, Schrofnes und Mildes, ist das Wesentliche voll enthalten. Der Dichter scheint nur von weitem hinzublicken, wir wissen nicht einmal, von welcher Gegend er spricht, und dennoch durchdringt sich seine Seele mit der Heimat völlig. Wie im Flug durchstürmte er dann alle Landschaften Europas, wenn er sie auch lieblich niemals sah, (war es Glück oder Unglück, daß es noch keinen Omnibus gab?) und — findet sich in Griechenland zuhause:

„Auch ich war in Arkadien geboren“
(Resignation)

Warum das? Mit Schillers Tod beginnt die geistesdürre Zeit des Materialismus. Er sah sie kommen. Buchstäblich ergriff ihn ein Fieber, zu retten, ins Ideale zu erheben, was noch möglich war. Auch seine treulose Heimat.

Er war in solchem Bestreben nicht der einzige. Friedrich Hölderlin, der Tübinger, fand Worte inbrünstiger Liebe zu seinem Neckartal. Als dessen ersten Hintergrund sah er täglich die steilen Bergwände der Alb vor sich:

„Oft stand ich, überschauend das holde Grün,
den weiten Garten, hoch in deinen Lüften
auf hellem Gebirg, und sah dich —
O heilig Herz der Völker, o Vaterland!“
(Gesang des Deutschen)

Auch Hölderlins Seele, die sich nach dem Vollkommenen sehnt, sie fliegt alsbald weiter:

„O heiliger Wald, o Attika!“ (ebenda)
Attika! Das war damals noch keine Zigarettenmarke. Das war ein geistiger Einblick in die Tatsache, daß die Heimatlandschaft imstande ist, die höchsten Geisteskräfte zu entfalten, deren der Mensch fähig ist — in der Griechenkultur fähig war! Hölderlin hat 38 Jahre länger gelebt als Schiller, aber diese ganze lange Zeit in geistiger Umnachtung. Es war zuviel für einen einzigen Menschen, gegen eine ganze, immer geistesärmer werdende Menschheit anzukämpfen.

Noch einmal nahm ein nur wenig Jüngerer, Eduard Mörike, den Kampf auf. Sein Schild, mit dem er sich vor seinem Jahrhundert schützte, war die stille, weltabgeschiedene Beschaulichkeit. Im Strom der Welt wäre er zugrunde gegangen. Mörike sieht sich die Landschaft schon etwas genauer an:

„Mit großen Freuden sah er bald von der Bempflinger Höhe die Alb als eine wundersame blaue Mauer ausgestreckt. Doch war ihm wohlbekannt, daß oben weithin wieder Dörfer seien.“
(Hutzelmännlein)

„Da seid ihr alle wieder aufgerichtet,
besonnte Felsen, alte Wolkenstühle!“
(Besuch in Urach)

Doch auch Mörike wandert im Geistigen viel weiter als sein „Seppe“, der nur bis Ulm kommt:

„Du bist, Orplid, mein Land,
das ferne leuchtet!“
(Gesang Weylas)

Aller guter Dinge sind drei. Mörike ist der dritte Schwabe, der sich in Seelenkämpfen das Tiefere erobert hat, das die Heimat in ihr angeregt.

Was diese drei Großen unter Schmerzen und Wehen nicht voll hinauszuführen vermochten, gelang dem Götterliebhaber, gelang Goethe. Scheinbar spielend (aber eben auch nur scheinbar!) Für ihn verteilten sich die Kämpfe auf ein ganzes, langes Leben. Mit 48 Jahren fährt er zum ersten Mal an der Alb entlang, bückt sich nach Steinen und stellt seelenruhig fest:

„Die Berge links gehen immer fort.“
(Schweizer Reise)

Ahnen wir überhaupt, was in dieser Seelenruhe beschlossen liegt? Schwerlich! Er sieht nicht nur mit brennenden Augen flüchtig hin wie Schiller, der gleich die ganze Landschaft mit seinem Seelenfeuer durchglüht. Er schaut sie nicht aus der Kerkerhaft des Körpers mit verletzender Seele wie Hölderlin. Er betrachtet sie nicht still verklärt, schmerzlich unter Tränen lächelnd, wie Mörike. Nein, Goethe „hebt Steine auf“ und — mit dieser materiellen Last beladen — ist er dennoch:

„Das Land der Griechen mit der Seele
suchend“ — — —
(Iphigenie)

— — — und findend!!

Hier nur eine Nebenwirkung seines Geisteserschaffens: Wir dürfen ihn getrost als den Vater der Gesteins- und Landschaftsforschung betrachten. Auch derjenigen der Schwäbischen Alb. Goethe reiste an der Schwabenalb und an der Frankenalb dahin, auch durchschritt er in tiefen Gedanken das Birstal im Schweizer Jura, wo jetzt das Goetheanum, Dr. Rudolf Steiners Freie Hochschule für Geisteswissenschaft, steht. Sein Zeitgenosse und Mitarbeiter, Alexander von Humboldt, übertrug den Namen „Jura“ auf die gesamte Gebirgskette vom Rhöneknie bis zum jungen Main und zugleich auf die Gesteinsart. Seither bedeutet Jura nicht nur ein langes, schmales Gebirge, sondern auch einen Zeitabschnitt in der Erdgeschichte. Jurazeit und Juragestein sind aber über die ganze Erde verbreitet, nur sind sie als „Alb“ am schönsten ausgeprägt und am ersten und eingehendsten erforscht worden. Ist nicht auch der Schwabe in aller Welt anzutreffen und hat doch allein hier seine Heimat? — Ein weiterer Zeitgenosse Goethes war Leopold von Buch, der „erste Geognost Deutschlands“. Er muß noch mehr Steine aufgehoben haben, denn ihm gelang die Dreiteilung in Schwarzen, Braunen und Weißen Jura. Für diese drei Forscher war noch „die Natur ein lebendiges Ganzes“. So lange man das weiß, kann es nicht schaden, ins Einzelne zu gehen. Sieht doch auch Mörike dem nun einsetzenden geognostischen Treiben schmunzelnd zu:

„Doch den Zweck nicht zu verlieren,
will ich jetzt auf allen Vieren
nach besagten Terebrateln
noch ein Stückchen weiterkratzen;
das ist auch wohl Poesie!“

(Der Petrefaktensammler)

Gewiß! Wenn man nämlich, wie Mörike, gleichzeitig geneigt ist:

„. . . und dazwischen mit Entzücken
nach der Alb hinaufzublicken“ . . .
(ebenda)

und dabei diese Alb mit Worten zu schildern, wie es kein Maler mit Farbe vermag. Man lese nur einmal das ganze Gedicht!

Aber es ist nun das fatale Wort „Zweck“ gefallen, was etwa das Gegenteil von Geist besagt. Die Erforschung der Alb wurde selber zum Zweck. Nunmehr ging man, um rascher voranzukommen, in der Geologie von den heutigen Naturerscheinungen aus und übertrug sie einfach auf das längst vergangene. Voran die zweckmäßigen Angelsachsen. Die Anregung dazu kam von Kant und erwies sich als sehr fruchtbar für das Tempo der Forschung. Goethe und seine Freunde hätten so etwas nie zugestanden. Sie wollten, daß man lieber aus der Vergangenheit für die Gegenwart lerne.

Ein Thüringer, Fr. A. Quenstedt, der ein halbes Jahrhundert lang auf der Alb „gekrattelt“ hat, legte schon 18 Schichten fest, die er mit griechischen Buchstaben benannte. Nichts mehr von Arkadien, Attika und Orplid — nur noch die griechischen Buchstaben. Quenstedts Schichteneinteilung hat sich als „schwäbische Stammeseigentümlichkeit“ gehalten gegen die englische, französische und — badische. Diese schöne Schichtung — man wollte es bis auf 100 Schichtchen bringen — machte die Alb zum Buchstabierbuch der Geologie. Die Ziffern, nach denen man die Folge und das Alter der Schichten berechnete, waren versteinerte Lebewesen. Das erste Tafelwerk über Petrefakten überhaupt schuf der Jenaer Schulmeister Walch, sozusagen ein Familienalbum von ihnen, und das waren „die glücklichsten Stunden seines Lebens“. Also wohl doch Poesie, wie Mörike fand? Quenstedt beschränkte sich auf die Relikte im Jura, aber dennoch wurde sein Tafelwerk so umfangreich, daß ihm seit 80 Jahren nichts Umfassenderes an die Seite gestellt werden konnte, weil es zuviel Geld und Arbeit kosten würde. Die Petrefakten spotten buchstäblich der Beschreibung! Ge-

hen wir nach Tübingen, so können wir den freundlichen „Ammonitenchef“, Dr. Hölder, über das Quenstedtsche Tafelwerk gebeugt sehen. Die „Rauhe“ Alb kann also auch Menschen freundlich machen! — Quenstedts Schüler Öppel griff weit über Schwaben hinaus (Wagner), und man antwortete ihm aus Syrien, Indien, von den Molukken, aus Mexiko und Südamerika: Ja, eure Einteilung stimmt auch bei uns! — Da kam einmal aus Kalifornien ein ganz berühmter Gelehrter ins Wutachtal. Dort traf er den schwäbischen Pfarrer Engel, dessen Buch er gelesen und den er sehr verehrte. Er überreichte ihm einen riesigen, selbstgepflückten Wiesenblumenstrauß. Und diese nette Episode erzählt der große Geologe Hans Cloos in seinem prächtigen Buch „Gespräch mit der Erde“. Der Kalifornier hat sie ihm in Pretoria in Südafrika erzählt! Engel war jahrelang Pfarrer in Laufen an der Eyach, hütete seine Gemeindegelände und wurde nebenher ein weltberühmter Geologe. Er hat noch Nachfahren in hiesiger Gegend, die von ihm folgendes erzählen: Zum Pfarrerkranz nach Balingen ging er stets zu Fuß, mit seiner Frau und mit einem Kleinkind im Handwägel. Fand er unterwegs einen besonders schönen Ammoniten, dann durfte die Frau Pfarrer mit der Postkutsche heimfahren. Er aber ging wieder zu

Fuß, und wenn etwa die Eyach zugefroren war, schlug er ein Loch ins Eis und badete. Im Pfarrhaus gab es täglich ungeschmälzte Brotsuppe. Darüber wurde der Seel- und Ammonitensorger Engel mehr als 80 Jahre alt. Er war ein kleines Männchen mit eisgrauem Bart, ein guter Erdgeist der „Rauhen“ Alb.

Es muß doch etwas dran sein an dieser Alb: Da haben Dichter und Pfarrer Steine gesammelt — und Steinsammler wie Dichter und Pfarrer geredet. Nur dreierlei entstand hier nicht: keine tändelnden Worte, keine schmalzigen Lieder und keine himbeerfarbigen Bilder. Eine solide Heiterkeit ist über die Landschaft ausgebreitet und auch über den Äbler — solange er nicht gerade seinen Dickschädel aufgesetzt hat.

Glaubt ihr, ihr habt die Alb gesehen, wenn ihr nur mit dem „Wagen“ darüber hinhuscht? Vielleicht das Fenster einen Spalt öffnet und „Ach, wie entzückend!“ hinaushaucht (und womöglich im gleichen Atemzug denket: Wenn es nur bald die gute „Attika“ wieder gäbe)? Tausendmal nein!! Ihr müßt sie schon kreuz und quer durchwandern, müßt auch einmal naß und wieder trocken geworden sein. Und alle Unrast müßt ihr ablegen. Dann erst lernt ihr die Alb kennen. Denn sie hat es wie der Bauer (soweit es ihn noch gibt): „No net hudle!“

fernen Tagen dich locken. Sieh auf zu der kreiseziehenden Gabelweide dort oben im blauen Azur — ja, die gibts also noch — freue dich der lautlosen Kurven wie einst. Einst? Als Kind scheuchten wir mal ein ganzes Rudel Rehe hier oben im Niederholz auf; es war hinterher ein lustiges Hüpfen der Geißen, Böcke und Kitzen über die jungen Tännchen. Immerhin sah ich heute im dunkelsten Waldtälchen westlich der Reiberhofruinen die hellen Spiegel von zwei Jungtieren in hohen Fluchten durch das Gestänge flitzen. Euch mag der hlg. Franz von Assisi in seine besondere Obhut nehmen! Ob es wohl noch immer die schwarzweißen Tiefbauer hier draußen gab? Einen mächtigen Dachsbau mit gutem Röhrensystem und einigen Wagenladungen Aushub hatte mir als Bub mein Bruder im niederen Föhrenbestand nahe der idyllischen Waldlichtung der ehemaligen Lenzhütte leise flüsternd und lautlos anschleichend gewiesen. Keine Spur mehr zu entdecken, aber beim Aufstieg aus dem Tal in der Schlucht, also jenseits der Platzgrenze, da hatte ich doch einen Bau gesehen? Am Ende haben die Fettwänste zur „chasse allemande“ doch größeres Vertrauen und haben sich demzufolge dorthin evakuiert; da sie sich ihre Wohnung selbst gebaut haben, hat das Ebinger Wohnungsamt gar nichts von dem Zuzug gemerkt.

Apropos „Jagd“, da hätte ich beinahe zu erwähnen vergessen, daß mir schon vor Eintritt in den Fasenbochwald nur etwa 200 Meter westlich des Markungsgrenzsteines von 1599 ein eigenartiger anderer Stein mit beidseitiger Einkerbung der Jahreszahl 1714 dadurch besonders aufgefallen war, daß auf der Nordwestseite, also der Stadt zu, über dieser Zahl noch etwas eingeritzt war. Es war schlecht zu erkennen, schon besser mit dem Finger zu erfühlen: das Ergebnis ist aus Nr. 2) der Zeichnung zu ersehen. Und wieder deutete der Fachmann das verschlungene Wortgepräge klar und überzeugend mit: Pirsch. Von hier ab, 200 m von der eigentlichen Markungsgrenze weg hatten alle Ebinger Bürger das Recht der freien frisch-fröhlichen Jagd auf alles, was da „krecht und fleucht“, auf Meister Lampe, flinke Rehe und Wildsauen vor allem, auf

Sonntägliche Suche nach den „Dreibannmarken“

Von Ernst Louis Beck

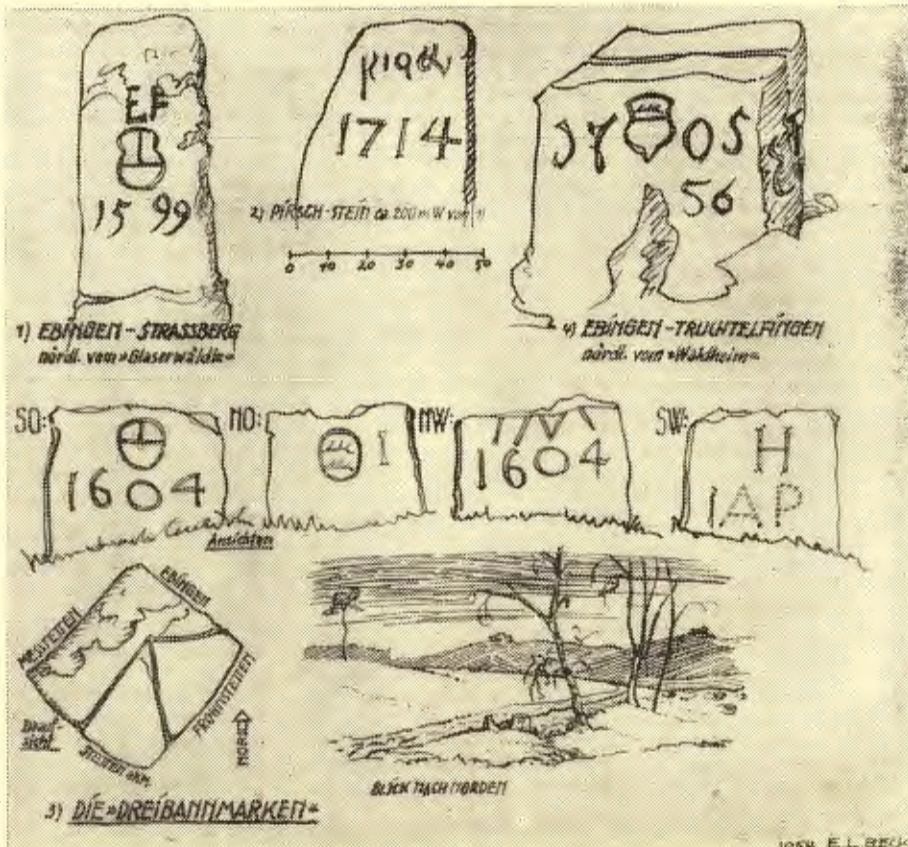
Als ich ihn so daliegen sah, den Wehrlosen, von einem tonnenschweren Panzer Umgefahrenen, da merkte ich wohl, daß das menschliche Herz auch für einen Stein schlagen kann. Er erregte ein unsinniges Mitleid in mir, so als wäre er zu den leid- und freudeempfindenden Wesen zu zählen, wie etwa jene im dunklen Tann des Fasenbochs sich immer noch haltenden, wenigen Rehe es sind oder eben diese Rottannen mit den ins Lebensmark ihrer Jahresringe eingedrungenen Stahlkugeln und -splittern. Ich bückte mich also zu dem alten Markungsstein auf dem Truppenübungsplatz Heu-berg hinunter, nicht anders wie ein Polizist es bei einem auf freiem Feld in einsamer Gegend aufgefundenen Toten tut, tastete seinen Körper ab und forschte nach einem Ausweis. Danach zückte ich den Bleistift und das Notizbuch und begann mit meinen Eintragungen und Aufzeichnungen: geboren 1599, Eltern: Straßberg und Ebinger, besondere Kennzeichen: die Initialen E. F. Eine Zeichnung war notwendig. Die Auswertung des Ebinger Geschichtsexperten ergab dann:

mern seit je bevölkerten, jetzigen Marsfeld. Vor dem Weitergehen redete ich ihm noch gut zu: „Hauptsache, dir widerfuhr nichts Schlimmeres! Wenn die Ebinger Stadträte hier mal wieder was zu melden haben werden, dann wird dies der frohe Tag deiner Wiederauferstehung werden und auch des Wiedersehens mit den Bürgern, die ihre eigene Markung nicht mehr kennen dürfen.“

Es zog mich weiter. Der Tag war strahlend schön und schießfrei. Ein alter Sonderausweis in der Tasche gaukelte mir vor: Dir kann nichts passieren; gehe hin, wo immer du möchtest; wohin Erinnerungen aus

Wie eine 1715 verfaßte Urkunde (Staatsarchiv Ludwigsburg A 301) belegt, wurde am 1. September 1599 ein Marckh- und Loachungsbrief zwischen dem Edlen Eytel-Friderich v. Westerstetten u. Trackhenstein, zu Straßberg und der Wildenthierberg, für Straßberg, Frohnstetten und Kaiseringen, und der Statt Ebinger unterschrieben und ausgetauscht. Für Straßberg hatte der Lautlinger Graf, für Ebinger hatten zwei Bürgermeister und Stadträte, außerdem als Unparteiische etliche Feldmesser und Untergänger unterschrieben. Das Ganze war nach Setzung dieses und anderer neuer Markungssteine erfolgt. Zu den Wappen war zu sagen: Ebinger ist durch das bekannte Hirschhornwappen vertreten, Straßberg durch den westerstettischen, dreigeteilten Schild, der nichts anderes als einen „umfangenen Waagbalken“ darstellt, was wohl niemand geahnt hätte.

Über 350 Jahre hat der Brave aufrecht und unangefochten die Markungsgrenze gehütet; das Verhängnis war, daß der Stein auf einem „vertrackt“ kriegerisch gewordenen Platz stand, auf einem mit friedvollen Läm-



Schnepfen und Wildtauben, auch auf Raubzeug wie Reineke Fuchs, Marder und Iltis. Isegrim, der reißende Wolf, sehr zur Freude der einsamen Schafhirten, war damals schon ausgerottet, aber der letzte seines Geschlechtes auf Ebinger Markung war gerade in jenem Gäu beim Ehestetter Berg gestellt, gejagt und zur Strecke gebracht worden. Ich ahne, daß der Setzung des Pirschsteines von 1714 lange Streitigkeiten wegen überwechselndem Wild voraufgegangen sein müssen. Die Edlen derer zu Trachenstein werden den Ebinger schon den Standpunkt klar gemacht haben.

Doch zurück zur Lenzhüttenau und weiter über den Spritzbrunnrain ins Pfaffental mit dem Großen und Kleinen Hohlen Felsen. Der erstere ist vermauert worden und bietet samt Umgebung einen schlechten Anblick. Weiter südlich, wo rechts der Schwenninger Weg abzweigt, liegen gegenüber kahle, zerschossene Hügel mit Artillerieattrappen obenauf. Sonst aber mußte ich mich über den verhältnismäßig guten Eindruck, den die ausgedehnten Tannen- und Buchenwälder boten, wundern. Von den rd. 2000 ha Wald des Truppenübungsplatzes gehörten etwa 500 ha der Stadt Ebingen; die Nutznießung dieses enormen Forstbestandes haben die Stadtväter 1912 leider nicht ausbedungen. Doch ich wollte ja liebe Erinnerungen nur wecken. Hatten nicht dort am Rain des Waldrandes auf steinigem Grund die seltenen, gelben Enziane sich einmalig schön in Kraft und Schönheit erheben? Dort fand ich keine mehr, aber spät abends noch in einem verschwiegenen Nebentälchen, Meßstetten zu, gewährte ich mit

stiller Freude vor dunklem Waldgrund die leuchtendgelben Blütensterne in ihren etagenförmig angeordneten, großen Blattschalen an stolzen, einmeterhohen Stengeln der Enzianpflanzen.

Die Florabetrachtung will ich nun aber unterbrechen, denn meine Schritte wenden sich nun entschieden dem südlichsten Punkt der großen, auffallend tief in den Heuberg hineingreifenden Ebinger Markung zu. Dort also unter jener zerfetzten, kahlen Birke neben dem Weg angesichts der zerschossenen Hügel fand ich „ihn“. Etwas müde eingesunken, auch etwas mitgenommen, kam er mir vor — er, des Heubergs klassischer Markungsstein, der einzige, der es zu einem eigenen Namen gebracht hat: „Dreibannmarken“. 1604 nennt er als Geburtstag, aber daneben steht noch ein spitzer Stein, der 1715 ausdrücklich erwähnt ist und sicher den älteren, ursprünglichen, den „Vater“ des jetzigen darstellt. Der „Sohn“ ist Markungsstein für vier Gemeinden: Nach SO für Frohnstetten (wieder mit dem Weststetter Wappen), nach NO für Ebingen, nach NW für Meßstetten und nach SW für Stetten a. k. M. unter der Herrschaft der Fugger (H). Die Ziffer I, auf 3 Seiten sichtbar, ist die 1604 angegebene Nummer des Steins gewesen, die Buchstaben AP sind in jüngster Zeit durch die Artillerie beigefügt worden. Warum aber spricht die Überlieferung nicht von „Vierbannmarken“? Wir wissen nichts Genaues; der Ort hat seine dunklen Geheimnisse. Heute liegt er zudem für die vier einst anstoßenden Gemeinden in der Bannmelle des Niemandlandes.

Mühlheim im Donautal. 1298 war er Geschlechtsältester des Gesamthauses und starb im Jahr 1302.

Friedrich der jüngere Merkenberger, geboren 1283, gestorben 1319. Im Jahr 1309 war er Geschlechtsältester, verh. mit der Gräfin Agnes von Nellenburg. Im Jahr 1303 verpfändete er die Herrschaft Mühlheim mit seiner Mutter Udilhild und nannte sich „Graf von Zolre des Schalksburg ist“.

Sein Sohn Friedrich, der alte Ritter, war ein bedeutender Herr. 1333 war er das Oberhaupt des schwäbischen Zollernstammes und schloß 1342 den Senioratsvertrag mit seinen Vettern auf dem Zollern: „Der älteste Herr soll leihen“, also die Lehen vergeben, soweit sie über 60 Gulden betragen. Der alte Ritter hatte 4 Töchter und 3 Söhne. Der älteste Sohn, Friedrich der junge Ritter, fiel 1377 in der Schlacht bei Reutlingen, der zweite Friedrich, genannt Mülli, trat die Herrschaft Schalksburg an, während der dritte Sohn, Friedrich der Weißgraf, Klosterherr in Reichenau und St. Gallen war.

Unter Friedrich, genannt Mülli, ging es mit der Schalksburg herrschaft rasch abwärts. 1391 verkaufte er die Herrschaft Mühlheim mit der Feste Bronnen und der Vogtei über Beuron an die Herren von Weitingen. 1403 starb sein einziger Sohn Friedrich, der als 16jähriger Jüngling in der Stadtkirche Balingen begraben liegt, denn Balingen war der wichtigste Ort der Schalksburg. Daraufhin verkaufte Mülli seine Herrschaft Schalksburg am 3. Nov. 1403 an Eberhard den Milden von Württemberg um 28 000 Gulden (nach der Sage um einen Hirschgulden). Mit der Herrschaft Schalksburg kamen damals außer der Festung Schalksburg folgende Orte an Württemberg: Balingen, Endingen, Erzingen, Heselwangen, Engstlatt, Frommern, Dürrwangen, Stockenhausen, Wannental, Zillhausen, Streichen, Pfeffingen, Laufen, Weilheim, Waldstetten, Burgfelden, Oberdisheim, Tailfingen, Truchteltingen und Onstmettingen. Dazu kam der Kirchensatz von Roßwangen und zu Tübingen ein Malter Kornfeld. Ferner wurden die Fronhöfe in Frommern und Truchteltingen, die die Zollern von St. Gallen zu Lehen trugen, mitverkauft. Aus diesen Orten wurde das württembergische Amt Balingen gebildet.

Müllis starb 1408 und liegt mit seiner Gemahlin, Verena von Kyburg, ebenfalls in der Stadtkirche Balingen begraben.

Im Jahr 1458 verpfändete Ulrich v. Württemberg die Schalksburg an Ulrich von Rechberg um 12 000 Gulden. Letzterer hatte 100 Mann Besatzung zu halten. Auf Ulrich von Rechberg folgte sein jüngerer Bruder, Hans v. Rechberg, Herr zu Schramberg, ein recht fehdelustiger Herr. Mit den Klingenbergern zusammen auf dem Hohentwiel geriet er in Streit mit den Grafen von Werdenberg (Johann v. Werdenberg war Hauptmann der St. Georgsgesellschaft) und den Grafen Ulrich und Eberhard von Württemberg, die Mitglieder der St. Georgsgesellschaft waren. Ulrich ordnete den Obersten Nikolaus von Zollern mit einem württembergischen Aufgebot am 23. Okt. 1464 vor die Schalksburg ab. Schon am 13. Dezember mußte sich die Feste wegen Proviantmangels ergeben, nachdem Hans von Rechberg schon einen Monat früher bei Schiltach im Kampf gegen Eberhard von Württemberg gefallen war. Die starke Festung wurde zerstört. Welche Tragik! Ein Zoller zerstörte die alte Zollernburg im Auftrag des Besitzers der Burg. Der Sohn des Hans von Rechberg baute die Burg wahrscheinlich recht bescheiden wieder auf.

(Fortsetzung folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreund“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Mittelalterliche Burgen im Kreis Balingen

Von Wilhelm Wik

I. Hochadelsburgen und ihre Erbauer

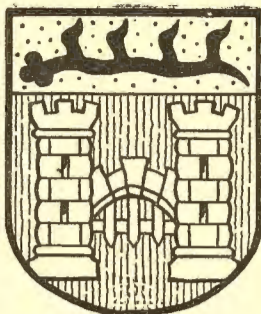
Burgen, Schlösser und Ruinen haben von jeher eine starke Anziehungskraft auf Heimatfreunde und Wanderlustige ausgeübt. Und wer das frohe Wanderleben etwa auf den Ruinen Rechberg, Neuffen und Hohenurach schon beobachtet hat, der bedauert aufrichtig, daß von unseren Burgen mit Ausnahme des Hohenzollern größtenteils fast nichts mehr vorhanden ist, denn neben der Uracher-Kirchheimer Alb hat gerade unsere engere Heimat wohl die meisten mittelalterlichen Burgen besessen. Bedeutungsmäßig stehen unsere heimatlichen Burgen weit vorne. Im Jahr 1037 hat Kaiser Konrad II. dem Adel (damals den Gaugrafen) erlaubt, Hochburgen zu erbauen. Von diesem Zeitpunkt an schossen die Hochburgen beinahe wie Pilze aus der Erde und haben das mittelalterliche Siedlungsbild weitgehend verändert und prächtig, romantisch ausgestaltet. Nach dem Stand ihrer Besitzer unterscheidet man sogenannte Hochadels-, Niederadels- und Ritterburgen. Erbauer und Bauzeit der einzelnen Burgen sind nicht immer genau festzustellen.

Zu den Hochadelsburgen unserer Heimat zählen die verschiedenen Zollernburgen auf dem Hohenberg, auf der Schalksburg und in Balingen. Die Grafen von Zollern zählten zum Hochadel unserer Heimat. Ihr Herrschaftsgebiet umfaßte den früheren Scherrgau. Sie besaßen die hohe Gerichtsbarkeit. Die kühn emporgangenen Mauern ihrer Burgen zeugten von der Entschlossenheit und Tatkraft der Bauherren. Der äußere Glanz der Adelsitze stand nicht immer im Einklang mit deren innerer Ausstattung. Die mit Steinplatten belegten Wohnräume waren feucht und durch offene Kamine schlecht geheizt, die Maueröffnungen mit Holzläden, geölter Leinwand oder Pergament statt mit verglasten Fenstern versehen, so daß während der Wintermonate auf ein behagliches Wohnen verzichtet werden mußte.

Die Schalksburg war Eigentum der Zol-

lern-Schalksburggrafen. Sie war eine gewaltige Burg. Sie dehnte sich über ca. 3 ha aus, besaß drei Gräben, die die Burg gegen den einzigen Zugang, den schmalen Sattelweg von Burgfelden her, schützte. Direkt hinter dem letzten Graben stand der Bergfried, der heute noch teilweise erhalten ist. Von der Mauer ist noch ein kleiner Rest an der Westkante des Berges erhalten. Noch vor 50 Jahren befand sich an dieser Stelle ein schönes Mauerstück mit großem Tor. Grundriß und Ansicht der Burg, einer kleinen Bergstadt, sind im Heimatmuseum in Balingen zu sehen. In der Nordwestecke stand neben dem eigentlichen Schloß noch eine weitere herrschaftliche Wohnung für die ritterliche Familie derer von Schalksburg, also für die Burgvögte. Die Burg dürfte etwa ums Jahr 1200 gebaut worden sein. Urkundlich tauchen im Jahr 1211 ein Konrad, im Jahr 1226 und 1266 ein Heinrich von Schalksburg auf. Diese gehörten zu einem Rittergeschlecht, das in Streichen reich begütert war und wohl den dortigen Ortsadel darstellte. Dies Geschlecht stand in Diensten der Zollerngrafen als Dienstmannen- oder Ministerialengeschlecht und stellte die Burgvögte auf der Schalksburg. Im Jahr 1266 wird die Schalksburg zum erstenmal als Grafensitz der Zollern genannt. Graf Friedrich von Zollern schenkte dem Kloster Bebenhausen einen Hof in Dettlingen und siegelte die Urkunde auf der Schalksburg. 1288 wurde durch Erteilung die Herrschaft Schalksburg von der Zollernherrschaft getrennt, die nunmehr geteilt war in die Herrschaft Zollern-Hohenzollern, Zollern-Schalksburg und Zollern-Hohenberg. Folgende Zollerngrafen saßen auf der Schalksburg:

Friedrich der Junge, genannt von Merkenberg, Stammvater der Zollern-Schalksburglinie, verheiratet mit Udilhild von Aichelberg und Merkenberg (im Kreis Nürtingen, nicht weit von der Teck). In der Erbteilung 1288 erhielt er außer der Herrschaft Schalksburg auch die Herrschaft



Die Heidensteinhöhle

Von P. Eith

Ja, für uns Buben war sie die Tulka, und die „Rauchhöhle“, etwa 200 m nordöstlich im Absturzfels, die Staffa. Ebenso klar war es, daß „man unterirdisch“ hinüber konnte, ebenso zum „Franzosenloch“, jenem tiefen Erdfall am Ostrand der Raidenebene.

Heute ist die Höhle (sie liegt über dem Klarahof) nur noch eine große Halle, deren Rückwand eingestürzt ist. Links am Eingang geht die Höhle in die Tiefe. Dort fanden wir als Buben Scherben von Gefäßen aus dem 30jährigen Krieg, Knochen aller Art. Uns interessierten die abgesägten Rehrückeln und eine ganz breite große Rippe am meisten. Fledermäuse haben wir fast nie gesehen, dagegen waren in der Halle immer Zaunkönigester in den Spalten der Decke. Seit Jahren habe ich keine mehr beobachtet.

Im Auftrag des Landesamtes für Denkmalpflege mußte ich in der Pfingstwoche 1926 eine Probegrabung vor der Höhle machen. Es gruben mit Totengräber Kemmler und Dreher sowie Otto Brändle (später Raichberg).

In der Tiefe von 1,35 m fanden wir zwischen größeren Steinen eingebettet eine kleinere, aber tiefe Aschenschicht. In dieser lag der Schneidezahn eines wollhaarigen Nashorns. Weitere Funde zeitbestimmender Art machten wir keine. Mit dem Ergebnis, die Höhle als „Eiszeitsiedlung“ festgestellt zu haben, wäre eigentlich meine Aufgabe erledigt gewesen.

Aber noch ein Fund zeigte sich uns, und dieser will mir keine Ruhe lassen. Das Bruchstück eines Tropfsteines, der ca. 25 cm lang und 10 bis 15 cm stark war.

Immer stellt sich die Frage ein: Woher hatten die Eiszeitmenschen diesen Stein, der neben der Feuerstelle lag? In der Halle gibt

es keine Tropfsteine. Die Struktur der Decke ist so, daß sich nur Sinter bilden kann und konnte.

Wenn je hier solche Steine gewesen wären, so würden die Abschlagreste sich noch zeigen. Bestimmt aber wären solche abgeschlagenen Steine bei der Grabung 1908 gefunden worden, bei der aus der Höhle der Lehm in ca. 1 m Mächtigkeit herausgeschafft worden ist.

Also bleibt nur die Lösung: der Tropfstein stammt aus dem Berginnern, von Gängen oder Hallen, die heute nicht mehr bekannt sind. Hier gibt es nun zwei Möglichkeiten:

Die erste wäre, den Stollen der Höhle, der gleich links ostwärts führt, zu untersuchen. Dort geht die Höhle bestimmt weiter, aber meiner Ansicht nach würden dort, selbst wenn der Gang vorhanden wäre, keine Tropfsteine zu finden sein.

Die zweite Möglichkeit wäre die, am Nordende des Schutthügels im Innern der Höhle, der noch nicht sehr alt ist (es fehlt der Lehm als Decke), weiter zu suchen. Dort schlupften wir als Buben im Dreck ziemlich weit hinein, aber die Angst vor dem „Hund mit den glühenden Augen“ hemmte unseren Unternehmungsgeist.

Wäre es nicht möglich, daß sich in Ebingen eine Gruppe „Höhlenforscher“ entschließen könnte, dort in der Höhe die verschütteten Tropfsteinhallen zu suchen?

Wo ein solcher Brocken gefunden wird, der sich nach mehr als 20 000 Jahren als Beweis unterirdischer Hallen zeigt, müssen an Ort und Stelle noch mehr sein. (Doch eine Bitte möchte ich hinzufügen: Laßt die Suche nicht durch Kinder machen, auch nicht, wenn sie Kittel und Hosen umdrehen, wie wirs gemacht haben.)

torbrunnen, Marktbrunnen, Unterer Marktbrunnen, deren Standorte genau bezeichnet sind. Der „Schulbrunnen“ mag bei der Schule auf dem Spitalhof gewesen sein, während wir das „Metzgerbrunnle“ bei der „Metzig“, die im herrschaftlichen Fruchtkasten war, zu suchen haben. Weiter finden wir einen „Hans-Eblins-Brunnen“ sowie den „Schaf- und Schöpfbrunnen“ vor Endris Landenbergers Haus. Die in den Stadtrechnungen genannten Brunnen waren innerhalb der Mauern und von der Stadt zu unterhalten, was die Aufgabe der bestellten Brunnenmeister war. Das Wasser wurde den Brunnen in „Deicheln“ zugeleitet. Eine dieser alten Leitungen führt vom „Kälberbrunnle“ über den „Bühl“ bis zum „Obertorbrunnen“ und herüber auf den „Spitalhof“. Eine weitere Deichelleitung finden wir im „Landgraben“, der das Wasser für gewerbliche Zwecke in die Stadt leitete (Abb.). Aus dieser Leitung wurden das „Metzgerbrunnle“ und die „Marktbrunnen“ gespeist. Eine weitere Leitung ging durch die „Spitalwiesen“ außerhalb der Mauer zum Brunnen auf dem „Wasen“ vor dem „Untern Tor“. So war für die Bürger die Wasserfrage gelöst, wozu aber noch bei manchen Häusern „Schöpfbrunnen“ vorhanden waren.

Da die Schmiecha außerhalb der Stadtmauer vorbeiging, hatte sie für die Gewerbe in der Stadt ihren eigentlichen Wert verloren. Doch der Mensch sorgt vor, und so schuf man eine „Wasser-Laite“, die für Handwerk und Gewerbe das notwendige Wasser in die Stadt zu bringen hatte. Die Quellen am Osthang des „Raidenberges“ fressen sich durch den „Maß Man“ gegen die Stadt und bildeten einen Weiher (beim Hohen Steg), dessen Auslauf durch die „Wüßen“ in die Schmiecha verlief. Bei diesem Weiher begann nun der Mensch dem Wasser seinen Lauf vorzuschreiben, führt es entlang dem Hang gegen die Stadt durch die „Lange Waten“. Durch ein Gewölbe geht es unter der Mauer in die Stadt selbst, wo eine Menge Arbeit geleistet werden muß. Wenn die Färber und Bierbrauer sowie ein Waschhaus und die Badstube gleich das Wasser in ihren Dienst nehmen, hat der Müller von der Stadtmühle nicht zu Unrecht die Frage aufgeworfen, ob er allein für die Zuleitung die Kosten der Unterhaltung zu tragen habe. Durch diesen Streit kamen wir zu dem Aufriß mit der genaueren Bezeichnung der Anlage. Nach der Mühle hatten ja auch noch die Gerber den Wassernutzen und vor der Stadt die „Sbital-Mühle“. Auch die Stadt hatte einen Nutzen, da bei der Ableitung zur „Stadtmühle“ eine Stellfalle eingebaut war und der „Landgraben“ (heutige Lange Straße vom „Rad“ bis Marktstraße), der hohl gepflastert war, in Not und Brandgefahr das Wasser in die „Pfarr-, Cappel- und Marktgassen“ zu leiten hatte. Auch am Jahrmarkt wurde das Wasser in die Stadt geleitet, da ein Markt immer erhöhte Gefahr bedeutete. Aus all dem ersehen wir, daß diese Anlage wohldurchdacht angelegt war und dem Bürger großen Nutzen brachte, zugleich finden wir die Antwort auf die Frage von Dr. Schäffler in seiner Topographie, warum wohl der Landgraben hohl gepflastert war und dieser Zustand so lange bei-

Die Wasserversorgung von Alt-Ebingen

Von Josef Halm

Wasser! Eines der wichtigsten Grundelemente des Lebens steht heute, wie schon in alten Zeiten im Vordergrund menschlicher Gemeinschaften. Für den Urbewohner der Erde war das Wasser schon bestimmend bei der Festlegung seiner Siedlung. Im Lauf der Jahrhunderte verlor die aufgelockerte Form der Siedlung ihren Wert, weil der Mensch gezwungen wurde, für sich und seine Habe festen Schutz und sichere Wehr zu schaffen. Stadterhebungen wurden nicht selten dazu benutzt, eine Neugründung der Siedlung an einem günstigeren Platz vorzunehmen. Wohl ist es noch nicht bewiesen, aber vermuten kann man, daß eine solche Neugründung auch für Ebingen dereinst notwendig war. Die alte Bezeichnung „Stelle“ ist wohl die Bezeichnung für den Platz, wo wir die Lage des alten Siedlungskernes zu suchen haben, steht doch die Martinskirche auf einem alten Alemannenfriedhof. Zur Anlage von Wehr und Mauern aber war der Platz nicht gerade sehr geeignet und als weit günstiger erkannte man die Lage eines Teils des Südostauslaufes vom Raidenberg,

der durch eine natürliche Senke etwas vom Berg getrennt ist, gegen Norden die wasserreichen Wiesen („Lange Waten“), im Osten den Lauf der Schmiecha mit dem sumpfigen Wiesengelände und gegen Süden die sehr zahlreichen Weiher hat. Auf der von Natur aus sehr geschützten Stelle entstand die uns heute bekannte „Altstadt“. Woher aber diese Siedlung das lebensnotwendige Wasser hatte, das wollen wir uns heute einmal genauer besehen.

Der große Wasserspeicher war der Raidenberg, an dessen Fuß bis in die jüngste Zeit herein zahlreiche Quellen zu finden waren. So lesen wir schon 1474 vom „kalten Brunnen“ im Mazmann an der Bühhalde. Bereits 30 Jahre früher nennt man einen „Bämlinsbrunnen“, dessen Standort aber nicht näher bezeichnet ist. 1535 nennt man den „Schafbrunnen“ und 1561 den „Pfaffenbrunnen“, der wohl im Pfarrgarten gestanden haben mag; beide vermutlich nicht weit von dem uns noch bekannten „Stellebrunnen“. In den alten Stadtrechnungen nach 1600 finden wir die Brunnen: Ober-, Unter-

behalten wurde. Auch wird uns heute klar, warum wir in den alten Akten immer die Mahnung an die Brunnenmeister finden, sehr hart gegen jede Verunreinigung der Brunnen einzuschreiten.

Bei meiner Betrachtung über die alte Wasserversorgung darf ich aber auch nicht einen Brunnen vergessen, der bis in die jüngste Zeit herein eine beachtliche Rolle im Leben der Bürger gespielt hat. Der „Stellebrunnen“ war für die Kranken ein richtiger „Gesundbrunnen“, denn sie schätzten das Wasser von ihm als gute Medizin,

hatte es doch einen leichten Schwefelgeruch. Manch Krüglein wurde von der „Stelle“ ans Krankenbett getragen und hat Wunder gewirkt, aber es kam auch vor, daß der Kranke erkannte, daß es kein Wasser von der „Stelle“ war und in seiner Wut den Krug in Scherben warf.

Die Deichel sind längst zerschlagen, nur hin und wieder findet sich ein Stück aus längst vergangener Zeit. Wassersorgen von einst wurden überwunden, aber heute machen uns die gleichen Fragen neue Sorgen.

Wenzel Miller, Christ. Roth, Anton Klotz, Machis Roth, Franz Leibold, Magnus Müller. In österreichischen Kriegsdiensten waren von den Männern Michael Müller und Franz Roth, von den Ledigen Xaver Klotz.“

Der Bericht, den Kreishauptmann Prech an die Königl. Behörde in Rottweil über diese „unangemessene“ Huldigungsfeier erstattete, hatte folgenden Wortlaut:

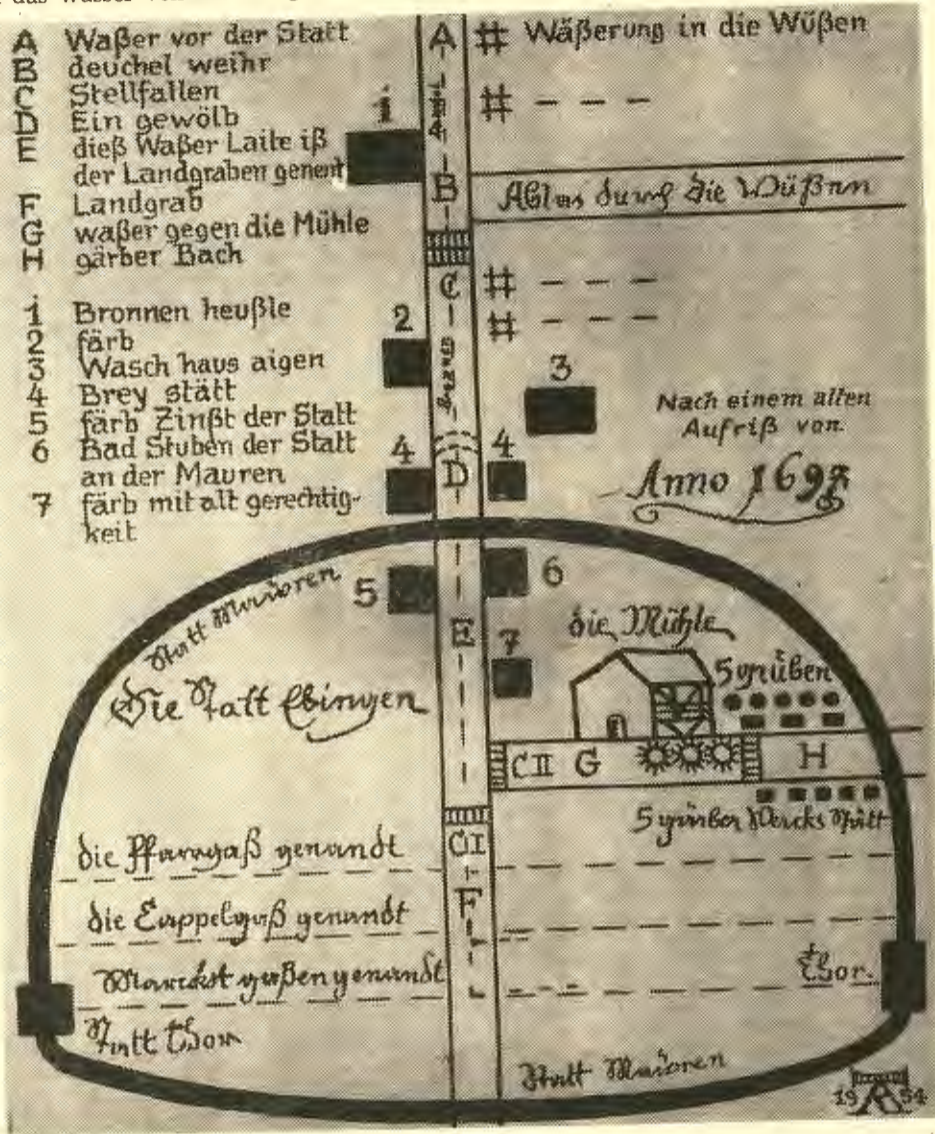
„Ich traf bei der Ankunft nicht die geringsten Anstalten an, was wider alle meine Erwartungen war. Nachdem ich das Absteigequartier im Schloß genommen, ließ ich sogleich den Beamten und die Geistlichkeit in das hierzu bestimmte Zimmer treten, nahm von solchen nach geschehener Anrede und abgelegtem Vorhalt den Huldigungseid ab, begab mich hinauf an einen freien Platz, um dort den Eid von den versammelten Bürgern und ledigen Söhnen von Geislingen, Margrethausen und Lautlingen ablegen zu lassen. Dieselben bezeugten mir aber dabei nicht die gehörige Ehrerbietung und Aufmerksamkeit, ohngeachtet sie mir endlich den Huldigungseid doch abschwuren. Dem Beamten und Ortsvorsteher bezeugte ich über dies Benehmen sogleich mein äußerstes Mißfallen. Die Vorsteher entschuldigeten sich damit, daß sie und ihre Gemeinden auf diese feierliche und wichtige Handlung gar nicht vorbereitet worden seien, woher einzig die entstandene Unordnung herrühre. Diese unterthänigste Deposition der Gemeindevorsteher dürfte auch ziemlich gegründet sein, als solche durch das obige gleichgültige Betragen des schon ziemlich alten Oberamtmanns Endres gerechtfertigt wurde, und die Einwohner des Oberamts Geislingen sich immer willig den königlichen Befehlen unterworfen haben und daher keinen Anlaß zu einer Art Unbotmäßigkeit gaben.

Ich wohnte sofort der feierlichen Gottesverehrung bei, speiste im Schloß zu Mittag und reiste wegen der eingetretenen schlimmen Witterung erst folgenden Morgen früh nach Wellendingen ab.“

En Kopf wie a Viertel

Der Balingener Zuckerbäck Ruoff, der die berühmten Mandeltörtle machte und nebenbei auch ein rechter Spaßvogel war, hatte in seinem Laden einen kleinen runden Spiegel, der stark vergrößerte. Einmal kam der Hansmarte von Zillhausen und wollte Wurmzette kaufen. Den koatzigen Zuckerbäck stach der Haber und scheinbar betroffen sagte er ganz ernsthaft: „Was hoscht denn du? Ha, du hoscht jo, mei' Sex, en Kopf wie a Viertel; wa fehlt denn dir? Jetz guck no' ao en dean Spiegel do nei!“ — „Wa wur e hao? Mir fehlt nonz; mir isch vögeleswohl“, antwortete der Hansmarte, griff aber doch mit beiden Händen in sein Gesicht, schaute in den Spiegel und erschrak so ob seines dicken Kopfes, daß er laut jammerte: „Ja, was ischt denn dees? Wa hao denn i für en Kopf? Was soll e denn ao mache?“ — „Ha, do gohscht am beschte glei güber zom Doktor Dinkelacker, der ka' dr hëlfe.“ Schneller als „dr Bettler am Samstig“ sprang er hinüber zum Doktor und klagte ihm sein Leid. Aber merkwürdigerweise blieb nicht nur der Arzt ganz ruhig und fand alles in bester Ordnung, sondern auch dessen Spiegel zeigte Hansmartes gewohntes Gesicht. Als er nun aber dem Doktor erzählte, wie er beim Zuckerbäck in Angst und Schrecken gekommen war und der Doktor ihn unter Lachen aufgeklärt hatte, ging der Hansmarte zum Zuckerbäck, riß die Ladentüre auf und schrie so laut, daß man es bis zur „Toarbruck“ hörte: „Du donderschlächtiger Bombolesmacher, du donderschlächtiger! Komm no' du amol ge Zillhause nuf! Moa', i will dr no! Di schla-n e rom wie a Garb!“

Karl Hötzer



Eine „unangemessene“ Erbhuldigungsfeier

Von Heinz Raasch

Im Jahre 1806 erfolgte die Eingliederung der damals noch verbundenen Gemeinden Lautlingen-Margrethausen, die bis dahin zu Oberösterreich gehörten, in das von Kaiser Napoleon gebildete Königreich Württemberg. Der Wechsel der Herrschaft erfolgte durch den feierlichen Akt der Erbhuldigung in Geislingen. Die Vereidigung der Bürgerschaft wurde durch den Kreishauptmann Prech von Ulm vorgenommen. Nicht auf eine angemessene festliche Art, bezeichnet das gräflich Schenk von Stauffenbergsche Oberamt Geislingen die Huldigungsfeier am 19. Oktober, so berichtet die Lautlinger Ortschronik.

„Bei der am 19. Oktober 1806 für Lautlingen in Geislingen vorgenommenen Erbhuldigung für Württemberg sind anwesend gewesen:

- 1. Pfarrer Ignaz Demeter, 2. Oberamtmann Endres, 3. Verwalter Hiller, 4.

Schultheis Anton Leibold, 5. die Richter Wonibald Müller, Mathäus Oswald, Karl Leibold, Franz Reinauer, Eustach Eppler, Josef Schmid, Franz Nufer alt, Johann Schmid und Franz Maute, Bürgermeister, Joh. Single und Anton Schayrer, beide Vierer (Anmerkung des Chronisten: Unter der Bezeichnung „Vierleut“ oder „Vierer“ ist ein Ausschuß von 4 Männern aus dem Gericht (Gemeinderat) zu verstehen, die „das Schulhaus innehatten“. Es waren dies die 2 amenden und die 2 gemeinen Bürgermeister).

Im ganzen waren 85 Männer und 59 der ledigen Mannschaft anwesend. Wegen Krankheit und Geschäfte halber waren von den Männern nicht anwesend: Franz Eppler, „alt u. presthaft“, Machis Leibold, alt, Johann Kramer, alt, Wirth Math. Leibold, alt. Von der ledigen Mannschaft waren auf Wanderschaft: Johann Schayrer,

Balinger Bruderschaften in der Vergangenheit

Von Dr. Wilhelm Foth

Am Ende des Mittelalters, d. h. in den letzten beiden Jahrhunderten vor der Reformation, wurden die religiösen Bedürfnisse des einfachen Volkes immer größer, und die bis dahin üblichen kirchlichen Einrichtungen und Gottesdienste genügten der religiösen Inbrunst in keiner Weise mehr. Immer neue Wege wurden gesucht, den religiösen Hunger des Volkes zu stillen und die Gnade Gottes herabzuföhlen.

So entstanden u. a. auch die Bruderschaften, d. h. Gemeinschaften, in denen sich Teile der Gemeinde zusammenschlossen, um ein besonders frommes Leben auch im Alltag und im Beruf zu führen. Die erste solche Bruderschaft in Balingen wird 1352 erwähnt, ohne daß wir den Namen oder sonstige Einzelheiten über sie erfahren würden.

Genauer sind wir über die Sebastiansbruderschaft unterrichtet, deren Akten uns erhalten sind. Pfarrer Pfeffer von Lautlingen, der unermüdliche Heimatforscher, fand sie 1924 im Stadtarchiv Balingen, wo sie noch heute liegen, als bedeutsamste Quelle unserer Stadtgeschichte. 1468 wurde diese Bruderschaft auf Einladung des Pfarrers Hans von Nagold gegründet, und bald gehörten ihr 60 Männer und 26 Frauen als Mitglieder an. Sie hatten alle einen geringen Beitrag zu leisten. Jährlich an Fabian und Sebastian wurde ein großes Bruderschaftsfest abgehalten; außerdem wurden viermal jährlich Jahrzeiten (Gedächtnisgottesdienste) für die Verstorbenen und die lebenden Mitglieder der Bruderschaft gehalten.

Die Jahresrechnungen der Sebastiansbruderschaft brechen 1528 ab; sie hörte wohl infolge der Reformation zu bestehen auf. Doch der Gedanke der Bruderschaft war nicht tot, sondern lebte fort bei den Handwerkern. Diese schlossen sich nach ihren Berufen in Bruderschaften zusammen, in denen sie eigene Gottesdienste für sich halten ließen, durch die sie aber auch ihre Berufsinteressen vertraten. So werden 1569 die Bruderschaften der Gerber und Schuhmacher, der Weber, Schneider und Zimmerleute erwähnt, die jährlich je ein Pfund Heller an das Balinger Spital wegen einer Jahrzeit zu zahlen hatten.

Die Stürme des 30jährigen Krieges zerrissen die Tradition, aber der Gedanke der Bruderschaften und die Erinnerung an sie waren nicht tot. So bildete sich 1683 eine neue Bruderschaft, die alle Berufe zusammenfaßte, wobei die folgenden besonders genannt werden: Barbierer, Buchbinder, Hutmacher, Zeugmacher, Schwarzfärber, Goldschmiede, Nagelschmiede, Sattler, Kupferschmiede, Kannengießer, Seiler, Gürtler, Leineweber, Dreher, Glaser und Hafner. Diese Bruderschaft machte sich die Beerdigung ihrer Toten zur Aufgabe, war also eine Art Begräbnisverein. Eine Ordnung von 1738 gibt uns nähere Auskunft darüber.

Der Bruderschaft standen zwei Kerzenmeister voran, die das Vermögen verwalteten und die Beerdigungen regelten. Jeder, der in diese Bruderschaft eintrat, mußte eine Gebühr entrichten zur Anschaffung der Bahrtücher und der Schragen für den Sarg. An der Beerdigung eines Mitgliedes oder dessen Angehörigen hatten alle Bruderschaftsmitglieder teilzunehmen, wobei sie sich im Tragen der Leiche vom Trauerhaus zum Friedhof abwechselten. Die mit einem Schmaus verbundene Rechnungslegung der Bruderschaft fand alljährlich am Pfingstmontag im „Paradies“ statt.

Lange Jahrzehnte, ja Jahrhunderte, versah die Bruderschaft getreulich ihren selbst übernommenen Dienst. Mit Stolz feierte man 1873 das 200jährige Jubiläum. Aber die aufkommende Industrialisierung und vollends der erste Weltkrieg trafen den Bürger- und Gemeinschaftssinn ins Mark. Die Mitgliederzahlen der Bruderschaft, wie diese Vereinigung nun schlechthin genannt wurde, wurden immer geringer, und die Aufgaben konnten kaum noch wahrgenommen werden. So war es kein Wunder, daß auf der Plenarversammlung am 30. Januar 1921 der Antrag gestellt wurde, die Bruderschaft aufzulösen. 23 Stimmen bejahten diesen Antrag, während nur 5 Stimmen die Bruderschaft beibehalten wollten. So verfiel die Bruderschaft ihrer Auflösung, und eine lange aus dem Mittelalter hereinreichende Tradition wurde endgültig abgebrochen.

Mittelalterliche Burgen im Kreis Balingen

(Schluß)

Von Wilhelm Wik

1481 wurde die Burg erneut an Hans von Bubenhofen um 10 000 Gulden verpfändet. Im Jahr 1510 wurde das Pfand durch Graf Eitel Friedrich II. von Zollern gelöst. Damit versuchte dieser Zoller, das alte Stammschloß wieder in den Besitz der Zollern zu bringen. Dies ist schon daraus ersichtlich, daß der jüngere Sohn Friedrichs II. 1520 Wohnung auf der Schalksburg nahm. Noch Ludwig von Hohenzollern-Hechingen (1730 bis 1750) versuchte, die Schalksburg zurückzugewinnen. Aber schon 1554 verlangte Herzog Christoph die Burg zurück. Sie war inzwischen recht auffällig geworden. 1555 fiel ein Haus und ein Mauerstück ein. Herzog Christoph gab daher 1557 den Befehl, die Häuser abzubrechen, Holz und Ziegel zu verkaufen. 1627 steht in dem württ. Landbuch: „Schalksburg, ein alt abgegangenes Schloß“. Das traurige Schicksal des Zerfalls machte weitere Fortschritte, so daß heute neben einem Mauerrest nur noch ein Teil des Bergfrieds steht. Wäre es nicht möglich, daß der zu bildende Geschichtsverein den weiteren Zerfall des Bergfrieds aufhalten würde, ja darüber hinaus die gesamte Burganlage in seine Pflege nehmen würde? Wenn der Burgfelder seinen Spaziergang auf die Schalksburg macht, so geht er „aufs Schloß“ oder „aufs neue Schloß“. Besucht er aber die Grabenanlagen auf dem

unteren Schalksberg, so geht er „aufs alte Schloß“. Wer vermag Auskunft zu geben, welche Bewandnis es mit dem „alten Schloß“ hat? Gräben und Wälle sind noch vorhanden.

Im Jahre 1377 versichert Friedrich v. Zollern der Reichsstadt Rottweil, sie mit seinen Festen Schalksburg, Balingen und Mühlheim nicht zu bekriegen. Danach ist anzunehmen, daß auch Balingen seine Zollernburg hatte. Wo sie stand, läßt sich nicht mehr nachweisen. Nach Ansicht mancher neueren Forscher haben die Grafen von Zollern bald nach Anlage der Stadt (1255) auf dem jetzigen Schloßplatz an der für eine Verteidigung äußerst günstigen Südostecke eine feste Burg erbaut, die ihnen nicht nur als Absteigequartier und Stadtwohnung, sondern auch als Sitz der Verwaltung und zu Verteidigungszwecken dienen sollte. Nach dem Urteil von Bausachverständigen stammen die ältesten Teile des heutigen Schlosses und der Wasserturm aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, also aus der Zeit nach dem Übergang der Stadt an Württemberg. Es ist demnach fraglich, ob das Schloß den Namen „Zollernschloß“ mit Recht trägt. Vermutlich wurde es erst unter der württ. Herrschaft als Sitz für die Obervögte erbaut. Württemberg suchte sein neu erworbenes Gebiet gegen oft feindlich ge-

sinnte Nachbarn, besonders die nahe Reichsstadt Rottweil, durch den Ausbau der Stadt Balingen zu einer wichtigen Grenz- und Schlüsselstelle zu schützen und machte die Südostecke zu einer fast uneinnehmbaren Burg. Das Schloß selbst diente als Wohnung der Obervögte bis zum Jahre 1753, denen auch die Ämter Ebingen, Rosenfeld und Tuttingen unterstellt waren. Heute ist das im Jahre 1937 renovierte Schloß im Besitze der Stadt und dient vornehmlich Museumszwecken.

II. Die Niederadelsburgen

Der Hochadel verfügte über eine ansehnliche Zahl von Dienstmannen, aus denen sich der Kern seines Heeres zusammensetzte. Diese Dienstmannen, die sich zum niederen Adel zählten, bauten zum Teil sich kleinere Burgen in der Nähe ihres Gebietes. Sie nahmen im Dorf eine Herrenstellung ein, standen aber im Lehnverhältnis zum Hochadel und durften daher ihren Besitz nicht ohne Zustimmung des Lehnsherrn veräußern. Es ist zwar meistens nicht festzustellen, ob die Niederadelsburgen vom Niederadel auf eigenem Besitz erstellt wurden oder ob die Burgen vom Hochadel für ihre Dienstleute auf Hochadelsgrund erbaut wurden. Die Niederadelsburgen konnten demnach Eigentum oder Lehen sein.

Zwischen dem niederen Adel und dem Hochadel reihten sich andere Herren mit freiem Besitz und unabhängiger Stellung ein. Die meisten werden ursprünglich zum Hochadel gehört haben, waren aber als jüngere Söhne nicht mit Herrschaftsrechten ausgestattet. Sie leisteten Kriegsdienste bald auf der Seite des Kaisers und der Städte, bald auf der des Hochadels, bald in fremden Ländern. Allmählich gerieten sie in Abhängigkeit der immer stärker werdenden Landesherren, namentlich der Grafen von Württemberg, die sich das Öffnungsrecht und das Recht der Einquartierung ihrer streitbaren Mannen in Kriegszeiten sicherten.

Über die Herkunft des niederen Adels gibt es zwei verschiedene Thesen. Nach der einen sind die Rittergüter ein fortgeschrittenes Entwicklungsstadium der Maierhöfe. Durch die Zwing- und Banngewalt der Maier in den Gemeinden haben sie sich zum Niederadel fortentwickelt (Sippenältester - Maier - Ortsadel). Nach der andern These sind die Freien in ein Dienstverhältnis zum Hochadel getreten. Unter diesen befanden sich oft die alten Dorfherren, ortsadelige Familien. Ferner konnten Unfreie infolge Waffentaten und Verwaltungsdienste vom Hochadel emporgehoben werden.

Von den abgegangenen Burgen zeugen oft Flurnamen oder Funde. Die Eigentümer sind oft unbekannt.

1. Balingen hatte seinen Ortsadel, der infolge Streitigkeiten mit den Zollern nach Rottweil weichen mußte, wo er berühmt wurde. Ein Vertreter war Vogt in Rottweil. 1225 und 1235 gibt es einen Conradus von Balingen.

Statt der sagenumwobenen Hirschburg dürfte auf dem Hirschberg nach Oberlehrer Landerer ein Burgstall (Holzbau) gestanden sein, da keinerlei Mauerreste einer Steinburg gefunden wurden. Über Besitzer und Erbauer ist nichts bekannt.

2. Über dem Eyachtal in Ostdorf stand die Yelinsburg. Ein Burgweg führt noch hinunter.

3. Die Erzinger Burg stand im Dorf und gehörte dem Ortsadel.

4. Burg und Weiler Bubenhofen sind ebenfalls abgegangen. Die Herren von Bubenhofen waren ein namhaftes Rittergeschlecht. Das „Bubenhofer Tal“ bei Binsdorf erinnert noch an sie. Dort erstellten sie eine Burg (Burgstall). 1190 werden sie urkundlich durch das Kloster Salem, seit 1241 regelmäßig genannt. Bis zur Reformation standen sie vorwiegend in württembergischen, nachher in österreichischen Diensten.

1814 sind sie ausgestorben. 1386 wurde Bann und Weide von Bubenhofen an Rosenfeld, Isingen und Binsdorf verkauft. Im Jahre 1426 war die Stotzinger Mühle in Balingen Bannmühle der Bubenhofen. Im Jahre 1481 wurde die Schalksburg vom Landhofmeister Hans von Bubenhofen um 10 000 Gulden in Pfand genommen. Die Burg blieb im Besitz der Bubenhofen bis in die Zeit Herzog Ulrichs. Auch das halbe Dorf Dürrwangen und anderer Besitz im heutigen Kreise war im 15. Jahrhundert in ihrem Besitz.

5. Der Rosenfelder Ortsadel, die Ritter von Rosenfeld, nennen sich „von Schalksburg“. Ihr Wappen waren zwei silberne Türme auf rotem Grund. 1317 wurde die Herrschaft Rosenfeld von Württemberg gekauft. Es entstand das württ. Amt Rosenfeld mit der Amtsstadt Rosenfeld. 1376 kam Werner von der Schalksburg als württemb. Vogt nach Rosenfeld.

Dieser Werner von der Schalksburg sammelte in und um Rosenfeld mit andern Ritttern 300 Mann Fußvolk und entschied am 23. 8. 1388 die Döfninger Schlacht (nicht der Wunnensteiner, wie Uhland schildert). Er erscheint als Obervogt in Leonberg, Herrenberg und Tübingen (1383—86) als Landvogt in Mömpelgard (1384—1396). Ein Ritterstandbild in der Rosenfelder Stadtkirche könnte seinem Grabmal entstammen. Um diese Zeit mag auch das Schloß in der Südwestecke zu Rosenfeld erstellt worden sein, das 1908 abbrannte. Interessant ist noch, daß eine Ursula von Rosenfeld (Schalksburg) 1518 den Markgrafen Ernst von Baden-Durlach heiratete und dadurch eine Stammutter der badischen Herzoge wurde.

6. Daß der Wenzelstein seine Burg hatte, ist allgemein bekannt. Die Herren von Winzeln saßen bis 1431 auf dem Felsen. Sie bildeten einen Zweig der Zollern und waren Lehensleute der Hohenberger, 1345 verkaufte Heinrich von Hohenberg als Besitzer der Burg dieselbe mit dem Dorf Winzeln an Heinrich von Tierberg. Winzeln selbst ist abgegangen. Der Oberhauser Hof dürfte ein letzter Rest sein.

7. Auch in Tieringen gab es einen Ortsadel, so 1275 einen Heinrich von Tieringen. Die Heyliburg (1575 genannt) dürfte ihr Besitztum gewesen sein. Die Flurbezeichnung „Hinter der Burg“ weist auf die Burg hin.

8. Die Stamburg der Herren v. Digshheim stand beim Ort. Sie war mit einem Burggraben versehen.

9. Im Jahre 1281 zeichnet ein Konrad von Obernheim. Er hatte seinen Stammsitz auf dem „Burgbühl“ bei Obernheim, das zur Herrschaft Kallenberg gehörte, die später an die Hohenberger überging, mit der Grafenschaft Hohenberg 1381 an Österreich und 1806 an Württemberg kam.

10. Südlich von Hossingen befindet sich „ob dem Burtel“ eine Burgruine. Die Grundmauern wurden vor wenigen Jahren ausgegraben. Die starke Burg wurde im Bauernkrieg zerstört. Es ist möglich, daß sie den Herren von Tierberg gehörte.

11. Der Meßstetter Ortsadel hatte vielleicht eine Burg auf dem Schloßberg südöstlich Meßstetten. 1376 war das Wappen des Hans von Meßstetten ein Becher. Heute noch führt das Amtssiegel einen silbernen Becher auf rotem Schild.

12. Der mächtigste und vermöglichste Ortsadel in unserem Kreisgebiet waren die Herren von Tierberg, die aus Lautlingen stammen, Stammväter dürften Erbo und Gerunc von Lautlingen sein (1092). Das Geschlecht erstellte zunächst die Burg Altentierberg, später Wildentierberg (östlich Margrethausen auf einem Felsen des Ochsenbergs). Auf der Burg Wildentierberg saß 1341 ein Conrad von Tierberg, ein Sohn des Ritters Conrad auf Altentierberg. Das Geschlecht war reich begütert in Lautlingen, Margrethausen, Pfeffin-

gen und Zillhausen. Eine Reihe ihrer Höfe aus diesen Orten kam an das von ihnen gegründete Kloster Margrethausen, 1370 z. B. der Zillhauser Maierhof. In den Jahren 1345 bis 1347 erwarben die Herren von Tierberg von den Hohenbergern Güter in Weilstetten, den Maierhof in Dürrwangen, den Wenzelstein, die Dörfer Winzeln, Tieringen, Hossingen und Meßstetten.

13. Die Ebenburg am Heersberg war eine kleinere Burg. Ihre Herren waren Angehörige und Dienstleute der Zollern und Hohenberger. Sie standen zeitweise auch in Diensten der Fürstenberger und Herzoge von Teck.

14. Der Vollständigkeit halber wäre noch das „Alte Schloß“ bei Margrethausen am Fuße des Ochsenbergs zu erwähnen. Allerdings weist nur ein Flurname auf ein Schloßchen.

15. Vor dem südlichen Ausläufer des Heersbergs nordöstlich von Laufen befand sich ebenfalls eine kleinere Burg, deren Besitzer nicht zu ermitteln sind.

16. In Zillhausen sind noch die Flurnamen „Am Bürkle“ und „Im Bürkleacker“ gebräuchlich. Nach diesen Flurnamen dürfte auch Zillhausen vor der Böllatnase seine Burg besessen haben.

17. Beim Dorf Streichen finden sich Spuren einer Burg, wahrscheinlich auf dem Hundsrück die einer zweiten. Sie standen wohl auf Grund und Boden „derer von Schalksburg“, die wohl den Streichener Ortsadel darstellten. (Siehe Schalksburg!). 1365 erscheint ein Burkhard von Schalksburg, dessen Vorfahren Burgvögte auf der Schalksburg waren. Vor 1387 ist das Geschlecht in Streichen erloschen. Ihre zahlreichen Höfe wurden an die Klöster Stetten und Wannental von ihnen verschenkt oder verkauft.

18. In Ebingen gab es einen Ortsadel. 1150 werden genannt Heinrich, Friedrich und Albert von Ebingen. Sie waren Lehensleute Konrads von Wartenberg. Was es mit dem

„Schloßfelsen“ auf sich hat, ist noch nicht geklärt. Nach verschiedenen Flurnamen könnte geschlossen werden, daß auch auf dem Schloßfelsen eine Burg stand. Belege sind nicht vorhanden. Es wäre immerhin möglich, daß der zur Zeit der Hohenberger in Ebingen noch ansässige niedere Adel damit in Zusammenhang gebracht werden könnte. Urkundlich war in Ebingen eine Burg als Stadtbefestigung vorhanden. Der letzte Hohenberger, Graf Sigmund, verheiratet mit Ursula von Rezzins, soll mitten in der Altstadt das stattliche Schloß erbaut haben, nachdem ihm Ebingen am 14. Juli 1463 um 6200 Gulden von Ulrich V. von Württemberg verpfändet worden war. Auf alle Fälle verbrachte er seinen Lebensabend in dem Schloß, also in der Stadt seiner Vorfahren. Die Hohenberger gaben Ebingen Stadtrecht. Ihr Wappen, der gevierteilte Schild in Weiß und Rot, gehört noch zum Ebinger Stadtwappen. Sie verkauften Ebingen 1367 an Württemberg, in welchem Jahr das württ. Amt Ebingen gebildet wurde. Graf Sigmund besaß keine männlichen Leibeserben. Deshalb ging nach seinem Tode das Schloß um 400 rheinische Gulden an den Ebinger Spital über. Am 30. April 1880 brannte es bis auf den Grund nieder.

19. Schon frühzeitig zerstört wurde die Burg Esten bei Ehestetten. Sie war eine Burg des dortigen Ortsadels und Lehensburg der Herren von Winzeln. Der Standort ist nicht nachzuweisen.

20. Auf dem „Burkenbühl“ in Bitz hatten die Ritter von Lichtenstein möglicherweise eine Burg.

21. Die „Burg“ bei Tailfingen war vorgegeschichtliche Ringburg. Im Mittelalter ist dort eine Burg durch Flurnamen bezeugt. Die „Weilersburg“ bei Neuweiler dürfte dem Tailfinger Ortsadel zuzuschreiben sein. Auch der „Schloßberg“ bei Tailfingen war Fliehbürg. Im Mittelalter hat ihn dann eine Burg gekrönt.

Deutsche Kaiserkrone tausend Jahre alt

In diesen Tagen wird die alte deutsche Kaiserkrone, die zum Reichskleinodien-schatz der Wiener Hofburg gehört, tausend Jahre alt. Wahrscheinlich ist sie im Kloster Reichenau im Bodensee oder bei einem Konstanzer Goldschmied entstanden. Die Reichskanzlei Ottos I. hatte auf der Reichenau ihren Sitz. Es ist sicher, daß Papst Johann XII. am 2. Februar 962 diese Krone Otto dem Großen aufs Haupt setzte. Sie besteht aus einem Achteck goldener Platten, deren Stirnplatte etwas breiter als die übrigen ist. Die Zahl acht ist das Gleichnis der Vollkommenheit; aus den einfachen Zahlenverhältnissen des Oktogons ergibt sich die Zahl 48, vom hl. Augustinus zum Symbol der Weltherrschaft erhoben entsprechend den 48 Richtungen der Windrose.

Aus den goldenen Lorbeerblättern, welche die römischen Kaiser um den Helm trugen, wurden später in Deutschland die einfachen Einzelplatten, Ösen an ihren Seiten weisen darauf hin, daß in alter Zeit geschmückte Bänder in sie eingehängt wurden, wahrscheinlich Überbleibsel der perlenbestickten Lederriemen am Helm der römischen Imperatoren.

Konrad II. ließ zu Anfang des elften Jahrhunderts an der Krone einen abnehmbaren Bügel, Zeichen des weltumspannenden Regenbogens, anbringen, der sie von der Stirn zur Nackenplatte überwölbt. Vier der Platten sind mit ungeschliffenen, nur gerundeten und geglätteten Edelsteinen besetzt, die anderen vier tragen biblische Bilder in Emailleinsätze. Die Frontplatte zeigt Christus zwischen zwei Engeln thronend, entsprechend der Vision Jesajas, welcher die Seraphim rufen hörte: „Heilig, heilig ist der Herr der Heerscharen, die ganze Erde

ist seiner Herrlichkeit voll!“ Auch in der deutschen Krönungsliturgie waren diese Worte eingesetzt.

Die zweite Bildplatte zeigt Jesaja mit König Hiskia, gleichfalls ein Hinweis auf die Krönungszeremonie, in welcher der König dem Propheten gleichgestellt wird. Die Bilder der dritten und vierten Platte weisen die Figuren der Könige David und Salomo auf. Der Edelsteinbesatz der vier übrigen Platten hat ebenfalls einen religiösen Symbolwert, der von dem Stuttgarter Archivar Dr. Decker-Hauff entdeckt wurde.

Im Einklang mit der Achtzählauflösung im Grundriß der Krone, der Zahl der Vollendung, stellen die beiden Schläfenplatten das Reich Gottes nach der Offenbarung des Johannes dar: Den Thron des Lammes ein Smaragd, 24 kleine Rubine die Throne der Ältesten, sieben große die der Geister Gottes, Perlen das „gläserne Meer“, vier größere Perlen die Apostelsinnbilder, zehn Saphire den „Strom des Lebens“, wobei zehn die Zahl der Fülle bedeutet. Die Krone muß unter Mitwirkung von frühmittelalterlichen Theologen entworfen worden sein. Nach dem Investiturstreit scheint sich dieses Wissen verloren zu haben, denn seit Heinrich IV. bildete man die Grabkronen nicht mehr der Kaiserkrone nach. Das Kreuz auf der Stirnplatte ließ erst Otto III. nach dem Vorbild von Byzanz anbringen. Der Materialwert der Krone beträgt höchstens 20 000 DM, der historische dagegen ist unschätzbar.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreund“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Historische Angaben über den „Oberen“ und den „Unteren“ Bezirk

Von Dr. Wilhelm Foth

1. Das Weltliche Lagerbuch der Herrschaft Württemberg über das Amt Balingen, 1560 verfaßt, enthält bei Balingen folgende Eintragungen:

Wenn am Schloß oder an anderen herrschaftlichen Gebäuden in Balingen Bauarbeiten vorzunehmen sind, so sind die Einwohner von Ostdorf, Engstlatt, Heselwangen, Endingen, Erzingen, Weilheim, Waldstetten und Frommern sowie von halb Dürrwangen (die andere Hälfte gehörte den Herren von Stotzingen) zu Fronarbeit verpflichtet. Wenn diesen „unteren Balinger Amtsflecken“ die Fron zu schwer würde, so müssen die Einwohner der „oberen Balinger Amtsflecken“ bei solcher Fronarbeit mit-helfen.

2. Dasselbe Lagerbuch verzeichnet bei der Schalksburg, daß dort die Einwohner von Onstmettingen, Tailfingen, Truchelfingen, Winterlingen, Meßstetten, Hossingen, Oberdisheim und Tieringen verpflichtet sind, das Baumaterial in Fron auf die Burg zu führen. Dagegen sind die Einwohner von Pfeffingen, Zillhausen, Streichen, Stockenhausen, Burgfelden und Laufen schuldig, auf der Burg Fronarbeit zu leisten. Auch hier sind, sofern alle diese Fronarbeiten zu umfangreich würden, die unteren Balinger Amtsflecken zur Hilfe heranzuziehen.

Zu diesen Bestimmungen ist zu bemerken, daß sie wohl schon lange vor 1560 bestanden, da die Schalksburg bereits ab 1557 dem Verfall preisgegeben war. Ursprünglich wurden wohl nur die Einwohner der Herrschaft Schalksburg zu Frondiensten herangezogen, die dann von Württemberg auf alle Dörfer, die es außerdem noch erworben hatte, ausgedehnt wurden. Zu bemerken ist außerdem, daß Balingen und Ebingen als Städte nicht zu Frondiensten

herangezogen wurden; außerdem bildete Ebingen ein eigenes Amt mit eigenem Lagerbuch. Lautlingen, Margrethausen usw. waren damals noch nicht württembergisch. Ein Lagerbuch von 1688 führt diese Bestimmungen des Lagerbuchs von 1560 wieder im Wortlaut an.

3. Das Lagerbuch von 1560 enthält auch Angaben über die Reichung des Zollkorns. Ursprünglich war der Zoll eine Art Umsatzsteuer, die des leichteren Einzugs wegen von der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts an auf die einzelnen Häuser des Zollkornbereichs umgelegt worden war. Zum Balinger Bereich gehörten 1560 folgende württembergische Orte: Burgfelden, Dürrwangen, Endingen, Engstlatt, Erzingen, Frommern, Heselwangen, Laufen, Stockenhausen, Streichen, Weilheim, Waldstetten, Zillhausen sowie die ausländischen Orte Bisingen, Steinhofen, Thanheim, Geislingen und Roßwangen.

Zum Ebinger Bereich gehörten 1561 die württembergischen Orte Onstmettingen, Tailfingen, Truchelfingen, Winterlingen, Bitz, Pfeffingen und Burgfelden sowie die ausländischen Orte Schwenningen, Heinstetten, Hartheim, Stetten a. k. M., Glashütte, Frohnstetten, Kaiseringen und Straßberg. Balingen, Ebingen, Meßstetten, Lautlingen und Margrethausen waren ausdrücklich befreit.

Diese Abgabe war offenbar nicht von der württembergischen Regierung befohlen worden, da sie in vielen ausländischen Orten gereicht werden mußte. Sie geht wohl auf ältere, uns nicht mehr erkennbare Zusammenhänge zurück. Gerade diese Abgabe macht aber klar, daß der Balinger Bezirk schon früh in Balingen und Ebingen zwei natürliche Mittelpunkte hatte.

b) Der noch bestehende Turm, erbaut nach der Mitte des 11. Jahrhunderts. Die Anlage nahm auf das bestehende Langhaus in der Weise Bezug, daß die Südwände von Turm und Langhaus eine Flucht bildeten.

c) Das noch bestehende Langhaus, gegen Ende des 11. Jahrhunderts erbaut.

Für die bauzeitliche Einordnung des Schiffes gibt es eine größere Zahl von Anhaltspunkten. Es wird weder von Hecht noch von anderen zeitgenössischen Kunsthistorikern bezweifelt, daß die bekannten Wandgemälde auf die Schule des Inselklosters Reichenau zurückgehen, dem auch die bauliche Gestaltung anvertraut war; denn Bauausführung und Freskotechnik bedurften eines planenden und technischen Zusammenwirkens. Die Frage, warum Kloster Ottmarsheim (Elsaß), in dessen Besitz sich Burgfelden urkundlich um 1064 befand, den Bauauftrag an Reichenau gab, beantwortet der Verfasser mit dem Hinweis auf enge herrschaftliche Beziehungen. Nun zeichnen sich die Kirchenbauten der Reichenau mit ihrer mehrschiffigen Gliederung und feineren Durchbildung von Einzelteilen vor der Burgfelder Saalkirche aus, und man möchte Zweifel hegen, ob die bauliche Gestaltung in einer Hand lag. Nach Hecht ist dies keine Frage, wenn man bedenkt, daß es Aufgabe der Michaelskirche war, „Pfarrkirche und Wehrbau“ in einem zu sein. Man verzichtete deshalb auf Nebenschiffe, rückte die kleinen Fenster in Dachnähe und beschränkte sich auf eine einzige Pforte. Der wehrhafte Turm flankierte die stärker bedrohte Ostseite; damit erhielt der Chor von selber seinen Platz im Westen.

Die beiden jetzt sichtbaren Schächte im Boden unserer Kirche sind keine ursprünglichen Bestattungsanlagen. Im Zuge der Renovierungsarbeiten zwischen 1892 und 1896 legte man drei Gräber frei, über die, gestützt auf mündliche Überlieferungen, nachstehende Angaben gemacht werden können:

a) Etwa in der Mitte der jetzigen Kirche befanden sich zwei abgedeckte Tuffsteinsärge mit den Skeletten eines ein- und eines vierjährigen Kindes. Die bei der Aufdeckung noch unversehrten Gräber enthielten auch Gewandreste. Die Anlage verweist in das späte 10. Jahrhundert.

b) Unter der Chorstufe des (späteren) Altars im Ostteil der Kirche stieß man auf ein Doppelgrab zweier Erwachsener, wessen Geschlechts ist nicht überliefert. Seitenwände und Deckel bestanden aus Steinplatten. An diesen Fund knüpfte sich hartnäckig die „Zollerthese“, die Annahme, daß hier die beiden ersten urkundlichen Zollern beigesetzt seien, die 1061 erschlagen wurden. Daß die Kirche weder Stiftung noch Gruftkirche des Zollerngeschlechtes sein kann, wurde an anderer Stelle dieser Blätter begründet. Wer waren nun die Toten? Der Verfasser denkt an Angehörige der Scherragauherrschaft, die im 10. Jahrhundert ihren Sitz auf der Schalksburg hatte.

c) Ein zweites Doppelgrab, westlich des vorgenannten gelegen, enthielt die Skelette eines etwa 60jährigen Mannes und einer nicht viel jüngeren Frau. Es war mit einer Kreisrunden, aus hohen Feldsteinen mit

Burgfelden in der neueren Heimatgeschichtsforschung

Der Jahrgangsband 1952 des Württ. Geschichts- und Altertumsvereins widmet unserem Dorf drei bedeutsame Beiträge, die das geschichtliche Wissen wesentlich ergänzen und korrigieren. Es mag von allgemeinem Interesse sein, wenn die Forschungsergebnisse zusammenfassend einem größeren Kreis zugänglich gemacht werden.

Der Verfasser Dr. Konrad Hecht gibt als Ergebnis sorgfältiger Einzeluntersuchungen eine Darstellung der baukundlichen Merkmale unserer Kirche. Der Turm, einer älteren Bauperiode als das Langhaus angehörend, zeigt noch die nüchterne Zweckform der Turmschöpfungen des beginnenden 11. Jahrhunderts. Gegenüber den Turmformen des 12. Jahrhunderts mit ihren durch Gurte und Mauerbänder belebten Fassaden wirkt er roh und unentwickelt. Er nimmt aber insofern eine Mittelstellung zwischen den beiden Gruppen ein, als er bereits zwei Schallarkaden (Rundbogenfenster) übereinander trägt. Die Schallöffnungen sind von rechtwinkligen Vertiefungen rahmenartig einge-

faßt, die seither als Anschläge für Fensterläden betrachtet wurden. Hecht deutet sie als Schmuckelemente und damit als weiteres Merkmal der Abkehr vom rein Zwecklichen. Durch Vergleich mit anderen Turmformen der Romantik, veranschaulicht durch eine beigegebene Bildtafel, kommt der Verfasser zum Ergebnis, daß der Turm bald nach der Mitte des 11. Jahrhunderts errichtet wurde.

Die Westwand des Turmes trägt Vorsprünge, die dem Dach eines früheren Langhauses als Auflage dienten. Auch dieses bildete mit dem Turm keine bauliche Einheit, sondern muß wesentlich älter sein. Näher man an, Turm und früheres Langhaus wären das Werk einer einzigen Bauperiode gewesen, so fände sich keine befriedigende Erklärung dafür, warum man das Schiff nach einem halben Jahrhundert (Ende 11. Jahrhundert) durch das heutige ersetzte. Es ergibt sich die bauzeitliche Folge:

a) Älteres Langhaus, vermutlich aus dem 10. Jahrhundert, aus Stein errichtet, wahrscheinlich turmlos.

Mörtel aufgeführten Mauer umgeben und mit Schieferplatten abgedeckt. Obwohl das Grab früher erbrochen worden war, fand man als Beigabe ein langobardisches Kreuz aus Goldblech und ein silbernes Kettchen, Kunstwerke aus dem 7. Jahrhundert. Sie bekunden, daß unsere Gegend verhältnismäßig früh christianisiert war. Zugleich

runden sie das Bild einer ortsansässigen Herrschaft des 7. Jahrhunderts, deren Glieder hier, in der Mutterkirche einer Urfarre, beigesetzt waren. Die Kirche selber hätten wir uns als einen Holzbau zu denken, der nicht viel früher auf dem Boden einer alemannischen Kult- und Begräbnisstätte errichtet worden wäre. L. H.

Verbreitung des Nadelwaldes in unserer Heimat

Von Fritz Scheerer

Zeichnen wir die von Wäldern bedeckten Flächen der Südwestalb in einer Karte ein, so erhalten wir ein überraschend klares Landschaftsbild: im allgemeinen ist der Wald an die Flächen gebunden, die für Wiesen, Äcker und Weiden zu steil, zu steinig oder für die landwirtschaftliche Nutzung von den Siedlungen zu weit abgelegen sind. Nur wenige Wälder, die in den letzten 150 Jahren angelegt wurden, lassen sich hier nicht einfügen, da mit dem Rückzug der Landwirtschaft aus unlohenden Gebieten auch manch verlassener Acker, manch aufgegebene Weide zu Wald gewandelt, aufgeforstet wurden (s. 1954 Nr. 2 der Heimatblätter: Vermehrung des Waldes in Bitz, Tailfingen usw. von Forstmeister Scheel). Diese Wälder verdanken dann ihr Dasein besonderen Gründen, etwa dem Willen ihres Eigentümers oder besonderen, geschichtlich gewordenen Besitzverhältnissen.

Die herrschenden Wälder der Alb sind die Buchenwälder, zwischen die oft als schmaler Streifen Fichten eingeschoben oder bei der Aufforstung trockener Kahlhänge Forchen verhandelt wurden. Besonders auffallend ist das reichliche Auftreten der Forche in dem nach Süden gerichteten oberen Tal der Eyach zwischen Pfeffingen und Lautlingen und weiterhin das Erklettern der Felsvorsprünge des Steilabsturzes durch einzelne verwitterte alte Kiefern. Den besten Überblick über die Zusammensetzung des Waldmantels des Albrandes unserer Heimat erhalten wir bei einem Blick vom Hundsrück oder Blasenberg gegen den Hohenzollern und nach Süden. Das Gebiet um den Zollern trägt von Natur überwiegend Buchenwald, in den am Steilhang der Alb nach Nordosten bis zum Dreifürstenstein die Weißtanne eingestreut ist und von Westen von Natur vordringt, während die Fichte am Fuße des Zollern in geschlossenen Beständen in der Hauptsache künstlich eingebracht ist. Die Balingen Berge dagegen tragen ein geschlossenes düsteres Gewand von Nadelwald. Bis gegen Burgfelden, Laufen, Hossingen, Hausen am Tann, Deilingen, Wehingen und Spaichingen überwiegen reiche Nadelholzbestände mit Weißtannen und Fichten.

Alte Ortsnamen wie Hausen am Tann, Tanneck und Thanheim und Flurnamen wie „Tannenwies“ am Nordhang des Hundsrück bezeugen in diesem Gebiet das Heimatrecht des Nadelwaldes und beweisen uns, daß der Tannenwald mindestens seit dem Ende der Völkerwanderungszeit da ist. Auch die gute Entwicklung von Fichten und Weißtannen (einzelne Fichten am Hundsrück bis 9 Festmeter oder Weißtannen mit einem Stockdurchmesser von 137 cm) deuten darauf hin, daß die Tannenwälder in der Südwestalb natürlich sind. Über die früheren Zeiten können uns die pollenanalytischen Untersuchungen von K. Bertsch Aufschluß geben, der verschiedene Moore des Algebietes untersuchte und die folgendes Bild ergaben:

In der Eiszeit fanden sich in den tieferen Lagen am Fuß der Alb Bergkiefern, Birken und Weiden, während die Hochflächen von sämtlichen Bäumen gemieden wurden und nur Zwergbirken und Heidekrautgewächse trugen. Erst am Ende der Eiszeit wanderten Bergkiefer und später die Weißbirke und die Waldkiefer ein. Die Kiefern dürften somit vielleicht seit der „Forchenzeit“ in der

Südwestalb vertreten sein. Durch Besserung der Temperatur konnten dann Hasel, Ulme, Linde und Eiche einwandern. In der jüngeren Steinzeit breitete sich die Tanne und in der Bronzezeit besonders die Buche aus, und diese beiden kampfkraftigen Arten drängten nun die andern in den Hintergrund, die Bergkiefer verschwand ganz. „Sie stellten die größten Anforderungen an das Klima, vor allem an die Feuchtigkeit, die Tanne noch mehr als die Buche“ (Bertsch).

Heute fühlen sich die Fichte, die besonders künstlich verbreitet wurde, und die Weißtanne in der Südwestalb vom Nordwestrand des Dreifaltigkeitsberges bis zum Dreifürstenstein heimisch. Prächtige Weißtannenbestände finden wir am Hundsrück gegen Bisingen und Thanheim, im Balingen Stadtwald, vom Nordhang des Plettenbergs bis zum Gräbesberg, bei der Sägmühle unterhalb Hausen am Tann (etwa 150jähriger Bestand mit Tannen bis zu 35 m Höhe). Das Auffallende ist aber, daß sich das Verbrei-

tungsgebiet der Weißtanne in der Hauptsache an den Gebirgsrand hält und fast nirgends tiefer in das Gebirge eindringt (siehe Karte). R. Lohrmann hat die natürliche Verbreitung der Weißtanne auf der Südwestalb durch eine Rundfrage bei den Oberförstereien des Gebiets ermittelt und festgestellt, daß sie sich fast ausschließlich an den Nordwestrand vom Dreifaltigkeitsberg bis Dreifürstenstein hält und die Hochfläche albeinwärts „fast sklavisch“ meidet. Sehr deutlich fällt dies auf der Berghalbinsel bei Böttingen auf, wo die Tanne nur an den Abhängen des Dreifaltigkeitsberges und des Klippenecks bis Reichenbach stockt, während sie auf der Hochfläche fehlt (ähnlich bei Onstmettingen).

Im gesamten Gebiet greifen Täler von Westen nach Osten in den Steilrand der Alb (Schlichem, Eyach, Starzel) oder öffnen weite alte Talstümpfe den Steilrand nach Westen (Untere Bära bei Gosheim, Riedbach bei Ebingen, Vehla bei Burladingen) und schaffen so Hänge, die im wesentlichen nach Norden gerichtet sind (siehe Karte).

Was mögen nun die Gründe für die Beschränkung der Weißtanne auf die genannten Gebiete und für die ausgesprochene Bevorzugung der Hanglagen sein?

Die Tanne hat in Europa ein ganz enges Wohngebiet. Sie beschränkt sich auf bestimmte europäische Gebirgsketten, in unserer nächsten Nachbarschaft auf den Schwarzwald, wo sie ein prächtiges Gedeihen zeigt, und über das ganze Muschelkalk- und Keupervorland in die Südwestalb greift. Der südwestliche Teil des Albrandes



Natürliche Verbreitung der Weißtanne am Albrand

ist dadurch dem stetigen Anflug von Tannensamen ausgesetzt.

Die Alb liegt im Regenschatten des Schwarzwaldes. Die mittleren Niederschläge steigen in den Vorbergen des Schwarzwaldes bis auf 1000 mm an, erreichen auf seinen höchsten Kuppen 2000 mm und fallen am Osthang bis zum Neckar auf 700 mm. Am Albrand steigt die jährliche Niederschlagshöhe wieder auf 800 mm und erreicht im südwestlichen Teil der Alb, im Heuberg, wieder 900 mm. So kann vielleicht erklärt werden, daß Nusplingen, das in Luftlinie nur 4 km von Reichenbach entfernt liegt, keine Tannenbestände mehr aufzuweisen hat, da es im Regenschatten des Staufenbergs liegt, während in dem nach Westen offenen Schmiechatal die Tannen noch nördlich Straßberg anzutreffen sind. Die höchsten Niederschläge fallen allerdings nicht an der Steilkante selbst, sondern 10 bis 15 km gebirgsinwärts, was besonders im Winter in den größeren Schneemengen albeinwärts auffällt. Auf diesem niederschlagsreichsten Streifen fehlt aber gerade die feuchtigkeitsliebende Weißtanne. Dies mag teils mit der mangelnden Bodenfeuchtigkeit und der Flachgründigkeit des Bodens zusammenhängen. Es müssen aber noch andere Faktoren hereinspielen.

Die Hochfläche erreicht bis 1015 m (Lemberg). So ergeben sich aus den verschiedenen Höhen in den Durchschnittstemperaturen große Unterschiede, denn der mittlere Jahreswert der Temperaturabnahme für 100 m Höhenzunahme ist in der Alb 0,49 Grad. Marx schreibt über die klimatischen Verhältnisse der Schwäbischen Alb: „Die Hochfläche ist, abgesehen von den Gipfelgängen, von starken Frosttemperaturen heimgesucht, die in den Muldenlagen besonders auftreten. Der kurze Frühling und Herbst bringt sehr große Temperaturschwankungen mit sich“. 162 Frosttage im Jahr sind keine Seltenheit und es ist kaum ein Monat absolut frostfrei. Die überaus große Ausstrahlung bewirkt, daß in jeder klaren Nacht auch im Sommer die Temperatur sinken kann. Zudem leidet die Hochfläche unter den starken Winden und Stürmen und die Kuppen sind für den Landwirt „rauh“ wegen des mageren und steinigen Bodens, aus dem die Feinerde durch Wasser und Wind weggeführt wird, während in halber Höhe an Berghängen das Klima durchaus nicht rauh ist. So ist es zu erklären, daß noch in den höchsten windgeschützten Orten, z. B. Hossingen (900 m), an geschützten Punkten der Nußbaum gedeiht und fruchtet.

Nähert man sich an windstillen heißen Sommertagen von der Hochfläche her der Steilkante, so fällt der lebhaftere Wind auf, der sich hier plötzlich bemerkbar macht. Bei Strahlungswetter erwärmt sich die trockene Hochfläche viel stärker als die feuchten Waldhänge und Täler, so daß auf der Hochfläche ein aufsteigender Luftstrom, über den Tälern ein absteigender Luftstrom entsteht. An den Hängen kann „bei Strahlungswetter die Kaltluft in die tiefgelegenen Täler abfließen“. Der Frost mag also, wie Lohrmann besonders hervorhebt, für die Verbreitung der Tanne mitbestimmend sein, obwohl im benachbarten Schwarzwald der Gegenbeweis angetreten werden könnte. Ein wesentliches Moment dürfte aber immerhin auch die natürliche Verjüngung der Weißtanne sein. Im Gegensatz zur Fichte keimt die Weißtanne nicht auf Holzresten, sondern unmittelbar im moosigen Waldboden, am besten, wo dieser von Jockeren Astmosen gedeckt ist. Die Weißtanne kann nie forstliches Neuland besiedeln, etwa aufgegebenes Wiesen-, Acker- oder Weideland. Sie bildet meist in den Fichtenforsten den natürlichen Unterwuchs. Die Fichtenforste finden sich an den Schichten des Braunen Juras in Ausbreitung, der an den Talhängen unserer engeren Heimat im Gegensatz zu den Tälern der Donauseite und den Tälern der mittleren und östlichen Alb besonders

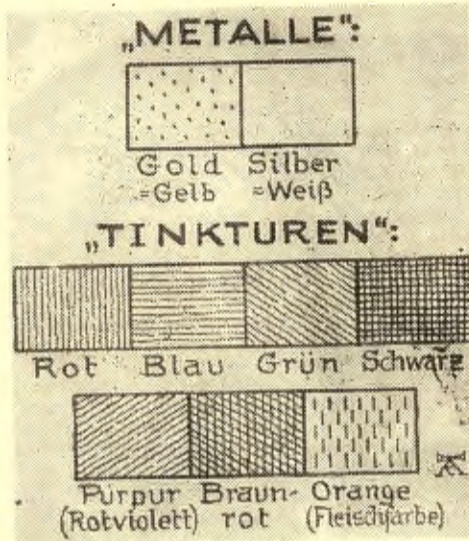
stark hervortritt. Nach den Beobachtungen der Forstleute ist damit auch die Weißtanne in der Ausbreitung begriffen. Die Fichten-Tannenwälder sind die moosreichsten Waldgesellschaften. Im Schutze von Glanzmoos- und Widertonmoos (*Hylocomium splendens* und *Polytrichum formosum* u. a.), die die nötige Feuchtigkeit sichern, wachsen die jungen Weißtannen heran. Unter ungleich-

teten alten Fichtenbeständen stehen so heute am Steilrand der Südwestalb dichte Herden von Weißtannen in Strauchhöhe. Auf der Hochfläche dagegen ist die Buche durch die klimatischen Verhältnisse der Tanne überlegen, und die mit Fichten aufgeforsteten größeren Flächen sind von den bodenständigen Gesellschaften nur schwer zu unterscheiden.

„Farbsignatur“ in der Heraldik

Von Kurt Rockenbach

Auf Grabmälern, Zeichnungen, Siegelringen und ähnl. finden wir häufig Schraffierungen angewandt, die vielfach unbekannt sind. Aber bei Kenntnis dieser Signaturen erhalten wir rasch Aufschluß über die in ganz bestimmter Strichführung oder Punktierung durchgeführte Kennzeichnung der „Farben“. Es bedeuten:



In der „Heraldik“ (Wappenkunde, „Heraldik“) spricht man statt von Farben nur von „Metallen“ und „Tinkturen“. Unter Metallen versteht man Gold und Silber, die in Farben als Gelb und Weiß dargestellt werden. Die ältere Heraldik versteht unter

Tinkturen, d. h. den eigentlichen Farben, die Farben Rot, Blau, Grün und Schwarz, zu denen außerdem noch Purpur (Rotviolett), Orange und Braunrot hinzutreten. Die Anwendung anderer Farbtöne ist unheraldisch, ebenso die Zusammenstellung von Gold neben Silber oder Farbe neben Farbe, da eine Farbe nur in Vereinigung mit einem „Metall“ eine heraldische und nicht zuletzt auch eine harmonische „Einheit“ zu bilden vermag. Man kann diese Zusammenstellungen selbst einmal versuchen und wird sofort bemerken, daß die heraldisch richtigen auch die ästhetisch schönsten Bilder geben.

Einige Beispiele: heraldisch richtig sind die einzelnen Farben Rot, Blau, Grün, Schwarz u. a. (s. oben) in Verbindung mit Gold (Gelb) oder Silber (Weiß). Zwei Farben oder mehr in einem Wappen (was aber möglichst vermieden werden soll) sind heraldisch richtig, wenn sie durch irgend ein „Metall“, also „Gelb“ oder „Weiß“ getrennt sind. Als Beispiele führen wir einige Flaggen an. Heraldisch richtig sind: die Flaggen von Ägypten, Argentinien, Australien, Belgien, Bolivien, Brasilien, Bremen, Britisches Reich, zur Not Chile, Dänemark, Deutschland, Finnland, Frankreich, Griechenland, Guatemala, Hamburg, Island, Israel, Italien, Japan, Lübeck, Mexiko, Niederlande, Norwegen, Bayern, Österreich, Türkei, USA u. a. Heraldisch falsch sind die Vereinigungen der „Metalle“ sowie der Farben untereinander. Unrichtige Farbenzusammenstellungen enthalten die Flaggen von Bulgarien, Columbien, Helgoland, Haiti, Jugoslawien, Venezuela, u. a.

Gold und Silber, also Gelb und Weiß, ist mit einer einzigen Ausnahme gestattet bei der Fahne von Jerusalem (Staatsflagge des Vatikans und Kirchenfahne).

Was uns die alten Lautlinger Flurkreuze erzählen

Von Heinz Raasch

Nach uraltem Brauch umzieht alljährlich am Himmelfahrtstage die Gemeinde in festlicher Prozession den Ösch der Gemarung, der in den vier Himmelsrichtungen durch Feldkreuze gekennzeichnet ist. An diesen Feldkreuzen wird das Evangelium verlesen, um den Schutz der Saaten und den Ertrag der Ernte gebetet und der Segen erteilt. In mündlicher Überlieferung und zum Teil auch in Aufzeichnungen hat sich bis heute noch die Erinnerung an die alten Lautlinger Feldkreuze, die schon seit langem der Vergangenheit angehören, erhalten. Doch sind die bedeutungsvollsten Flurkreuze im Lauf der Zeit durch neue ersetzt worden. Manche Flurzeichnungen sind noch auf solche alten Kreuze zurückzuführen. So hat der Kreuzbühl seinen Namen von dem Hartkreuz erhalten, das auf dem Kapf über dem Steinbruch stand. Bis 1925 stand ein von einem Blumengärtchen eingefasstes Kreuz in der Nähe des Tierberghofes. Vom Bühl herab schaute ein hochragendes Kreuz in die Albtäler hinein. Es wurde von Pfarrer Sayle erneuert, verkam aber dann und verschwand. Erst 1939 wurde an derselben Stelle durch eine Stiftung von Sophie Müller ein neues Kreuz mit einem Korpus errichtet. An der alten Straße nach Laufen wurde von Pfarrer Ignaz Demeter, dem spä-

teren Erzbischof von Freiburg, an Stelle eines alten Kreuzes ein neues gesetzt und geweiht zum Andenken an seine Mutter Eleonore, die am 15. Oktober 1805 bei ihrer Rückkehr von Hechingen im Hochwasser der Eyach ertrunken war. An dieser Stelle soll auch am 18. Juli 1744 der Franziskanerpater Gumbertus Herz von St. Luzen erschlagen worden sein. Er wurde in der Lautlinger Pfarrkirche beigesetzt.

Ein weiteres Kreuz wird 1788 bei dem Herrschaftlichen Krummen Acker erwähnt. Am Ochsensteig wurde 1920 ein Kreuz durch Blitzschlag zerstört. An der Herrschaftsmühle hatte der Müller Clemens Müller ein Kreuz errichtet, das bei der Überschwemmung der Eyach im Jahre 1895 vom Hochwasser fortgerissen wurde. Den Korpus fand man später in den Auen wieder. Nach dem Hochwasser wurde zwar das Kreuz wieder erneuert, fiel aber dann endgültig im Jahre 1911 dem Mühlenbrand zum Opfer. Der künstlerisch wertvolle Christuskörper wurde gerettet und fand Verwendungsung am Brunnenkreuz im Oberdorf.

Von einem Flurkreuz am Margrethausener Weg berichtet die Chronik, daß 1628 im Dreißigjährigen Kriege die evangelischen Ebinger Soldaten mit ihren Musketen auf das Kreuz geschossen hätten. 1793 wird es

nochmals mit dem Standort im Eisental erwähnt. Im 19. Jahrhundert ist es dann abgegangen.

Eine Kreuztafel wurde 1772 in den Holderäckern am Weiber bei der herrschaftlichen Brachwiese genannt. Das Gelände trägt noch heute die Bezeichnung „Weierle“, die sich sogar auf Haus und Familie Josef Nufer übertragen hat, der allgemein nur der „Weierles-Josef“ genannt wird.

Heute stehen auf der Lautlinger Markung noch 16 Flur- und Wegekreuze.

Das bedeutungsvollste ist wohl das Doppelkreuz auf dem Totland an der Ebinger Grenze, das früher auch als Russenkreuz bezeichnet wurde. Doch hat es mit einem russischen Kreuz nichts gemein. Es hat vielmehr die uralte Form des Wetterkreuzes, das auch unter dem Namen Spanisches Kreuz bekannt ist und das wir z. B. in Bayern und Tirol häufig auf Kirchtürmen finden. Solche doppelbalkigen Wetterkreuze standen auf erhöhten Geländepunkten, von denen man die Ösche der Markung übersehen konnte. Man sprach ihnen die Kraft des Wetterschutzes gegen Blitz, Hagel und Sturm zu. Nach einer alten Überlieferung soll das ursprüngliche Totländkreuz von einem Pater geweiht worden sein. Dabei habe er einen geweihten Gegenstand, wohl eine Reliquie, in den Kreuzbalken eingelassen. Tatsächlich fand sich in dem Kreuz eine kleine runde Öffnung, die diese Reliquie enthalten haben könnte. Früher mag das Totländkreuz auch als Grenzzeichen gedient haben, denn es stand an der Grenze zwischen Lautlingen und Ebingen, die gleichzeitig die Grenze der Grafschaften Zollern und Hohenberg bildete, ein geschichtlich bedeutsamer Boden, da hier an der Römerstraße von Laiz nach Lautlingen ein strategisch wichtiges Römerkastell lag. Das heute auf dem Totland stehende Doppelkreuz wurde 1926 als Ersatz für das vom Wetter brüchig gewordene alte Kreuz vom Zimmermeister Rochus Wolpert gefertigt und errichtet. Das Holz stammt von Winterlingen, gesägt wurde es in Straßberg, gezimmert in Ebingen, errichtet in Lautlingen und bezahlt ist es bis heute noch nicht. Das alte Kreuz wurde an der Pfarrscheuer in den verdienten Ruhestand versetzt, wo es in der malerischen Baugruppe des Kirchplatzes ein stimmungsvolles Motiv bildet. 1912 fand man beim Aufrechtstellen des alten Kreuzes Bruchstücke eines Kruzifixes aus gebranntem Ton, aus dem 17. Jahrhundert stammend, ein Beweis für das hohe Alter des Kreuzes.

Eins der ältesten Flurkreuze ist das Kreuz auf Blaiken im Michels-Wäldchen, malerisch gelegen an der alten Römerstraße zwischen zwei Linden, umkränzt von uralten Tannen, mit weitem Blick auf die Alberger und ins obere Eyachtal. Heute stark vom Wetter zerzaust und brüchig geworden, die kunstvolle Schnitzornamentik noch erkennbar, soll es demnächst durch ein neues Eichenkreuz ersetzt werden. In der Nähe des Kreuzes liegt der Galgenbühl, auf dem sich ehemals der herrschaftliche Galgen befand. Die Eigengerichtlichkeit mit dem Rechte des Blutbannes wurde 1518 von Kaiser Maximilian I. dem Hans Konrad vom Wildentierberg in Lautlingen verliehen. Wurde ein Verurteilter zum Galgen geführt, um gehängt zu werden, so durfte er an dem Blaikenkreuz seine letzte Andacht verrichten und seine Seele dem Herrgott empfehlen. Der Galgen wurde zu Anfang des 19. Jahrhunderts abgebrochen. Das jetzige Kreuz wurde 1845 als Ersatz für das alte brüchig gewordene errichtet. Nach Mitteilung von Mesner Stefan Schairer soll es von Zimmermann Max Eppler, der 1848 als Freischärler bei Gernsbach fiel, gezimmert und errichtet worden sein. Als kulturgeschichtliches Denkmal verdient dieses Kreuz, auch wenn es durch ein neues ersetzt wird, sorgsamste Erhaltung, da es an die herrschaftliche Eigengerichtlichkeit erinnert. Wie oft

mag ein Zug mit einem Verurteilten, mit Richtern, Schöffen und lüsterne Volk an diesem Kreuz vorübergegangen sein, wo noch ein letztesmal der arme Schelm die Barmherzigkeit Gottes erleben durfte, um dann auf dem benachbarten Galgenbühl gehängt zu werden.

Dem Totländkreuz gegenüber auf der anderen Seite des Ebinger Tales steht am Rande der Schotterfläche das Hirnaukreuz. Es wurde Ende der 70er Jahre durch Schreiner Schmid erneuert. Im „Heiligen Jahr“ 1950 wurde es durch ein neues Kreuz aus Forchenholz ersetzt und bei der Öschprozession von Pfarrer Bihl geweiht.

Am Hardtweg auf halbem Hang steht zwischen zwei Linden das Meßstetter Steigkreuz, das einen Korpus trägt. Einstmals stand auf dem Kreuz als Symbol ein Guler, der aber von Meßstetter Buben mit Steinen herabgeworfen wurde.

Am Dorfausgang an der Ebinger Talstraße hat Steinhauer Franz Meier zur Erinnerung an den Krieg 1870/71 ein Steinkreuz mit sinnvoller Inschrift errichtet. Durch das Erdbeben 1911 wurde es auf seinem Sockel seitlich verschoben, wie noch heute zu sehen ist.

An der Fachwerkwand der alten Pfarrscheuer fand 1926 das alte Totländkreuz seinen Ruheplatz. Der Kruzifixus daran ist eine Arbeit des Schömberger Bildhauers Johann Geiger, der 1743 das Bildwerk um 3 Gulden 10 Kreuzer geschnitzt hatte. Die

ursprüngliche Bemalung stammt von dem Faßmaler Johann Schairer aus Margrethausen. 1951 wurde durch den Maler Lutz nach vorsichtiger Entfernung der später aufgetragenen Farbschichten die Originalfarbtönung wieder aufgefrischt.

Das Friedhofskreuz, das bei der alten durch Erdbeben zerstörten Kirche zwischen Turm und Langhaus stand, wurde an den Chorabschluß der neuen Kirche versetzt. Schon 1721 hat Zimmermann Jakob Oswald ein neues Kreuz als Ersatz für das abgegangene alte Friedhofskreuz um 2 Gulden 30 Kreuzer gezimmert, 1801 wurde es für ebenfalls 2 Gulden 30 Kreuzer von Balthasar Eppler erneuert.

Das inmitten des Dorfes an der Ecke der Hauptstraße und Schloßgasse 1908 errichtete Kreuz ist wohl das schönste von allen. Der Kruzifixus daran stammt aus älterer Zeit und wurde in diesem Jahre von Maler Götz neu aufgearbeitet. Ebenso wurde ein neues Kreuz aus Forche, von Schreiner Walz gezimmert, als Ersatz für das alte. Auch dieses Kreuz wurde bei der Öschprozession in diesem Jahre geweiht. Harmonisch eingebaut in das dunkle Grün des Hintergrundes bildet dieses Wegekreuz mit dem gepflegten Blumenschmuck zu seinen Füßen ein Schmuckstück und eine würdige Weihestätte des Dorfes.

Zu diesem Aufsatz wurden zum Teil Aufzeichnungen des verstorbenen Pfarrers Pfeffer benutzt, der sich um die Erforschung der Heimatgeschichte große Verdienste erworben hat.

Brenner, St. Bernhard und Gotthard

Moderne Straßenbaupolitik im Lichte der Geschichte

Die rapide Entwicklung des Autoreiseverkehrs seit dem Ende des letzten Krieges hat, wie bekannt, in erster Linie die Frage der Errichtung neuer Querverbindungen durch die Zentralalpen wachwerden lassen. In den Ebenen nördlich und südlich der Alpen ist ein solches Problem sehr leicht zu lösen. Dort ist erstens der Straßenbau technisch sehr einfach und zweitens ist auch die Anlage eines möglichst dicht gezogenen Straßennetzes ohne weiteres möglich. Im Hochgebirge dagegen türmen sich die Schwierigkeiten auf. Die über den Bereich der Zentralalpen führenden Straßen müssen vor allem natürliche und möglichst zweckmäßige Ausgänge in die Ebenen haben. Weiter sollen die Steigungsverhältnisse möglichst günstig sein und drittens muß man teure Kunstbauten, die in den Bergen oft unvermeidbar sind, nach Tunlichkeit vermeiden. Alle diese Umstände führen dazu, daß verhältnismäßig wenig Übergänge für neu zu errichtende Straßenzüge in Betracht kommen, und daß zwischen den einzelnen Projekten ein heftiger Konkurrenzstreit entsteht.

Gegen diese Konkurrenzbestrebungen wird eingewendet, daß die Motorisierung des Verkehrs unaufhaltsam — und zwar in einem noch rapideren Tempo als bisher — fortschreiten wird, weshalb sich auch neue Verkehrswege auf Jahre hinaus keineswegs als eine Entlastung bemerkbar machen würden. Die eigentliche Konkurrenz zeigt sich vielmehr in den großen Verkehrssammelstellen, in denen die Verteilung des Verkehrs erfolgt. Bozen zum Beispiel hat in dieser Hinsicht eine günstige Lage. Gleichgültig ob die Paßüberquerungen am Brenner, am Timmeljoch oder am Pfätscher Joch erfolgen, immer wieder werden sie in Bozen münden oder in umgekehrter Richtung von ihm ausgehen.

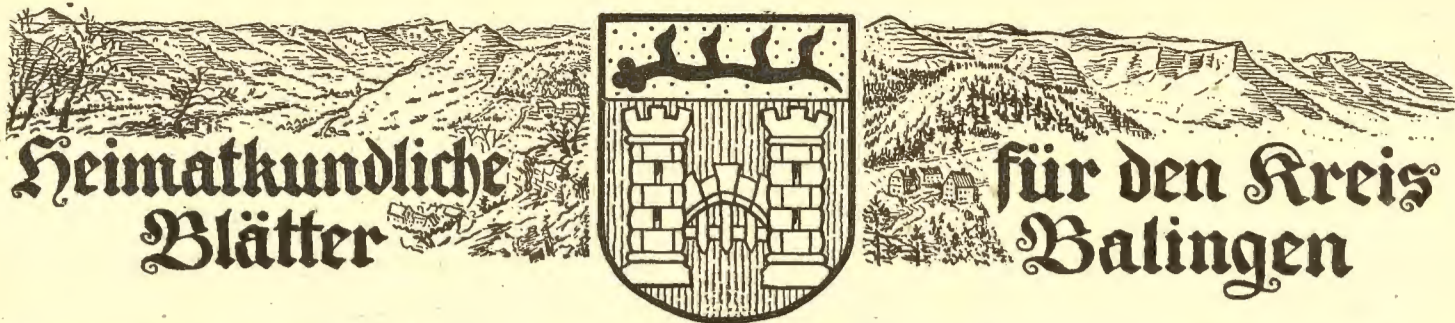
Anders allerdings ist das Interesse, mit dem die Straßenbauprojekte in den Westalpen verfolgt werden müssen. Hier zeigt sich das Vorhandensein einer wirklichen Konkurrenz. Man braucht nur die Polemiken in der westdeutschen und schweizerischen Presse über den Bau neuer Alpenstraßen zu verfolgen, um zu erkennen, daß

es sich hier in erster Linie darum handelt, den Straßenverkehr von ganz Südwestdeutschland nach dem Süden möglichst umfangreich über die Schweiz zu lenken. Hier zeigt sich nun, daß im Grunde genommen nur ein sehr alter Konkurrenzkampf zwischen den historischen Alpenübergängen vorliegt, wenn auch in neuzeitlicher Form und mit neuzeitlichen Variationen.

Die Hauptübergänge über die Alpen seit der Antike waren der Brenner und der St. Bernhard. Dazwischen lag noch das Land der Graubündner Pässe, des Septimer, des Julier, des Lukmanier und des Bernardino. Über diese klassischen Pässe vom Brenner bis zum St. Bernhard zogen die römischen Legionen und die staufischen Ritterheere, aber auch die großen Warenzüge des Mittelalters. Ihrer Lage in dieser Paßlandschaft verdanken zum Beispiel an der Brennerroute Bozen im Süden und Innsbruck und Augsburg im Norden ihre Bedeutung und ihre Blüte, ähnlich wie im Einzugsgebiet der Bündner Pässe Konstanz und Lindau bedeutend wurden.

Erst in der Zeit des ausgehenden Mittelalters trat eine Erweiterung dieses alpinen Verkehrsgebietes nach den Westalpen ein. Der Gotthard-Paß trat als neuer und besonders für den St. Bernhard auch als sehr gefährlicher Konkurrent auf. Der Zeitpunkt, an dem dies eintrat, läßt sich sogar ziemlich genau bestimmen. Als im Jahre 1418 das Konstanzer Konzil, die größte Völkerversammlung des Mittelalters, seine Beratungen abbrach, kamen die Würdenträger der Kirche überein, nach einer bestimmten Zeit wieder in Konstanz zusammen zu kommen. Im Jahre 1431, also 13 Jahre später, fand dieser Wiederzusammentritt zur letzten mittelalterlichen Kirchenversammlung auch statt, aber nicht mehr in Konstanz, sondern „aus Verkehrsgründen“ in Basel. In der kurzen Zwischenzeit von 13 Jahren war der St. Gotthard nämlich zum Emporkömmling geworden.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreund“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Jud Süß und der Balingener Steuerhandel 1734

Von Friedrich Sanner

Steuerzahlen war auch schon früher kein Spaß. Es war zu allen Zeiten, was es heute noch ist: eine der unbeliebtesten Tätigkeiten des Staatsbürgers, der er, bei aller Einsicht in die Notwendigkeit, nur ungerne und rasonierend nachkommt.

In Balingen war und ist man in dieser Beziehung nicht besser und nicht schlechter als sonstwo im schwäbischen Land. Eher noch etwas rässer. Lesen wir doch in der Reisebeschreibung eines Kurländers, der im Jahre 1734 Württemberg bereiste und sich nachher über Land und Leute ausspricht, über die Balingen, „... daß sie sich nicht gern etwas gegen ihre Vorrechte und Privilegien zumuten lassen, wovon sie ehemals, da der Herzog ernstliche Verfügungen machte, sie zum Gehorsam zu bringen, sehr nachdrückliche Proben abzulegen im Begriff gewesen seien...“ An der Bereitschaft zu solchen nachdrücklichen Proben bürgerlich selbstbewußten Widerstandsgeistes gegenüber der Obrigkeit — möge sie nun in Tübingen oder Stuttgart sitzen — hat es bis in die allerneueste Stadtgeschichte Balingens nie gefehlt.

In Stadt und Amt Balingen war im Jahr 1730 der Steuersatz von 2419 Gulden auf 4485 Gulden erhöht worden. Es war dies gegen Ende der Regierungszeit Herzog Eberhard Ludwigs, jenes Fürsten, dem die Geschichtsschreibung das Prädikat verliehen hat: „der glänzendste Kavalier, doch der nachlässigste und gewissenloseste Fürst gewesen zu sein, der je die Zügel dieses Landes geführt hat.“ Es war dieser Eberhard Ludwig, der schon 16jährig „seiner fürstlichen Qualitäten und sonderbaren Fähigkeiten wegen“ auf den Thron gekommen, das Vertrauen des württembergischen Volkes auf das schändlichste enttäuschte, indem unter seiner und seiner Mätresse Grävenitz, der Landesverderberin, Regierung, eine Miß- und Günstlingswirtschaft einriß, unter der das Volk mehr als unter allen vorangegangenen Kriegen zu leiden hatte. Wenn im vergangenen Jahr die Gründung der Stadt Ludwigsburg vor 250 Jahren so glanzvoll begangen wurde, so möge man angesichts des „Blühenden Barocks“ doch nicht vergessen, daß die Stadt ihre Entstehung in erster Linie der Laune der Mätresse Eberhard Ludwigs verdankt, die in Stuttgart, der Residenz der legitimen Herzogin, ihre Rolle nicht wunschgemäß spielen konnte.

Die Gründe der Balingener Steuererhebung von 1734 bedürfen nach dem Gesagten keiner weiteren Erläuterung. Man mußte Geld schaffen, um die leeren herzoglichen Kassen wieder zu füllen. In Balingen empfand man diese Steuererhebung ganz besonders schwer und ungerecht, weil sich die Stadt von dem schweren Brand vom 12. Februar 1724 in den seitdem vergangenen sechs Jahren noch kaum erholt hatte. Es waren damals von 240 Häusern nur 40 erhalten geblieben. 272 obdachlose Familien fanden, soweit sie nicht in Nachbargemeinden unterkamen, Unterschlupf in notdürftig zu rechtgemachten Hütten — und das im Win-

ter. Der Gebäudeschaden bei diesem Brand belief sich nach den Akten auf 165 000 Gulden. Wiederholte, auf diesen Brand und seine Folgen hinweisende Vorstellungen beim Herzog, führten schließlich zu einer Senkung des Steuersatzes auf 2500 Gulden. Allein die Landstände weigerten sich, diese Steuerermäßigung auch für die außerordentlichen Steuern anzuerkennen und veranlagten Balingen nach dem erhöhten Steuersatz, was in den Jahren 1732—1734 allein bei der Kriegsanlage eine Differenz von 3874 Gulden zu Lasten der Stadt ausmachte.

Bei dem Hin und Her zwischen Herzog, Landständen und der Stadt Balingen wurde von seiten des Herzogs die Notwendigkeit des geforderten Gesamtaufkommens an Steuern unterstrichen, die Landstände beriefen sich auf die Tatsache, daß das, was Balingen geschenkt werde, den andern zusätzlich aufgeladen werden müsse, und die Stadt Balingen schließlich begnügte sich damit, zu protestieren und ihre Zahlungsunfähigkeit zu versichern.

Als alles Protestieren nichts helfen wollte und die herzogliche Kammer auf Zahlung des Steuerrückstands drängte, wurde man in Balingen ganz bockig und erklärte, nun gar nichts mehr zahlen zu wollen. Es gibt Dinge, die erledigen sich, trotz bewährtem Brauch, durch noch so langes Liegenlassen nicht. Dazu gehörte die Steuerschuld der Stadt Balingen. Als Ende 1734 der Steuerrückstand gegen 9000 Gulden betrug, wurde der Stadt mit Exekution gedroht. Das hätte die zwangsweise Eintreibung der Steuern durch eine Schwadron Reiter bedeutet, die die Stadt auf ihre Kosten ins Quartier hätte nehmen müssen. Dem damaligen Vogt, es muß ein Mann mit guten Nerven gewesen sein, eilte es aber immer noch nicht, was ihm einen scharfen herzoglichen Verweis und die allerhöchste Drohung einbrachte, daß man jetzt dann auf seine, des Vogtes Kosten, die Exekution betreiben werde. Mit Mühe und Überredung gelang es dem also unter Druck gesetzten Vogt, nun doch wenigstens einen Teil der fälligen Steuern von den renitenten Balingern beizutreiben, denen offenbar bei ihrem bisherigen Grundsatz: der Himmel ist hoch und der Herzog ist weit, doch nicht mehr ganz wohl war. Allein es blieb eine Steuerschuld von 5456 Gulden und 3 Kreuzern, die zu bezahlen die Balingen weder willens noch in der Lage zu sein erklärten.

In dieser verfahrenen Situation besannen sich die weisen Balingen Stadtväter auf die alte Volksweisheit: „wer gut schmerzt, gut fährt“ und entschlossen sich, durch mündliche Verhandlungen mit den maßgeblichen Herren in Stuttgart, die man durch Geschenke etwas geschmeidiger zu machen gedachte, der schlechten Sache einen guten Ausgang zu geben. Kurz, man war bereit, das zu tun, was man in Balingen auch heute noch ebenso bildhaft wie treffend „die Bratwurst nach dem Schinken werfen“ heißt.

Es reiste also am 1. September 1734, als die Ernte eingebracht war, eine aus sechs Bürgern bestehende, mit Geldmitteln gut versehene und nachdrücklich zur Sparsamkeit ermahnte Deputation nach Stuttgart, um die Steuersache auf gerade, oder wenn es sein mußte, auf krumme Weise in Ordnung zu bringen. Man mag sich heute über die Stärke der Deputation wundern und denken, zwei oder drei Männer hätten auch genügt. Aber die Reise war nicht ungefährlich. Schon mancher hatte die Tatsache, daß er ungerufen zu seinem Fürsten gekommen war, mit einem unfreiwilligen, mehr oder weniger langen Aufenthalt auf dem Hohenasperg oder dem Hohenneuffen bezahlt. So wissen wir von einer Balingener Deputation, die 25 Jahre zuvor zur Regelung einer Jagdangelegenheit in Stuttgart vorstellig geworden war, daß sie erst nach einem viele Wochen dauernden Aufenthalt auf dem Hohenneuffen die blauen Berge ihrer Heimat wiedersah.

Indessen hatte es 1733 auf dem württembergischen Thron einen Wechsel gegeben. An die Stelle Eberhard Ludwigs war Herzog Karl Alexander getreten. Wenn aber das württembergische Volk gehofft hatte, mit diesem Wechsel und mit dem Ende der Grävenitzwirtschaft das Schlimmste hinter sich gebracht zu haben, so sah es sich getäuscht. Es kam vom Regen in die Traufe. Wieder war es, wie bei seinem Vorgänger, auch diesmal weniger der Herzog selbst, als seine Umgebung, die das Land bis auf das Blut aussaugte. Da war vor allem der Geheime Finanzienrat Reb Joseph Süß Oppenheimer, vom Volk Jud Süß genannt. Mit Karl Alexander 1732 bekannt geworden, verstand er es schnell, durch seinen Eifer und durch die Bereitwilligkeit, mit der er in Geldverlegenheiten aushalf, das herzogliche Vertrauen zu gewinnen. Er trat in den Dienst des Herzogs, wurde Schatullenverwalter, Geheimer Finanzienrat und war in kurzer Zeit unentbehrlich.

Es liegt eine teuflische Genialität in der Art und Weise, wie Süß aus allem, was er in die Hand nahm — und in kurzer Zeit ging alles durch seine Hand — Geld zu machen verstand. Ob es die Übernahme der Münze in Stuttgart oder die Schaffung von Monopolen und indirekten Steuern, ob es das sogenannte Stempelpapier oder das auf seine Empfehlung errichtete Gratia- und Fiskalamt war — in den Händen des Herrn Finanzienrates wurde alles eine Goldgrube. Und das Volk stöhnte und ballte die Faust im Sack gegen den landfremden Juden.

Der herzoglichen Kasse hat Jud Süß durch seine Künste in nicht ganz zwei Jahren 500 000 Gulden verschafft. Er hatte nach einem besonderen Erlaß an allen Pachtungen und Akkorden, wie überhaupt an allen durch seine Hände gehenden Geldern, seinen Anteil. Seinem zunehmenden Reichtum entsprach sein persönlicher Aufwand. In seinem Hause herrschte orientalische Pracht. Mit diesem gerissenen und alle Fäden des Staatsapparates in der Hand haltenden Herrn Finanzienrat bekamen es nun unsere wackeren sechs Balingener Deputierten zu tun. Sie nahmen Fühlung und scheinen auch wirklich, um welchen Preis wird man sehen, zum Ziel gekommen zu

sein. Aber das dicke Ende kam nach. Man hatte Pech gehabt. Herzog Karl Alexander von Württemberg starb am 12. März 1737 nach erst vierjähriger Regierungszeit überraschend schnell an einem Schlaganfall, und schon wenige Tage später saß der Jud Süß, unter dessen Mithilfe der Balingen Handel zustande gekommen war, auf dem Hohenneuffen zur Aburteilung für seine Finanzwirtschaft. Der Handel, den unsere Balingen Deputierten mit ihm abgeschlossen hatten, wurde für ungültig erklärt und der Stadt erneut die Nachzahlung von nunmehr 11 688 Gulden Steuerschulden auferlegt. Die Regierung vertrat dabei die Ansicht, die Steuerermäßigung, die Balingen gewährt worden sei, sei ohne Wissen und Einwilligung des verstorbenen Herzogs erfolgt und deshalb nicht rechtens gewesen. Es mußte der Stadt schwerfallen, bei den verworrenen Verhältnissen, die Herzog Karl Alexander und sein Finanzgenie hinterlassen hatten, die Unrichtigkeit dieser Behauptung nachzuweisen. Man war also um teuren Preis nicht weiter als zuvor: Schließlich kam man aber der Stadt Balingen doch noch insoweit entgegen, daß man bis 1730 zurück der Veranlagung einen Steuersatz von 3000 Gulden zugrunde zu legen beschloß. Die Steuerschuld sollte innerhalb von vier Jahren abgetragen werden, und sie wurde schließlich auch bezahlt.

Interessanter noch als dieser ganze Steuerhandel ist das Protokoll, das bei der Rückkehr der sechs Stuttgarterfahrer aufgenommen und zu den Akten genommen wurde. Sechs Tage lang mußten die Ärmsten dem Vogt Rede und Antwort stehen über den Verbleib des mitgenommenen und nachgeforderten Geldes. Auf Heller und Pfennig mußten sie nachweisen, wieviel und wieso und warum sie dem einnehmenden Wesen der Herren am Hofe in Stuttgart geopfert hatten. Was da an sogenannten Schatull-, Adreß- und Douceurgeldern liegen geblieben war, machte nämlich die erschreckende Summe von insgesamt 9184 Gulden und 51 Kreuzern aus, eine Summe, neben der die bescheidenen Zehr- und Reisekosten der braven Deputierten sich sehr bescheiden ausnehmen. Die Bratwurst war so teuer geworden wie der Schinken, nach dem man sie geworfen hatte. Mit dem für Bestechung aufgewendeten Geld hätte man die Steuerschuld selbst bezahlen können. Man hatte gut geschmiert, war aber schlecht gefahren, weil das ganze schöne Geld, das man in Stuttgart hatte liegen lassen, durch den unerwarteten Tod des Herzogs und die Annullierung des mit Süß abgeschlossenen Handels unnütz ausgegeben worden war.

Immerhin, auch ein schlechter Handel verlangt genaue Rechnungslegung. So können wir im einzelnen lesen, daß dem Geheimen Finanzienrat Süß selbst, „durch den das Hauptwerk getrieben und bei Serenissimus alles für Stadt und Amt auf den richtigen Weg gebracht worden“, der Löwenanteil zugefallen war. Er hatte zunächst 1000 Gulden und später für weitere Bemühungen noch einmal 1860 Gulden erhalten. Aber auch die Namen der anderen Herren, deren Gehör und Gunst man durch Geschenke gewinnen mußte, werden aufgezählt. Es ist eine ganze Blütenlese der Korruption. Da erscheint ein Hoffaktor Salomo Mayer, dann ein Geheimer Kabinettssekretarius usw., die alle genommen haben. Eine rühmliche Ausnahme bildete nach den Akten der Landkommissarius, einer der wenigen am Hofe gebliebenen Württemberger — das andere waren meist landfremde Glücksritter — dem auch ein Douceur gereicht werden sollte und von dem berichtet ist, daß er solches refüsiert und auch seiner Gemahlin, der man nachher ein Präsent von 193 Gulden machen wollte, verboten habe, das Geschenk anzunehmen. Es gab auch wackere Männer.

Besser als durch lange geschichtliche Darlegungen sehen wir durch dieses Balingen Protokoll hinein in die Art und Weise, wie damals am württembergischen Hofe gewirtschaftet wurde. Man weiß nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über die Treuherzigkeit, mit der diese ganzen Bestechungsgelder auf Heller und Pfennig verbucht und der Amtsversammlung zur Genehmigung vorgelegt wurden, oder über die Dreistigkeit, mit der das Geld, an dem doch der Schweiß der Balingen Bürger und Bauern klebte, genommen wurde. Man versteht, daß spätere, nicht-schwäbische Geschichtsschreiber sich wundern, über die bei allem Widerspruchsgeist doch unbegreifliche Geduld des württembergischen Volkes, das, von der Grävenitz bis zu Jud Süß, alles was an Ausbeutung, Betrug und Mißbrauch der Rechte des Volkes menschenmöglich war, hinnahm. Man könnte sich denken, so sagen die Geschichtsschreiber, daß ein Bruchteil davon anderwärts genügt hätte, das Volk auf die Barrikaden zu treiben.

Aber die Vergeltung kam. Süß war anfänglich in seiner Wohnung in Stuttgart in leichter Haft gehalten worden, kam aber nach einem vergeblichen Fluchtversuch in strenge Verwahrung erst auf den Hohenneuffen, dann auf den Hohenasperg. Am 13. September 1737 wurde das Urteil gesprochen. Süß wurde der Amterschleichung, des Betrugs, des Majestätsverbrechens und des Hochverrats schuldig befunden und zum Tode verurteilt, zum Tod durch den Strang „als einer Strafe, die gewissermaßen die Mitte halte zwischen der gegen Majestätsverbrechen üblichen Viertelung und der ehrenhafteren Hinrichtung durch das Schwert“. Aus der Begründung des Urteils geht deutlich hervor, daß man dem Juden alles, was während der Regierungszeit Karl Alexanders schlecht gewesen war, in die Schuhe zu schieben be-

müht war. Seine Helfershelfer, die in ihrer Stellung als herzogliche Räte und Beamte sich bereitwillig zu seinem Werkzeug hatten machen lassen, gingen, von unbedeutenden Ausnahmen abgesehen, ohne Strafe aus. Herzogadministrator Karl Rudolf soll bei der Unterzeichnung des Todesurteils gesagt haben: „Das ist ein seltenes Ereignis, daß ein Jud für Christenschelme die Zeche zahlt“.

Er hat sie bezahlt. In der Frühe des 4. Februar 1738 wurde der Stab über Jud Süß gebrochen. Er bat knieend um sein Leben. Als er aber sah, daß alles umsonst war, verfluchte er seine Richter und forderte sie vor Gottes Gericht. Beim Anblick des todbleichen, völlig gebrochenen armen Sünders, der laut und jüdisch betend in seinem roten Galarocke auf dem mit einem blinden Gaul bespannten Schinderkarren durch Stuttgart gefahren wurde, verstummten in der zahlreichen, sensationslüsternen Menge die Schmähworte. Man sah nicht mehr den verhassten Juden, sondern den bejammernswerten Menschen. Weil Süß einmal während seiner Gefangenschaft gesagt hatte, „sie können mich doch nicht höher hängen als ihr Galgen ist“, so wurde er jetzt über dem Galgen in einem eisernen Käfig, der mehr als 2000 Gulden gekostet hatte, gehängt.

Man hat in Balingen das Ende des einst hochvermögenden Herrn Finanzienrates, mit dem unsere Balingen zu verhandeln die Ehre gehabt hatten, ausgiebig besprochen und mit allem Für und Wider die Stadt erörtert. Aber das Leben ging weiter. Neue Zeiten brachten neue Sorgen. Der Balingen Steuerhandel von 1734 ist nur ein kleines Steinchen im Mosaik der Geschichte, aber ein Steinchen, das dem nachdenklichen Leser zeigen mag, wie sich die hohe Politik in den Überlieferungen der Heimatgeschichte widerspiegeln kann.

Die Frühgeschichte Balingens

Von Fritz Scheerer

Auf vielfachen Wunsch wird der vor dem Balingen Volksbildungswerk gehaltene Vortrag in gekürzter Form abgedruckt.

Wenn ein Fremder durch die breite, gerade Friedrichstraße geht, so hat er bestimmt den Eindruck, die Stadt Balingen ist eine neuzeitliche Gründung. Er wird nie vermuten, daß Balingen eine Jahrhunderte alte Geschichte aufzuweisen hat, daß menschliches Leben seit uralten Zeiten seine Spuren auf dem Boden der Balingen Markung hinterlassen hat. Den stummen Zeugen der Vergangenheit, die man aus dem Schoß der Erde gräbt, schließen sich seit der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts schriftliche Quellen an. Wir verdanken die ersten Nachrichten auswärtigen Klöstern und Kirchen, die sich in unserer Gegend festsetzten und die über den Erwerb ihrer Güter Aufzeichnungen bewahren. So greift das Kloster St. Gallen in unsere Gegend über, und noch heute sind die Urkunden, die ihm über seine Erwerbungen ausgestellt wurden, in seinem Archiv geborgen. Vor dem 14. Jahrhundert versagen weltliche Archive fast völlig. Erst mit den ältesten Lagerbüchern ist dann das Gleichgewicht einigermaßen hergestellt. Diese vermitteln uns nun ein mannigfaltiges und anschauliches Bild vergangener Zeiten. Auf Grund dieser Urkunden und indem ich Parallelen zu anderen Städten ziehe, möchte ich versuchen, in das Dunkel der Frühgeschichte Balingens etwas Licht zu bringen. Dabei möchte ich den Begriff Frühgeschichte nicht rein wissenschaftlich begrenzen, sondern auch schriftliche Quellen hereinnehmen, die späteren Zeiten entstammen, um von ihnen aus auf die Vergangenheit zu schließen.

Es sind ungefähr 1700 Jahre, seit unsere Vorfahren unsere Heimat in Besitz nahmen. Etwa der 50. in der Reihe unserer Ahnen mag dabei gewesen sein, als um 260 die Alemannen den Römern das Dekumatland entrissen und sich darin dauernd niederließen. Damit war für sie die Bahn frei, um sich in dem eroberten Lande nach ihren Rechten, Bedürfnissen und Gewohnheiten einzurichten. In den unruhigen Wanderzeiten, die sie hinter sich hatten, war ihr Wirtschaftsleben wohl nicht über die Stufe hinausgewachsen, deren Bilder Cäsar und Tacitus früher 200 bis 300 Jahre früher zeichneten: überwiegend Viehzucht und Weidebetrieb, wenig Ackerbau. Dementsprechend erfolgte auch die Verteilung des Landes unter die Sippen. Die neuen Dorfmarkungen waren überwiegend Weidebezirke. Für städtisches Leben war kaum Raum, im Gegenteil, es bestand eine Abneigung gegen die Städte. Ein römischer Schriftsteller des 4. Jahrhunderts berichtet uns, daß die Alemannen die Städte mieden und sich nur auf dem flachen Lande niederließen; die Städte erschienen ihnen wie „Gräber, die mit Netzen umgeben seien“. Die siedlungsmäßige Grundlage für das heutige Gesicht unserer Heimat war damit gegeben.

Von den 45 Ortschaften des Kreises Balingen weisen sich nicht weniger als 18 „ingen“-Orte durch ihre Namen als Gründungen der alemannischen Frühzeit aus. Für die Wahl der Siedlungsplätze war die Fruchtbarkeit des Bodens und das Vorhandensein von Wasser bestimmend. Die eng eingeschnittenen Täler (Eyach zwischen Balingen und Laufen, Schalksbach und Schlichem) wurden zunächst gemieden,

einerseits wegen Hochwassergefahr; dann aber auch weil der Boden nicht fruchtbar genug war (Brauner Jura). Wir finden hier daher keine Orte auf „ingen“, während sie im Vorland sehr häufig sind. Erst in späterer Zeit wurden diese Täler von den Urorten aus besiedelt (Schalksbach: Stockenhäuser, Zillhausen; Eyach: Margrethäuser; Schlichem: Ratshäuser, Häuser a. T.).

Auch Balingen ist wie alle Orte auf „ingen“ eine Sippengründung. Das Sippenoberhaupt Balgo gab der neuen Siedlung ihren Namen (wie Gisilo-Geislingen, Abo-Ebingen, Dagolf-Tailfingen usw.). Der Ortsname Balingen wird vor 1400 immer Balingen geschrieben. Es lautete stets „zu den Balingen“ — Siedlung der Leute des Balgo. Dieses Urbalingen müssen wir in der Nähe der heutigen Friedhofskirche suchen. In aufgelockelter Weise reihten sich hier die Hofstätten aneinander. Sie bestanden aus Wohnung, Stall und Scheunen; erst später wurde alles in einem Gebäude vereinigt. Es waren kellerlose Holzbauten mit Flechtwänden und Strohdächern, die für spätere Zeiten keine Spuren hinterlassen haben. Die Fundamente, die 1895 beim Hochwasser „Auf Klausen“ freigelegt wurden, stammen nicht von der Ursiedlung, sondern von der bei der Friedhofskirche befindlichen Unteren oder Dominikanerinnenklausen, die in der Reformationszeit aufgelöst wurde.

Die Markung, die sich in westöstlicher Richtung (7,75 km) vom Wahlberg bis gegen Zillhausen erstreckte (größere Längenausdehnung, wie in allen Gemeinden des Eyachtales), war Gemeinschaftsbesitz. Die Ansicht, daß nach dem heutigen Markungsbild Balingen und Heselwangen nicht erst seit neuerer, sondern schon in der alemannischen Zeit eine Einheit bildeten, ist nicht von der Hand zu weisen. Ein Blick auf die Karte bestätigt diese Vermutung (frühere Markung Heselwangen von drei Seiten von der Markung Balingen eingefaßt und der Ort Heselwangen direkt an der Westgrenze seiner Markung). Jeder Sippenangehörige erhielt einen bestimmten Teil zur Bewirtschaftung zugewiesen; die Weide und dann der Wald schlossen sich an. Das Ackerland wurde in Zwei-, später in Dreifelderwirtschaft bebaut. Nach einem Lagerbuch von 1543 war die Markung Balingen in drei Zelge oder Esche eingeteilt: Binsenbohl oder Neige, Heuberg und „Auf Schmiden“. Die Eyach oberhalb Balingen, die Geislinger Straße und der Reichenbach bezeichneten die Eschengrenzen.

Jede Hofstatt erhielt in jedem Esch annähernd gleich große Grundstücke als Lehen von der Sippe, während die Weide und der Wald gemeinschaftlich bewirtschaftet wurden. Der Gemeindewald und die Allmende sind die heutigen Reste des allen gemeinsamen Sippenbesitzes. Auf der Markung bestimmen nun „Zwing und Bann“ die Art der Nutzung. Wer sich nicht fügt, wird gezwungen, indem er von der Gemeindeweidenutzung ausgeschlossen wird. Die Zwing- und Banngewalt ist dem Maier übertragen, der ursprünglich das Sippenoberhaupt ist. Ob es sich bei dem Sippenoberhaupt Balgo nur um den militärischen Führer der Schar handelt oder ob er nur Oberhaupt der Familie und als solcher auch militärischer Führer gewesen ist, ist umstritten. Sehr wahrscheinlich wird das letztere zutreffen. Auf jeden Fall wird die Schar, die sich hier ansiedelte, in Bereitschaft zur Verteidigung geblieben sein; sie behielt darum auch ihren Führer, der dann auch die Verwaltung der Dorfflur, die Verteilung des Ackerbodens übernahm. Später hatte er auch die niedere Gerichtsbarkeit der Sippe, ernannte die Hirten und Bannwarte (Feldschützen), ordnet den wechselnden Umtrieb in den Eschen, regelt Weg und Steg und vertritt seine Sippe nach

außen hin. Er stand so im Dienste der Gesamtheit, und das gab ihm dann andererseits das Recht auf eine gewisse Entschädigung. Er durfte mehr Vieh als die Dorfgenossen auf die Weide treiben, bekam mehr Grund zugeteilt; sein Hof mußte so groß sein, daß er den anderen als Zuflucht dienen konnte, mußte also befestigt sein, um etwaige Feinde abzuwehren. Im Laufe der Zeit bekam der Maierhof mehr und mehr Herrschaftsrechte, „es wurde ein Herrenhof“ (Viktor Ernst).

Mit einem solchen Maierhof ist in jedem alemannischen Dorf zu rechnen. Die Bezeichnung dafür ist verschieden: Maierhof, Fronhof (Frommern), Salhof (Engstlatt), Dinghof. Er liegt meist bevorzugt auf besserem Boden, beim Brunnen und oft neben der Kultstätte, und hier stand nachher auch die Kirche. Der „Kirchhof“ wird zum festen Platz des Ortes, und die Kirche wird in das Verteidigungssystem mit eingeschlossen. So mag unsere Balingen Friedhofskirche zum Herrenhof gehört haben. Der Turm wurde etwa um die Jahrtausendwende gebaut, wahrscheinlich an Stelle einer Holzkapelle aus dem 8. bis 9. Jahrhundert; denn um diese Zeit kamen die Sendboten des Evangeliums von St. Gallen in die alemannischen Niederlassungen. Von der romanischen Anlage ist noch der Turm in seinen unteren Stockwerken erhalten. Der Turm enthielt eine kleine Kapelle, die heutige Sakristei, deren Außentür ursprünglich fehlte. Darüber befanden sich mehrere Stockwerke mit schießschartenähnlichen Löchern und mit doppelten Rundbogenfenstern. Diese Stockwerke waren nur auf Leitern zu erreichen und dienten in Kriegzeiten als letzter Zufluchtsort. Leider wurde dieser Zugang in späterer Zeit vermauert; er ist aber im Mauerwerk heute noch deutlich sichtbar.

Zum Turm gehörte natürlich der Hof, von dem sich freilich nichts mehr feststellen läßt. In der späteren Zeit hat man gern die festen Plätze auf Höhen gelegt, wo man größere Sicherheit fand. Ob sich die Herren von Balingen auf den heutigen Flurteil „Burgenwand“ zurückzogen und eine kleine „Burg“ (befestigten Hof) erbauten, können wir nicht mehr nachweisen. Vielleicht ist auch der Flurname „Burgenwand“, der in alten Lagerbüchern „Burgenwang“ oder „Burkenwank“ geschrieben ist, auf einen Personennamen zurückzuführen. Das im Lagerbuch von 1543 erwähnte „Wahlstetten“ zwischen Siechenhaus und Hirschbrauerei dürfte die alte Siedlung sein, zu der der Friedhof beim Hirschweiler gehörte.

Die Flurnamen können uns über die damaligen Verhältnisse Aufschluß geben. Abgegangene Flurnamen wie „Fronsteig“ (Herrenweg) und „Dietsstaig“ weisen auf die Besitzverhältnisse hin. Die „Balgenau“ mag die Au des Sippenhäuptlings Balgo gewesen sein. Mit der Entfernung vom Dorf nimmt die Zahl der Flurnamen ab, ein Zeichen, daß die Parzellierung in der Nähe des Wohnplatzes am stärksten war, daß dagegen auf den Außenfluren Weide und Wald vorherrschten. Sämtliche Feldfluren, deren Namen an Weide erinnern, liegen östlich der Eyach: Etzelbach v. ätzen=weiden, Am Gatter, Fülleweide, Geißbühl, Geißglubbart, Schmalzkappe, Stelle, Ochsenbrunnen, Ebergasse, Schafbühl, Brühl (abgegangen, bevorzugte Weide, größtenteils zum Herrenhof gehörig). Es ist deshalb anzunehmen, daß der Hirschberg und sein Vorland abgeweidet wurden, während der Heuberg zur Gewinnung des nur im Winter benötigten Heues diente. Neben dem gemeinsamen Weidebetrieb, der bis ins 19. Jahrhundert seine Bedeutung bewahrte, (Stallfütterung erst um 1850), ist eine Zunahme des Ackerbaues festzustellen. Immer größere Teile der Markung werden dem Bauern zur Sondernutzung überlassen, so daß allmählich größere Güter entstanden.

Dieser Fortschritt von der Weide zum Ackerbau mag im Bau der einzelnen Wohnungen eine große Veränderung hervorgerufen haben. Dagegen brachte er nicht eine Veränderung des einmal vorhandenen Dorfes mit seiner Kirche.

Die Funde, die 1953 in Weilstetten gemacht wurden, geben uns ein Bild der frühchristlichen Glaubenshaltung unserer Vorfahren (s. Dr. Jänichen, Heimatblätter 1954, Nr. 1). Sie gestatten uns, einen Blick zu werfen auf die christlich-heidnische Glaubensmischung. Die christlich-griechischen Formeln der drei silbernen Knöpfe der Saxscheide, der Psalmvers auf der Riemenzunge (Angelis suis mandavit de te ut custodiant te in omnibus viis — er hat seinen Engeln befohlen, daß sie dich behüten auf allen Wegen) zeigen uns, daß der in Weilheim etwa zwischen 650 und 700 begrabene Mann diese Gegenstände meist auf seinem Leib, vielleicht auch als Amulette, getragen hat, die ihn mit einem geheimnisvollen Etwas erfüllten. Er hat sich trotzdem zu seinen Lebzeiten für einen Christen gehalten, und im Sinne seiner Zeit war er es. Ähnlich müssen wir uns die Glaubenshaltung der Urbalingen vorstellen. Diese Funde zeigen uns aber auch, daß das Christentum in unserer Heimat frühzeitig Fuß faßte.

Gleichzeitig hat sich mit der Einführung des Christentums und der Herrschaft der Franken das alemannische Bestattungswesen geändert: die Grabbeigaben verschwanden. Die heidnischen Reihenräberfriedhöfe (in Balingen drei) wurden aufgegeben und die Stätte der Toten wieder rings um die Kirche gelegt: der Friedhof wird Kirchhof, der noch mit einer Mauer umgeben ist. Die Friedhofskirche stand also schon damals inmitten des Friedhofes, der seither ununterbrochen in Benutzung blieb und damit wohl zu einem der ältesten unseres Landes zählen darf.

Die Einheit des Siedlungsbildes wurde unterbrochen, als der Hochadel anfang, auf steilen Höhen Burgen zu bauen und damit seine Wohnsitze von den Dorfbewohnern trennte. Dies geschah im 11. Jahrhundert (Oberhohenberg, Wenzelstein, Tierberg, Heersberg, Schalksburg, Zollern). Die neuerbauten Burgen änderten das Landschaftsbild sehr stark, bewirkten eine Abwanderung des Adels und erweiterten die Kluff zu dem gewöhnlichen Volk. Aber am tiefsten greift in das Leben unseres Volkes jene Bewegung ein, die sich daran anschloß und das Zeitalter der Erbauung der Burgen beendete, nämlich die Entstehung der Städte.

Von den rund 150 Städten Württembergs sind etwa 125 in der Zeit der zweiten Hälfte des 12. bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts gegründet worden. Fast alle unsere alten Städte sind nicht gewachsen, sondern sind künstliche Gründungen. Der ganze reichbestirnte Himmel der damaligen Machthaber von den Kaisern und Königen der staufischen Zeit bis herunter zu so manchem Adelsgeschlecht, dessen Name schon längst verschollen ist, erstet in den Städtegründern vor unseren Augen. Sie sind gleichzeitig aber auch ein Zeugnis für die bestehende Zersplitterung des staatlichen Lebens. Niederer ritterschaftlicher Adel kam allerdings für die Städtegründung nicht in Frage. Der Ritter konnte zu seinem Dorf weitere Dörfer durch Kauf oder Erbschaft an sich bringen, aber zur Stadt konnte er sein Dorf nicht machen.

Fortsetzung folgt.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreund“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Weiber und Wasser um Alt-Ebingen

Von Josef Halm

Die zahlreich an mich gerichteten Fragen und Hinweise betr. Wasserversorgung der Altstadt zeigen, daß heimatkundliche Arbeiten viel beachtet werden. Es ist dankbar zu begrüßen, daß durch Hinweise alter Ebingen manche Unklarheit beseitigt werden kann und wir alle, die wir uns mit dem „alten Gruscht“ beschäftigen, wünschen möglichst viele mündliche Unterlagen, aus denen das Bild der Altstadt rekonstruiert werden kann.

Bevor ich zum eigentlichen Thema komme, noch einige Worte zu meinem Aufsatz „Die Wasserversorgung von Alt-Ebingen“.

Der Brunnen im alten Spital hatte sein Wasser vom Überreich des „Spitalhofbrunnens“, also war es Wasser vom Kälberbrünnele!

Der Hundshofbrunnen hieß früher Schafbrunnen, als solcher wird er z. B. 1448 u. 1561 genannt. Woher er sein Wasser bezog, ist nicht sicher zu ermitteln. Neuerdings hat er Leitungswasser. Der Hundshof, schon 1535 genannt, wurde übrigens vor 100 Jahren durch den Brand dreier Häuser vergrößert.

Der Brunnen in der Langwatte und der gegenüber dem Kammacher auf dem „Grünen Graben“ hatten erst aus den unter ihnen liegenden Teicheln, nach deren Trockenlegung (die Leitung wurde beim Legen der Gasringleitung 1928 zerstört) aus der Wasserleitung ihr Naß.

Das Überreich des „Obertor“- „Markt“- „Metzger“- und „Wasen- oder Postbrunnens“ speiste jeweils in einer kleinen Entfernung eine Viehtränke. Es war bei hoher Strafe verboten, das Vieh am Hauptbrunnen zu tränken.

Trotz ihrer Höhenlage hatte die Stadt keinen Mangel an Trinkwasser, da eine Anzahl von kleinen Quellen in den Gärten zutage traten und fast nie versiegten. In vielen Häusern waren sogenannte „Schöpfbrunnen“, die in geringer Tiefe reichlich und gutes Wasser lieferten. Bei längerer Trockenheit trat im Wasser ein Schwefelgeruch auf, was aber keinerlei Schaden brachte. Nicht weniger als sieben Weiher finden wir um die Altstadt, von denen der „Kühweiher“ der größte war. Sein Ausmaß war einst beträchtlich, und auf ihm wurden die Fischerei und Wasserhühnerjagd mit Nachen betrieben. Sein Wasser hatte er aus mehreren Quellen und dem Riedbach, der von Westen kommend seinen Weg durch ihn nahm.

Der „Spitalweiher“ (westlich der alten Samtfabr.) war nicht groß, aber sehr wasserreich und wurde von den Weißgerbern zum Häutegerben bevorzugt. Er hatte eine eigene Quelle.

Der „Gänswaiher“ lag am Ende der heutigen Gartenstraße links und wurde bei der Aufschüttung der Heubergstraße zugeeckt. Selbst im trockensten Sommer behielt er stets genügend und klares Wasser, das ihm von einer Quelle zufließt, die als Röhrenbrunnen gefaßt war und als „Gänbrünnele“ bezeichnet wurde.

Unter dem „Schafhaus“ (Bahngelände bei der heutigen Ortskrk.) waren mehrere Quellen und bildeten einen Weiher, der aber durch das „Wasch- und Brechhaus“ sehr verunreinigt wurde und im Sommer leicht austrocknete.

Der „Schweinweiher“ vor dem „Unteren Tor“ rechts hatte eine beachtliche Größe und füllte einen Teil des Stadtgrabens. Eigenes Wasser hatte er nicht, sondern nur das Abwasser des „Markt“- und „Obertorbrunnens“ sowie die Abwässer der Häuser, Wasch- und Gerberhütten. Da sein Abfluß sehr gering war, wurde das Wasser faul und übelriechend.

Dagegen war der „Roßweiher“ links vor dem „Unteren Tor“ sauber und

klar, er hatte eine eigene Quelle, die das ganze Jahr sauberes Wasser gab.

Der Weiher beim „Hohen Steg“ hatte sein Wasser von den Quellen am Fuß des Raidenberges und war sehr klar. In ihm wurden die Teuchel aufbewahrt. Einen kräftigen Zufluß hatte der Weiher von den Quellen aus der Richtung Truchelfingen und war der Beginn der „Wasserläuten“ in meinem letzten Aufsatz, die als „Mühlkanal“, besser bekannt sein mag.

An fließendem Wasser kam dann die „Schmicha“ durch den „Talgang“ gegen die Stadt und bog auf den Weiher am „Hohen Steg“ ein, besann sich aber wenige Meter davor und lief östlich der Stadtmauer außerhalb der Stadt durch die „Spital- und Krankenwiesen“ gegen das Straßberger Tal. Auf der „Schmeie“ kommt der „Mühlkanal“ nach seinem Stadtlauf zu ihr, doch muß sie nochmals

Wasser in den Kanal zur „Spitalmühle“ abgeben, das ihr aber nach der „Brücke“ wieder zufließt. In „St. Sebastians Wiesen“ nimmt sie den wasserreichen „Riedbach“ auf und stärkt sich noch mit einigen guten Quellen, bis sie auf die Straßberger Markung geht.

Der „Riedbach“ kommt von Westen aus dem Lautlinger Tal, wo eine Anzahl kleinerer Zuläufe ihm von Nutzen sind. Sein Weg geht durch den „Kühweiher“, nimmt die Wasser aus den „Weiherwiesen“ mit und tut der „Bleiche“ gute Dienste. Südlich der Stadt windet er sich durch und wächst stetig, bis die Schmicha seinem Leben ein Ende macht.

Das sind die Weiher und Wasser um die alte Stadt, die uns aus früheren Zeiten bekannt und namentlich vermerkt sind. Außer ihnen aber bestanden noch weitere kleine Quellen und Brünnele, die verschüttet oder versiegt sind im Lauf der Jahrhunderte, vergessen wie die Namen der Menschen, die an ihnen ihren Durst löschten.

Die karolingische Kultur in Oberitalien

Neue Forschungsergebnisse — Über 600 deutsche Adelsfamilien nachweisbar

Der Inhaber des Lehrstuhles für mittelalterliche Geschichte an der Universität Freiburg i. Br., Dr. G. Tellenbach, der sich besonders durch die Erforschung der karolingischen und der fränkischen Zeit des frühen Mittelalters einen angesehenen Namen verschafft hat, beschäftigte sich in den letzten Jahren hauptsächlich mit der karolingischen Italienpolitik, wobei er das von ihm geleitete Freiburger Institut für Geschichtliche Landeskunde zu umfangreichen archivalischen Erhebungen in Deutschland und Italien einsetzte. Die ersten Ergebnisse dieser Arbeiten legt Prof. Tellenbach jetzt vor, und man kann aus ihnen deutlicher als es bisher möglich war, die große Bedeutung der karolingischen Italienpolitik für die Entwicklung des Abendlandes erkennen.

Den Kernpunkt der Forschungen bildete die Feststellung des Einsatzes karolingischer Hoheitsträger in den Gebieten Norditaliens. Kaiser Karl der Große hatte, wie Tellenbach erklärt, in abendländischer Weitsicht zahlreiche Grafen und Herzoge zu Trägern der Königsmacht in italienischen Städten und Provinzen gemacht, wobei allerdings im Gegensatz zum hochmittelalterlichen zehnten Jahrhundert, das Patrimonium Petri, also der spätere Kirchenstaat, von den Karolingern nie angetastet worden ist. Im achten und neunten Jahrhundert sind in Verona und Brescia, in Padua und Vicenza, in Lucca, Friaul und Florenz Angehörige der berühmtesten fränkischen und alemannischen Adelsgeschlechter jener Zeit festzustellen. Diese großen Geschlechter hielten ihre Besitzungen nördlich und südlich der Alpen, sie wechselten entweder ständig ihren Wohnsitz oder ihre Angehörigen, die sich in Italien sesshaft gemacht hatten, blieben in enger Verbindung mit der Heimat. Anders war es, wie die Forschungen ergaben, mit den kleineren Geschlechtern, die die Karolinger nach Italien gebracht hatten; denn diese machten sich dort völlig sesshaft, verloren den Kontakt mit der alten Heimat und gingen schließlich in der eingewohnten Bevölkerung auf.

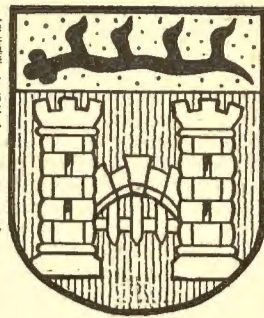
Durch die schon erwähnten Arbeiten des Freiburger Instituts für Geschichtliche Landeskunde konnten an Hand zahlreicher deutscher und italienischer Urkunden mehr als 600 Namen von deutschen Adeligen festgestellt werden, die unter den karolingischen Herrschern „ministeriale“ Stellungen in Italien innehatten. Zwei Drittel dieser Namen sind fränkischen Ursprungs, was für die karolingische Zeit wohl begreiflich erscheinen muß. Überraschend ist aber die Feststellung, daß das letzte Drittel fast nur

Namen aus alemannischen Adelsgeschlechtern umfaßt. Prof. Tellenbach, der sich schon in früheren Veröffentlichungen mit dem karolingischen Reichsadel beschäftigt hat, konnte feststellen, daß mit Ausnahme der Welfen und der Udalriche (das ist die Familie Hildegards, der Gemahlin Karls des Großen) sämtliche uns heute noch bekannten alemannischen Adelsgeschlechter jener Zeit auch in Italien nachweisbar sind. Die Alemannen hatten also an der karolingischen Verwaltung Italiens einen Anteil, der im Vergleich zur Größe Alemanniens im Rahmen des karolingischen Reiches unerwartet groß ist.

Interessant ist auch, was Prof. Tellenbach über die Bedeutung der Leistungen der Karolinger in Italien festgestellt hat. Diese Leistungen seien, so sagt der Freiburger Gelehrte, für die Geschichtsforschung deshalb besonders wichtig, weil sie universalgeschichtliche Vergleichsmöglichkeiten für die Reichs- und Verwaltungspolitik Karls des Großen überhaupt liefern. Da besonders durch die hier erwähnten neuen Forschungen die historischen Voraussetzungen und die Situation der vorkarolingischen und der karolingischen Zeit in Italien wesentlich genauer bekannt sind, als die in den Ländern nördlich der Alpen, können also aus diesen Erkenntnissen der Forschungen in Italien Rückschlüsse auf die anderen Gebiete des Karolinger-Reiches gezogen werden. Im übrigen konnte Tellenbach auch nachweisen, daß gerade die Italienpolitik der Karolinger den geistigen Zusammenhalt über den Abschluß der Verträge von Verdun (durch die das Reich Karls des Großen im Jahr 843 geteilt wurde) hinausreichend bis in das hohe Mittelalter hinein maßgeblich mitbewirkt hat. st.

Plettenberggrab in Wenden blieb erhalten

In der Kirche der baltischen Stadt Wenden ist das Grabmal des Hochmeisters des Deutschen Ritterordens Wolter von Plettenberg, der zu Beginn des 16. Jahrhunderts Livland erfolgreich gegen Angriffe aus dem Osten verteidigte, noch erhalten. In der Stadt leben heute noch einige deutsche Familien. Nach 1945 haben sich in der Stadt viele russische Familien angesiedelt. Verschickungen von Letten nach Sibirien sind in letzter Zeit in größerem Rahmen nicht mehr durchgeführt worden, doch werden noch immer Einzelverhaftungen und -deportierungen vorgenommen. In der Umgebung von Wenden sind die landwirtschaftlichen Betriebe in Kolchosen umgewandelt worden.



Balingen 1255 / Von Rudolf Kerndter

Balingen begeht in diesem Jahre die Siebenhundertjahrfeier der Stadt. Im Jahre 1255 erhob nämlich Graf Friedrich der Erlauchte von Zollern das Dorf Balingen zur Stadt. Es wurde damit für das Gemeinwesen Balingen eine Entwicklung eingeleitet, die von grundlegender Bedeutung war und uns, auf jener Entwicklungslinie nachspürend, die Frage nahelegt, welche kulturellen Verhältnisse damals herrschten und was uns auch heute noch mit dem 13. Jahrhundert verbindet. Balingen war, um es vorwegzunehmen, nie etwa eine bedeutende Reichsstadt oder ein Knotenpunkt des Welt Handels oder ein künstlerisches Zentrum, und aus dem 13. Jahrhundert haben wir obendrein über Balingen so wenig unmittelbare historische Überlieferungen, daß es auf den ersten Blick müßig erscheint, sich mit dem Balingen von 1255 näher zu befassen. Aber vergessen wir nicht, daß auch das kleinste Dorf sowohl in die Landschaft als in die Jahrhunderte eingebettet ist: Was die Nation erleidet oder an Kulturgut entwickelt oder an geistiger Anregung von draußen übernimmt, geht auch an kleinen Gemeinwesen nicht spurlos vorüber. Es wäre natürlich verfehlt, nun alles Große, alles geschichtlich Bedeutsame gleichsam auf einen Punkt zu konzentrieren und zu behaupten, die neue Stadt Balingen sei der Angelpunkt der spätmittelalterlichen Welt gewesen. Aber isoliert war sie auch nicht, sondern von lebendigen Kräften getragen, die das Gesicht des Jahrhunderts formten. Wir wollen uns daher nicht nur den Verhältnissen bei der Stadtgründung zuwenden, sondern, das Lokale ausweitend, größere Kreise ziehen und sowohl das politische Leben als auch die wirtschaftliche Struktur und die geistige Situation im Süddeutschland des 13. Jahrhunderts kennenlernen.

Während bei anderen Städten nur vermutet werden kann, wann sie gegründet wurden, liegen für Balingen zwei Nachrichten vor. Am Ende des 13. Jahrhunderts schreibt ein Chronist „Anno MCCLV Balingen in penthecostes civitas facta est“. Ein Kleriker Hermannus Minorita meldet ähnlich, daß Balingen an Pfingsten zur Stadt erhoben wurde, gibt aber dafür das Jahr 1265 an. Mehr als die Zahl 1255, die den Vorzug zu verdienen scheint, interessiert die Frage: Was hat es mit einer solchen Stadtgründung auf sich?

Das Problem Stadt und Stadtgründung führt uns tief hinein in die verwickelten politischen Verhältnisse des 13. Jahrhunderts. Wir können bei ihrer Diskussion so vorgehen, daß wir gleichsam konzentrische Kreise um das Dorf Balingen legen, die die übergreifenden Ordnungen versinnbildlichen: Das Dorf gehört zum Zollerischen Territorium, das Zollernland hat mannigfache Beziehungen zu den Herrschaftsgebieten des süddeutschen Raumes, und dieser Block wieder liegt fördernd und hemmend im Stauferreich, das im entscheidenden Endkampf steht. Wir sagen damit natürlich nicht, daß Balingen einst der Brennpunkt der staufischen Machtkämpfe gewesen wäre, aber wir decken den Hintergrund auf,

von dem sich das örtliche Geschehen abhebt und, in großen Zusammenhängen gedacht, seinen Sinn bekommt.

Schon in der Römerzeit gab es Städte auf deutschem Boden. Aus befestigten Standlagern und Kastellen im Gebiet der Agri decumates (Zehntland) gingen Städte wie Trier, Worms, Straßburg, Augsburg, Passau usw. hervor. Die Legionäre hatten ihre Familie bei sich und es bildete sich eine wehrhafte Grenzbevölkerung, der Gewerbe und Handel - Wahrzeichen der Stadt! - nicht fremd waren. Nach der Landnahme durch die Germanen wurden Römerstädte zerstört und offene Siedlungen bevorzugt. Die Deutschen waren bis ins 10. Jahrhundert ein Bauernvolk, doch setzte ums Jahr 1000 der Eigenhandel bei den Friesen und der Schiffsverkehrsverkehr mit England ein. Der Bischofssitz war meist eine frühere Römerstadt, und schon in der Karolingerzeit gab es dort ein entwickeltes Marktwesen. Die Märkte waren aber ursprünglich nicht geregelte Zusammenkünfte von Händlern und Käufern, sondern Begleiterscheinungen gewisser Versammlungen: Man denke an Thing, Heeresversammlung und Kirchenfeste mit ihrer „missa“: Missa est ecclesia, das Kirchengeschehen ist jetzt entlassen und kann nun draußen eine weltliche Messe feiern, nämlich vor der Kirchentür die Messe der Kaufleute! Später wurden die Märkte regelmäßig und an bevorzugten Orten abgehalten, nahe bei der Bischofskirche, beim Kloster, beim Fronhof, bei der Königspfalz. Die Ausbildung dieser Handelsplätze zum dauernden Markt, dessen Friede dank königlicher Gewalt gesichert ist, war der entscheidende wirtschaftliche Anlaß zur Entstehung von Städten. Wie der Ritter sich eine feste Burg baute, so lebte ein Teil der Bevölkerung in einer Großburg, in einer durch Mauern geschützten Stadt. Die mittelalterliche Stadt war

also ein befestigter Markt, bei dem das Geld immer mehr das allgemeine Tauschmittel wurde.

Bald bekam auch die neue Stadt Balingen ein Marktrecht. Altbalingen war eine alemannische Siedlung in der Nähe der jetzigen Friedhofkirche und damit in der Niederung offen an der Eyach gelegen. Gewiß auch wegen der ständigen Hochwassergefahr wurde Neubalingen an geschützter Stelle flußaufwärts dort gegründet, wo jetzt als Zentrum die Stadtkirche steht. Vor 1428 mündete die Steinach in der Nähe des jetzigen Schlachthofs in die Eyach, die junge Stadt war also im Westen und Osten durch einen Wasserlauf geschützt. Direkte Nachrichten über das Marktwesen und Handelsverkehr des 13. Jahrhunderts haben wir für das Balingen Gebiet zwar nicht, doch dürfen wir annehmen, daß die Zufahrtslinie von Balingen her für die Zollern von großer Bedeutung war, lag doch die Stadt an der sog. Schweizerstraße. Diese ist teilweise identisch mit der ältesten römischen Militärstraße im Gebiet des heutigen Württemberg, die 90 n. Chr. fertiggestellt wurde und vom Legionärslager Vindonissa (Windisch) über Rottweil nach Cannstatt führte. Im Mittelalter wurde die Route etwas geändert und der Handelsweg führte von Schaffhausen über Tuttlingen, Spaichingen, Balingen und Tübingen nach Stuttgart. Der König und später der privilegierte Adel besaßen das Bodenregal, sie konnten also auch vom Verkehr auf den Land- und Heerstraßen Abgaben erheben. Auch kennen wir den mittelalterlichen Mautzwang, das Stapelrecht, den Verkehrszoll, das Geleitgeld usw. und damit den Wert der Handelswege. Diese wurden in der Stauferzeit vielfach zu strategischen Linien, und wir müssen versuchen, die Städtegründungen des 13. Jahrhunderts nun einmal unter diesem Gesichtswinkel zu sehen. Zuvor aber eine kurze Orientierung über die Stauer!

(Fortsetzung folgt)

Die Balingen Viehhaltung vor 250 Jahren

Von Dr. Wilhelm Foth

Auch nach der Erhebung Balingens zur Stadt spielte die Landwirtschaft noch für lange Jahrhunderte eine entscheidende Rolle. Noch 1665 bestand die Hauptnahrung der Bürger in Acker- und Wiesenbau, neben dem erst ganz allmählich Handwerk und Handel an Wichtigkeit gewannen. Es nimmt also nicht wunder, daß sich auch den Weiden und der Viehhaltung ein besonderes Interesse der Bürger zuwendete. So dürfte es sich lohnen, einmal das „Zahl- und Waidbuch von 1715“, das auch eine Viehhordnung von 1701 enthält, zu betrachten.

Die Balingen Markung war 4 658 Morgen groß. Darunter befanden sich 853 Morgen, die ausschließlich als Viehweide benützt wurden. Sie lagen meist auf den Außenteilen der Markung und waren nur schwer über schlechte Wege zu erreichen. Aber nicht nur diese reinen Viehweiden wurden für das Vieh genutzt, sondern auch 1 275 Morgen Wiesen, die zu Frühlings- und Herbstzeiten, also etwa bis Mai und nach

dem Öhmd, vom gehörnten Vieh abgeweidet wurden. Auch die Äcker, die 1 535 Morgen umfaßten, dienten nach der Ernte als Weide. Zuerst wurden diese Stoppelweiden etwa 18 Tage lang mit dem gehörnten Vieh befahren; danach weideten dort die Schafe und Schweine. Das Brachfeld (eine der drei Zelgen lag immer brach, um sich zu erholen), wurde von Schafen, Schweinen und Gänsen bis Jakobi beweidet; dann wurde es mit Winterfrucht fürs kommende Jahr bepflanzt. Dagegen war es verboten, die 445 Morgen Baum-, Gras- und Küchengärten mit der Weide zu besuchen. Auch die 550 Morgen Tannen-, Eichen- und Buchenwälder waren absolut gebannt, um sie vor Viehverbiß zu schonen; außerdem lagen sie meist weit entfernt von der Stadt auf Bergen.

Trotzdem genügte die Weide nicht, sondern das Vieh mußte noch früh vor dem Austreiben und abends nach der Rückkehr in den Ställen gefüttert werden. Wer also

eine eigenen Wiesen oder wenigstens ein Stück Garten besaß, konnte sich keine Kuh halten.

Auch über den Viehbestand gibt dieses Verzeichnis von 1715 Auskunft. Zur Kuhherde gehörten damals 322 Kühe, 42 Geißen, 26 Füllen und 18 Post- oder Metzgerpferde. (Die Metzger hatten damals den Postverkehr zu besorgen, wozu sie besondere Pferde besaßen.) An Zugvieh gab es in der Stadt 81 Rosse und 64 Ochsen. Die Schafherde umfaßte etwas über 600 Stück. Auch für die 70 Schweine und die 250 Gänse war je ein eigener Hirte angestellt.

In der Stadt befanden sich damals etwa 400 Bürger und verbürgerte Witfrauen (die Gesamteinwohnerzahl betrug im Jahre 1706 2 101 Einwohner). Sie alle hatten das Recht, Vieh mit der Herde auszutreiben; wieviel Stück sie halten durften, richtete sich nach dem Steuerbetrag, den sie der Stadt leisteten, d. h. nach ihrer eigenen wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und nach ihrer Nützlichkeit für die Bürgerschaft. Jeder Bürger, der

3 bis 12 Batzen Steuer bezahlte, durfte z. B. 1 Stück, wer 12 Batzen bis 2 Gulden zahlte, 2 Stück, wer 2 bis 3 Gulden zahlte, 3 Stück Vieh austreiben. Wer mehr als 4 Stück Vieh austrieb, hatte der Stadt jährlich 1 Gulden Weidgeld pro Stück zu zahlen. Ähnlich war es mit den Schafen, bei denen ebenfalls festgesetzt war, wieviel jeder Bürger auf die Gemeineweide austreiben durfte. Wer unerlaubterweise mehr austrieb oder sonst einen Betrug ausübte, wurde mit harten Geld-, in schweren Fällen sogar Turmstrafen bedroht.

Diese Regelung galt selbstverständlich nur für die allgemeine Stadtweide; wer mit eigenem Futter mehr Vieh halten konnte, durfte dies natürlich tun, nur eben nicht auf Gemeinkosten. Dies galt besonders für die Viehmast, die von den Metzgern getrieben wurde. Hatten sie doch z. B. 1604 in Balingen 204 Ochsen in Mast stehen, deren Fleisch fast ausschließlich nach auswärts verkauft wurde. Im Wirtschaftsleben der Stadt spielte also die Viehhaltung eine bedeutende Rolle.

Aus diesen wenigen erhalten gebliebenen Urkunden können wir schließen, daß die Zollerngrafen der Schalksburglinie Balingen zum Hauptort ihres Gebietes erhoben und an den kirchlichen Verhältnissen lebhaften Anteil nahmen. Später wählten sie sogar Balingen für ihre Grabstätten.

Die Annahme, daß die Zollerngrafen, ehe sie ihre Hochbauten auf der Schalksburg und dem Zollern erbauten, in Balingen einen befestigten Platz (Hof) oder eine Art Wasserburg besessen hätten, und damit Balingen die Wiege sämtlicher Zollern wäre, läßt sich nicht beweisen. Um das heutige Zollernschloß war wohl früher eine Mauer (s. Stadtplan), aber von einem Wassergraben ist bei all den Grabarbeiten nichts zum Vorschein gekommen, überall stieß man auf gewachsenen Boden, und die Steinach mündete auch nicht beim Zollernschloß in die Eyach (s. unten). Es ist auch kaum anzunehmen, daß die Herren von Balingen ihren Wohnsitz so weit außerhalb des Dorfes hatten, vielmehr werden sie ihren festen Hof bei der Friedhofkirche oder allerhöchstens auf „Burgenwand“ besessen haben.

Diese geschichtlichen Beweise sind aber nicht stichhaltig genug, um uns die Verlegung der Stadt verständlich zu machen. Wir wollen uns daher bei andern württ. Städten umschaun. Dort sehen wir, daß die Stadt bald in unmittelbarem engem Anschluß an das Dorf oder die Burg angelegt wurde (Tübingen, Herrenberg usw.), bald in einiger Entfernung davon, wie es das Gelände mit sich brachte (Altensteig Dorf — Altensteig; Altoberndorf — Oberndorf; Altenstadt — Geislingen). Bei der ganzen Bewegung erscheinen dreierlei Dinge, die dann das Wesen einer Stadt ausmachen:

1. Die Stadt darf sich mit Mauern, Gräben und Türmen befestigen,
2. Die neue Stadt erhält eigenes Gericht und
3. Die Stadt erhält einen Markt.

Wir müssen bedenken, daß gerade im 13. Jahrhundert die zentrale Macht in Deutschland zerfiel und an ihre Stelle einzelne Gewalten traten und selbstständig wurden, was sich besonders im Herzogtum Schwaben stark auswirkte (Zähringer, Zollern, Hohenberger, Pfalzgrafen von Tübingen, Grafen von Calw usw.). Namentlich in der Zeit des Interregnums mußte jeder Einzelne auf Sicherung für sich und die Seinigen bedacht sein. Jede Stadt wurde daher gleichzeitig Festung. Dies erklärt uns dann auch zu einem wesentlichen Teil den Platz, wo sie neu angelegt wurde. Denken wir an das ideal gelegene dreieckige Rosenfeld der Zähringer bzw. der Grafen von Teck, das auf einer vorspringenden Nase gelegene Schömberg der Hohenberger, um nur einige Beispiele aus nächster Nachbarschaft zu nennen.

Die günstigste Lage für Balingen war zwischen Eyach und Steinach, da sich hier die Stadt im Osten und Westen an diese beiden Flüsse anlehnen konnte und nicht zu weit abseits der Verkehrsstraße lag. Die Steinach mündete, zu jener Zeit gar nicht beim Wasserturm (s. Stadtplan), sondern sie floß vom abgebrochenen Rappenturm in der Nähe des jetzigen Farrenstalls durch den späteren „Krottengraben“ zur Kesselmühle (Schlachthaus) und mündete erst dort in die Eyach. Beim Bau des Gemeindehauses und des Neubaus der Behr'schen Fabrik wurde das Steinachbett mit seinen Schotterresten (Weiß-Jura) angeschnitten und es waren bei diesen Bauten mächtige Fundamente nötig. Ihr Bett konnte also als westlicher Stadtgraben verwendet werden. Das heutige Steinachbett vom „Schwefelbad“ bis zum Wasserturm ist künstlich gegraben. Dies sehen wir an den senkrechten 6-8 m hohen Uferwänden, die im Lauf der Jahrtausende bei einem natürlichen Bett in dem verhältnismäßig weichen Untergrund abgeschrägt worden wären.

Die Frühgeschichte Balingens

(Schluß)

Von Fritz Scheerer

Wer eine Stadt gründen wollte, war immer an die Grenzen seines Gebiets gebunden; er konnte also nur unter seinen eigenen Orten eine Auswahl treffen. Die Wahl des Platzes mag nicht immer leicht gefallen sein. Die Bedürfnisse der Befestigung waren andere als die des Handels und Verkehrs. Die Befestigung verlangte natürlichen Schutz (Berglage (Asperg), Spornlage (Haigerloch), Anlehnung an Flüsse (Marbach)), Handel und Gewerbe günstige Verkehrswege (Eßlingen, Ulm usw.)

Wie ist es nun bei Balingen? Auch die Stadt Balingen ist eine künstliche Gründung, eine Neuanlage auf einer vorher unbewohnten Stelle; nur der Name der vorher bestehenden Siedlung ist übernommen. Wir sahen, daß sich Urbalingen um die Friedhofkirche gruppierte und Dorfcharakter trug. Das Dorf Balingen wird erstmals in dem Testament des Markgrafen Eberhard von Friaul genannt (s. Kerndter, Heimatblätter 1954 Nr. 7). Urkundlich hören wir dann nichts mehr von Balingen bis zum Jahr 1255, wo auf Pfingsten durch den Grafen Friedrich den Erlauchten das Dorf Balingen zur Stadt erhoben wurde. Nach Chr. Fr. Sattler berichtet Hermann Minorita in seiner Chronik „Flores temporum“: Anno Domini 1255 Balgingen in pentecostes feria civitas facta est. Es treten also erstmals die Zollern in der Geschichte Balingens auf, von denen wir unser schwarz-weißes Stadtwappen haben (Hirschhorn erst später aufgesetzt).

Die Siedlung Balingen gehörte zum Herzogtum Alemannien, und zwar hier wieder bis in die Mitte des 8. Jahrhunderts zur Berchtoldsbaar, die von Villingen bis Hechingen reichte, später zur Grafschaft Haigerloch. Im Jahre 1061 nennt ein Reichenauer Mönch in seiner Chronik die Grafen Burkardus und Wenzelin. Diese beiden Namen kommen nun öfters in der schwäbischen Herzogsfamilie vor, so daß vielleicht angenommen werden kann, daß die Zollern und Hohenberger ursprünglich ein Geschlecht bildeten. Doch es werden immer nur Vornamen genannt, so daß man über die Verwandtschaftsverhältnisse keine Klarheit bekommt. Fest steht, daß der älteste Sohn Friedrich des Grafen Friedrich, genannt Maute (Mürrische), der Ahnherr des gesamten zollerischen Hauses wurde. Der Urenkel des ersten war Graf Friedrich der Erlauchte. Dieser war es auch, der 1267 bis 1286 in der „kaiserlosen schrecklichen Zeit“, wo Krieg aller gegen alle bestand, die Fehde mit den Hohenbergern führte. Der Schauplatz dieses Streites waren die beiden zollerischen Städte Haigerloch und Balingen (Burkard v. Hohenberg wurde am

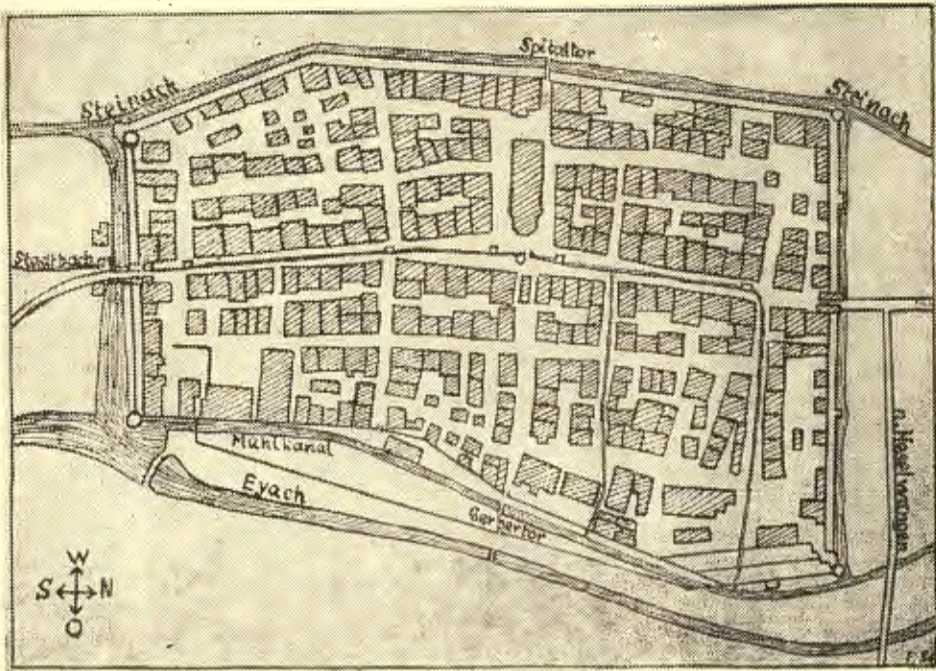
23. Oktober 1286 bei Balingen geschlagen).

Nach einem Chronisten des 17. Jahrhunderts (Rebstock) soll während dieser Fehde der Ort Balingen verbrannt worden sein, und die Verlegung Balingens wird mit diesem Brand in Verbindung gebracht. Die neue Stadt sei nur aus schlechten Häusern bestanden, sie hätte damals weder Untervogt noch Obervogt gehabt. Doch es sind sowohl Widersprüche in der Jahreszahl (niemals 1286!), als auch noch andere Gründe, die uns zeigen, daß hier etwas nicht stimmt (s. unten).

Sicher ist, daß die Zollern reges Interesse an Balingen zeigten. Die Söhne Friedrich des Erlauchten teilten ihr Stammland. Der älteste Bruder Friedrich erhielt in den 80er Jahren den Hohenzollern mit Umgebung, während der jüngste, Graf Friedrich der Junge, genannt von Meckenburg, die Schalksburg mit Balingen und Mühlheim a. D. erhielt. Die Schalksburg muß kurze Zeit vorher erbaut worden sein. Sie wird erstmals 1211 bzw. 1226 erwähnt. Die Geschichte Balingens war von rund 1290 an eng mit der Geschichte der Schalksburgerschaft verbunden.

Wenige Monate vor der Stadtgründung wird auch erstmals die Friedhofkirche urkundlich erwähnt. Am 25. Januar 1255 verließ Graf Friedrich die vakante Kirche Balingen Konrad von Tierberg, Rektor von Berg, Gammertingen, unter dem Versprechen, daß er mit dem Grafen Heinrich von Fürstberg keinen Vertrag schließen werde, welcher den Tierberg im Besitz dieser Kirche beeinträchtigen könnte. Auf Friedrich den jüngeren Meckenburger folgt 1319 dessen Sohn Friedrich der alte Ritter. Dieser stiftete laut einer Urkunde am 18. April 1352 den St. Afren-Altar in Balingen, in der es heißt: „Wir Grave Friedrich von Zolr der elter, Kastvogt der Lutkirchen zu Balingen gewicht in unsrer frowen ere und wir Grave Friedrich von Zolr sin Bruder, Kirchherr derselben Kilchen, der Schalksburg ist“.

Und am 15. Mai 1352 stiftete er mit andern auf dem Beinhaus zu Balingen den St. Michaelsaltar laut Urkunde, die beginnt: „Pfaff Heinrich, der Gnepher, und sin Bruder Berthold, Bürger zu Rottwell, stifteten an das Beinhaus zu Balingen mit Zutun der Grafen von Zolr, der Schalksburg ist, einen Hof zu Steinhofen dem Dorf und einen Hof zu Engschlat und einen Garten, der gelegen ist nah bei der Steinach und das Römellerinum Gut, das zu Tutternhausen gelegen ist. Von dem Geld soll man geben den Heiligen an die Lichten, die brennet vor den Altären in der Niderun Kilchen zu Balingen“.



Stadtplan von Balingen ums Jahr 1790.

Wir können sogar nachweisen, wann dieses Bett gegraben wurde. Auf Seite 121 des Balingen Vertragsbuches befindet sich die Abschrift eines kleinen pergamentenen Briefes, in dem Graf Ludwig zu Württemberg „seinen lieben Getreuen, den Schultheißen, Richtern und Bürgern der Stadt Balingen und ihren Nachkommen gönnt und erlaubt, daß sie das Wasser der Steinlachen, das neben Balingen abläuft, auffahren und Stadtgraben machen mögen neben der Stadt zu ihrem besten Nutz und Willen. Geschrieben zu Stuttgart am Mittwoch nach St. Georgen, als man zählte 1428 nach Christi Geburt“. Daraus geht allerdings hervor, daß Balingen erst unter württ. Herrschaft stark befestigt wurde, und zwar gegen seine feindlich gesinnten Nachbarn, besonders die nahe Reichsstadt Rottweil. Die württ. Grafen schufen hier eine starke Grenz- und Schlüsselfeste. Welch ungeheurer Gemeinschaftsleistung es für eine solch kleine Stadt bedurfte, um in damaliger Zeit über 20 000 cbm Erde allein im Süden der Stadt auszuheben und die Südostecke zu einer fast uneinnehmbaren Burg zu machen, kann man heute kaum ermessen.

Wo die Stadt (wie im Norden) keinen natürlichen Schutz hatte, mußte ebenfalls ein Graben angelegt werden („Auf dem Graben“!). Vor der Hauptmauer wurde durchweg noch eine niedrigere Vormauer angelegt, so daß zwischen den Mauern ein Zwinger entstand („Im Zwinger“), wie uns das leider in wesentlichen Stücken ungenaue Merian'sche Bild von 1663 zeigt. Die zwei Haupttore wurden durch Türme geschützt (Oberes Tor — Torbrücke, Unteres Tor bei Metzger Wittlinger), die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dem Verkehr weichen mußten.

War der Platz für die Stadt abgesteckt, so darf man annehmen, daß die Straßen und der Markt festgelegt wurden. Jeder Hausplatz wurde mit einem kleinen Zins belegt, dem „Hofstattzins“, der erst im Jahr 1836 abgelöst wurde. Innerhalb der Stadt mußte Platz gespart werden, da das Ganze mit Mauern und Gräben umgeben wurde und in Kriegszeiten mit dem eigenen Leib verteidigt werden mußte. Daß die Stadt nicht in einem Tag erbaut werden konnte, dürfte klar sein.

Die Stadt sollte sich von dem Dorf vor allem durch ihre Bevölkerung unterscheiden. Gewerbe und Handel sollten in ihr blühen und reiche Erträge abwerfen. Wenn auch in Balingen beim Handel nicht etwa wie bei Ulm und Ravensburg an Fern-

und Großhandel gedacht war, so war es doch in erster Linie ein Handel mit der Umgebung, war es die Versorgung der Bauern mit den Erzeugnissen des Handwerks. Auch hier hatte die neugegründete Stadt keine ungünstige Lage; denn die neue Stadt lag in der Nähe des vielbefahrenen alten Weges von Tübingen nach Tuttingen, der späteren Schweizerstraße. Dieser Weg führte aber wie die heutigen Autostraßen nicht durch die Stadt sondern westlich daran vorbei. Man wollte wohl Tor- und Pflastergelder sparen. Nach den neuesten Forschungen (Paulus hat beim Bahnbau noch eine Römerstraße angenommen) ließ er Hechingen östlich liegen (genau wie Balingen), führte durch Engstlatt und wahrscheinlich oberhalb des „Katzensteigles“ westlich zur Eyach oberhalb der Stadtmühle zum Bahnhof und von hier am Fuße des Heubergs gegen Edingen. Dort heißt er bei den Kapellenäckern Heerstraße, ebenso zwischen Erzingen und Dotternhausen.

Nachdem Balingen verlegt war, lag die alte Dorfkirche mehrere 100 m vor dem Unteren Tor. Sie blieb weiterhin die Pfarrkirche, und war unserer lieben Frau, d. h. Maria, der Mutter des Herrn, geweiht, wie erstmals 1310 bezeugt wird. Auch die gesamte kirchliche Einteilung, die größtenteils schon vor der Gründung der Städte bestand wurde beibehalten. Die Marienkirche gehörte während des ganzen Mittelalters zum Dekanat Empfingen-Haigerloch.

Die Abhängigkeit von außen mußte aber in der Stadt bald als lästig empfunden werden. Es ist daher begreiflich, daß die Balingen Bürger den Wunsch hatten, innerhalb der Mauern einen gottesdienstlichen Raum zu haben. Bald nach der Stadtgründung wurde eine Fialkapelle errichtet, die erstmals 1342 erwähnt wird, wie aus Urkunden von 1343 und 1345 hervorgeht. Sie war St. Nikolaus geweiht. Über ihre genaue Lage wissen wir nichts, vielleicht an der Stelle der heutigen Stadtkirche. Pfarrechte besaß sie nicht, also zu den Hauptgottesdiensten mußten die Balingen immer noch in die Friedhofkirche.

Ähnliche kirchliche Verhältnisse hatten wir in einer ganzen Reihe württ. Städte: Für Reutlingen war die Kirche zu St. Peter in den Weiden Pfarrkirche, Weikersheim besuchte bis 1420 die Georgskirche am Weg nach Schäfersheim, Ulm gehörte in die Marienkirche „enets Felds“ außerhalb der Stadt und holte erst im 14. Jahrhundert die Pfarrei in die Stadt herein und erbaute sein Münster.

Die Bevölkerung der neugegründeten Stadt kam bestimmt zum größten Teil aus dem früheren Dorf Balingen. Dazu traten Leute aus der Umgebung aus dem Gebiet der Grafen von Zollern, wobei man vielleicht auch vor einem gewissen Drucke nicht zurückschreckte, um die Leute gewaltsam in der Stadt anzusiedeln. Von Asperg erzählt man sich noch im 15. Jahrhundert, bei der Gründung sei 16 Mann aus der Gemeinde Tamm geboten worden, ihr Heimwesen in die neue Stadt zu verlegen. Die Bewohner der Nachbargebiete suchte man teilweise durch günstige Bedingungen zu locken. Wären bei uns wie in anderen Gegenden noch Urkunden der Verdingten vorhanden, so könnten wir bei vielen Bürgern die Herkunft von dem benachbarten flachen Lande nachweisen.

Über den Ortsadel von Balingen ist nicht viel mit Sicherheit zu sagen. 1255 wird ein Ritter Konrad von Balingen genannt, 1280 erscheint ein Eberhard von Balingen als Schultheiß zu Rottweil, was sich dann in den folgenden Jahrzehnten öfters wiederholt. Eine größere Bedeutung haben anscheinend die Ortsadeligen nie erreicht.

Eine Herrschaft, die ein größeres Gebiet besaß, setzte die Städte so, daß sie sich gegenseitig nicht behinderten. Nun gehörte aber unsere engere Heimat verschiedenen Herrschaften, und der zollerische Besitz grenzte gerade an diese Gebiete. Da die Stadtgründungen zugleich ein Zeugnis sind „für die in der Luft liegenden Bedürfnisse, für wirtschaftliche Bestrebungen und für das Streben des einzelnen Stadtgründers, an diesem Fortschritt teilzunehmen und Nutzen daraus zu ziehen“, entstanden Konkurrenzunternehmen verschiedener Herrschaften, die sich gegenseitig das Wasser abgraben wollten. So gründeten die Zollern Hechingen, Haigerloch und Balingen, die Hohenberger Schömberg und Binsdorf und die Zähringer bzw. die Grafen von Teck Rosenfeld in nächster Nähe. Wir haben also hier eine Anhäufung von Städten, die sich durch diese Dichte in ihrer Entwicklung hemmten. Nur eine solche Stadt, die die beste Verkehrslage aufzuweisen und eine väterliche Pflege durch die Herrschaft hatte, konnte aufblühen und sich rascher entwickeln. Dies geschah bei Balingen nach 1403, nachdem es württembergisch geworden war. Jetzt erst entwickelte sich ein reiches Leben, während die anderen Städte wieder fast ganz auf bäuerliche, dörfliche Verhältnisse zurücksanken.

Der Stadt Balingen sieht man ihr hohes Alter nicht mehr an, da das alte Stadtbild durch die vielen Brände größtenteils zerstört wurde. Nur wenige alte Baudenkmäler sind uns erhalten geblieben. Sie blicken aber, wie wir sahen, auf eine lange Geschichte zurück. Viele Stürme brausten in den Jahrhunderten über sie hinweg; sie haben Generationen kommen und gehen sehen, und trotzdem klingt ihre Sprache noch an unser Ohr.

Ältestes Zeughaus Mitteleuropas

In Innsbruck erhebt sich am linken Ufer der Sill im Nordosten der Stadt das älteste Zeughaus Mitteleuropas, das von Kaiser Maximilian I. im Jahre 1506 erbaut wurde. Das spätgotische Bauwerk diente bis zum Ende des zweiten Weltkriegs ununterbrochen militärischen Zwecken. Später wurde es von der Besatzungsmacht als Magazin benutzt. Mit dem Abzug der französischen Truppen aus Tirol ergeben sich für den historischen Bau, der im Laufe der Jahrhunderte nur wenig verändert wurde, neue Verwendungsmöglichkeiten. Man denkt daran, in seinen Mauern, auf dem mächtigen Dachboden und auf dem Freigelände, ein Kulturmuseum einzurichten, zu welchem Zwecke 5000 Quadratmeter belegbare Fläche und 15 000 Quadratmeter Freigelände zur Verfügung stehen.

Bei Dionys dem Tyrannen

Von Dr. Josef Weingartner

Ogleich sich der gute Dionysius in der letzten Strophe der Ballade von der „Bürgerschaft“ eigentlich recht anständig benimmt, hat ihm Schiller mit seiner Dichtung doch keinen guten Dienst erwiesen. Jedem, der ein paar Gymnasialkurse überstanden hat, klingen die Worte von Dionys dem Tyrannen im Ohr. Da er aber nicht weiß, daß das Wort Tyrannos bei den Griechen zunächst einfach Herrscher bedeutete und später allenfalls einen Mann bezeichnete, der sich die Herrschaft in einem Freistaate angeeignet hat, im übrigen aber über seinen Charakter nichts Nachteiliges aussagen will, so haben die Worte von „Dionys dem Tyrannen“ heute doch einen wesentlich schlechteren Klang und bleiben im Gedächtnis weit stärker haften als der wie gesagt durchaus nicht unsympathische Schluß der Ballade. Dazu kommt noch, daß wir im Gymnasium wohl jedes Nest im Peloponnes oder in Attika und jede ausgedörrte Insel im Archipelagos aufzählen mußten, von den blühenden Griechenstädten in Unteritalien und in Sizilien aber wenig oder nichts zu hören bekamen. So erinnere ich mich noch sehr gut, daß ich nie recht wußte, was es denn eigentlich mit Dionys dem Tyrannen für eine Bewandnis habe und wo er in der antiken Geschichte seinen Platz finde.

Die Persönlichkeit des Tyrannen

Nun, wer sich darüber näher unterrichten wil, braucht nur zur „Historischen Bibliothek“ der Diodor von Sizilien zu greifen. Diodor, der zur Zeit Cäsars und des Augustus lebte, versuchte in vierzig Büchern einen Abriss der ganzen Weltgeschichte zu geben, und da er in Sizilien daheim war, widmete er den dortigen Ereignissen eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Und so finden wir im 13. bis 15. Buche seines nur mehr teilweise erhaltenen Werkes auch über Dionysius, dem Tyrannen von Syrakus, recht ausführliche Nachrichten. Dionys, der recht bescheidenen Verhältnissen entstammte, brachte es durch sein skrupelloses und gewalttätiges Vorgehen im Jahr 404 zur Alleinherrschaft der großen und reichen Stadt Syrakus und behauptete sich durch volle 38 Jahre und bis zu seinem Tode in dieser Stellung. Das wäre wohl nicht möglich gewesen, wenn er neben seinen üblen nicht auch wertvolle Eigenschaften besessen hätte. Er war tapfer und sehr zäh, so daß er von einmal gefaßten Entschlüssen nicht so leicht abließ. So willkürlich und rücksichtslos er gegen seine Gegner vorgehen konnte, so wußte er auf der andern Seite die Menschen auch wieder sehr geschickt zu behandeln und unter Umständen selbst Männer, die er verfolgt hatte, sich wieder zu Freunden zu machen. Bei wichtigen Aktionen, z. B. bei der Vorbereitung eines Krieges oder bei der Befestigung von Syrakus entfaltete er ein sehr großzügiges Organisationstalent, hielt es aber, wenn es galt, die anderen anzueifern, trotzdem nicht unter seiner Würde, auch selber als gewöhnlicher Arbeiter mitzuwirken. Vor allem aber verfolgte er mit unermüdlicher Konsequenz eine große Idee: alle griechischen Städte in Sizilien und Unteritalien unter seiner Herrschaft zusammenzuschließen und die Karthager aus Sizilien zu vertreiben. Das letztere ist ihm trotz dreier Kriege nicht gelungen, aber seine Herrschaft in Sizilien und Unteritalien war schließlich so stark befestigt, daß Dionys nach dem Perserkönig als der mächtigste Fürst seiner Zeit galt und daß ihn Publius Scipio für einen der klügsten und kühnsten Männer erklärte, der auch in den bedenklichsten Lagen mit höchster Schnelligkeit energische Entschlüsse durchzuführen vermochte.

Noch unmittelbarer als in den Urteilen der Zeitgenossen und in den Worten der

antiken Schriftsteller tritt uns die Bedeutung des Dionysius in dem entgegen, was von seinen Werken heute noch übrig ist.

Tempel und Theater

Syrakus war schon vor ihm eine große und reiche Stadt und hatte besonders im V. Jahrhundert unter der Herrschaft Gelons und Hierons Zeiten höchsten Glanzes erlebt und noch kurz vor dem Regierungsantritt des Dionysius im siegreichen Kampf gegen die Athener eine imponierende Kraftprobe abgelegt. Aus dieser älteren Zeit haben auf mich besonders zwei Denkmäler einen tiefen Eindruck gemacht, das eine ist der Dom, der im VII. Jahrhundert n. Chr. in einen in allem Wesentlichen noch wohl erhaltenen dorischen Tempel der besten Zeit hineingebaut wurde. Wohl erzählt uns die Umwandlung des freien heidnischen Tempels in eine eng geschlossene christliche Kirche von einer Zeit, die für die Schönheit der antiken Kunst keinen Sinn mehr hatte. Andererseits aber imponiert wieder die sieghafte Macht einer neuen Idee, vor deren transzendentalen Tiefe auch der höchste Glanz irdischer Schönheit verblaßte und nichtig wurde und die unbekümmert und ohne ängstliche Bedenken selbst die Ausdrucksformen fremder, ja feindlicher Ideen siegend in ihren eigenen Dienst nahm. Und nur mit Bangen dachte ich daran, ob man nicht vielleicht eines Tages wieder hergehen und die heidnischen Tempelsäulen wieder freilegen wird, weil man die ästhetische Wirkung eines griechischen Kunstdenkmals für wichtiger halten wird als seinen demütigen Dienst am Ewigen.

Das andere antike Denkmal war das große und wohlerhaltene Theater. Hier wurde 413 v. Chr. die denkwürdige Volksversammlung abgehalten, die über das Schicksal der besiegten und gefangenen Athener entschied und in der ein gewisser Nikolaus trotz seiner beiden im Kriege gefallenen Söhne eine tiefgreifende Rede für die Menschheit und für die griechische Kultur hielt, dann aber doch der unversöhnliche Haß des Spartaners Gylippus das Volk umstimmte. Da ich das Werk des Diodor Sicilius, das ausführlich davon erzählt, bei mir hatte, las ich, während wir auf den Stufen des antiken Theaters saßen, meinen Reisegeossen die beiden Reden vor und das tragische Geschick der Athener machte uns auch noch über die Jahrtausende hinweg die Herzen schwer.

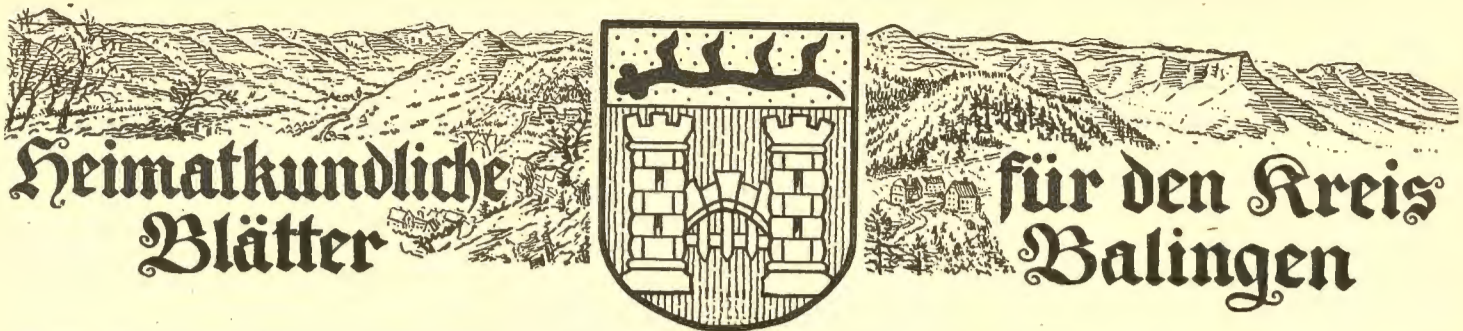
Als dann ein Jahrzehnt später Dionysius die Herrschaft über Syrakus antrat, wurde nicht nur die auf einer Insel gelegene Altstadt viel stärker befestigt, sondern auch die nördlich davon landeinwärts gelegene Hochebene noch um etliche Kilometer gegen Westen hin in die Stadt einbezogen, so daß Syrakus zu einer wirklichen Großstadt wurde, deren Umfang etwa dreiunddreißig Kilometer betrug. Damals blühte in Syrakus das griechische Geistesleben in ungeahnter Fülle, ein reiches künstlerisches Schaffen wetteiferte mit Wunderwerken der Technik und mit dem glänzenden Seehandel und Syrakus machten seine reichen Tempel, prunkvollen Hallen und Staatsgebäude ebenso berühmt wie seine zweckmäßigen und großzügigen Hafenanlagen und Wasserleitungen und Platon, der dreimal in Syrakus weilte, hoffte — allerdings vergeblich — hier seinen Idealstaat verwirklichen zu können.

Stärkste Festung aus griechischer Zeit

Als Dionysius den westlichen Teil der Neustadt, die die sogenannte Epipolae, in die Befestigung einbezog und, um gegen seine Feinde gerüstet zu sein, das Werk

möglichst rasch vollenden wollte, zog er eine solche Menge von Arbeitskräften in die Stadt, daß an die 40 000 Menschen zugleich beschäftigt waren. Dabei stellte er für jedes Stadion (185 Meter) einen Architekten und für jedes Plethron (31 Meter) einen Maurermeister an, teilte jedem eine bestimmte Anzahl von Arbeitern zu, weilte mit seinen Freunden den ganzen Tag am Arbeitsplatze und griff bei den schwierigsten Aufgaben auch persönlich zu, um ja alle Beteiligten zum höchsten Eifer anzu-spornen. Auf diese Weise gelang es ihm, das Riesenwerk in 20 Tagen fertig zu stellen, und da von der nicht sehr hohen, aber drei Meter dicken Mauer und von ihren Quadern noch große Teile erhalten sind, so kann man heute noch den genialen Bauherrn sozusagen über die Schultern sehen und fühlt sich von seinem Geiste unmittelbar angeweht. Am stärksten ist das beim Fort Euryalos der Fall, das die Westspitze des Hochplateaus einnimmt und die Stadt gegen Angriffe aus ihrem Hinterlande zu verteidigen hatte und wo sich die Ringmauern des Dionysius zur stärksten Festung vereinigen, die uns aus griechischer Zeit erhalten blieb. Die beiden geräumigen und stark ummauerten Höfe werden gegen die Landseite hin von fünf massiven Quadertürmen gedeckt, die mit ganz geringen Zwischenräumen aus einem gemeinsamen Fundament herauswachsen und eigentlich einen einzigen Turm bilden. Vor diesem Bollwerk sperren den Zugang zwei tiefe und breite, ganz aus dem Felsen gehauene Quergräben (ein dritter soll verschüttet sein), die nur auf Zugbrücken zu überqueren waren, und ein weiterer Graben legt sich an die südliche Längseite des Forts. Von diesen Gräben gelangt man allenthalben in geräumige, ebenfalls aus dem Felsen gehauene Magazine und Unterstände. Bequeme Treppen führen durch das Felseninnere zur Höhle, Verbindungsgänge laufen hin und her, und zumal ein breiter unterirdischer Gang führt an der Nordseite der Festung mehrere hundert Meter weiter zu einem Nebenfort und mitten hinein in die Stadt. Alle diese Gräben und Gänge sind ausgeräumt und ohne weiteres passierbar, und der Eindruck, den mir diese mächtigen Anlagen machten, war umso gewaltiger, als ich von ihrer Großartigkeit vorher keine Ahnung gehabt hatte. Alles, was mir von mittelalterlichen Wehranlagen bekannt geworden, schrumpfte nun angesichts dieser Größe zu einer kindisch-romantischen Spielerei zusammen. Dabei wird die Dauerhaftigkeit dieser antiken Reste auch noch dadurch wirksam hervorgehoben, daß von der übrigen Stadtanlage auch nicht ein Stein mehr vorhanden ist. Da und dort ein Feld oder ein kümmerlicher Garten mit einer elenden Hütte oder ein Kornacker, dessen dürre Halme unmittellbar aus den Felsen zu sprossen scheinen, sonst aber hin und hin nur der nackte Fels, in dem höchstens antike Rädergeleise ver-raten, daß hier oder dort einst eine Straße lief und der fiebernde Verkehr einer Weltstadt darüber eilte. Um so eigenartiger nehmen sich in dieser schwermütigen Ode die zwei Wasserleitungen aus, die das ganze Plateau durchlaufen. Das Wasser rinnt in unterirdischen, aus dem Felsen gehauenen Rinnen dahin und in kleinen Zwischenräumen öffnen sich enge Brunnenschächte, aus denen es herauf geschöpft werden kann. Auch unser Pferd trank aus dieser Leitung, die schon zur Zeit des Dionysius und vermutlich noch früher schon Syrakus mit frischem Quellwasser versorgte und das wie eine lebhaft pulsierende Schlagader die Gegenwart mit der fernen Vergangenheit zusammenschließt.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreund“, der „Ebingener Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Robert Gradmanns Leben und Werk

Zur 90. Wiederkehr seines Geburtstages
 Von Dozent Dr. Karl Heinz Schröder

Der hohe Anteil des Südwestens am geistigen Leben der Nation, begründet vor allem durch hervorragende Leistungen auf den Gebieten der Dichtkunst, der Philosophie, der Theologie, der Mathematik und der Astronomie, ist in der stammeskundlichen Literatur schon oft und mit Recht gerühmt worden. In jüngerer Zeit hat sich dieser Reichtum an schöpferischen Begabungen auch in der Gestalt eines genialen Geographen offenbart: in Robert Gradmann. Die 90. Wiederkehr seines Geburtstages in diesem Monat sollte allen Heimatfreunden Anlaß zu dankbarem Gedenken sein, denn die Heimat war Feld und letztes Ziel der Lebensarbeit dieses Mannes.

Als Gradmann 1945 Sindelfingen als endgültigen Alterssitz wählte, bedeutete dies den Abschluß einer Erdenwanderung, die im beruflichen und geistigen Sinne an Wechsel und Wandlung ihresgleichen sucht. Die äußeren Stationen seines Lebens liegen allerdings sämtlich in Süddeutschland. In Lauffen a. N., der Heimat auch Hölderlins, wurde Robert Gradmann am 18. Juli 1865 als zweiter Sohn eines Kaufmanns geboren. Dieses Jahr hatte einen heißen Sommer und war ein gutes Weinjahr, so daß Gradmann später einmal meinte, wohl deswegen habe er Hitze stets gut vertragen und auch immer Verständnis für einen guten Tropfen gehabt. Indessen war er seiner Herkunft nach weniger Altwürttemberger als mehr Reichstädter, denn ein guter Teil seiner Vorfahren waren Haller Salzsieder und Ravensburger Patrizier.

Um ihren Kindern eine bessere Schulbildung zu ermöglichen, zogen die Eltern nach Stuttgart. Als bald aber wurde ihrem Sohn Robert die Auszeichnung zuteil, in die Klosterschule Maulbronn aufgenommen zu werden, die zusammen mit den drei übrigen württembergischen Seminaren bekanntlich zu den besten Schulen Deutschlands zählte. Nach einem Umweg über das Obergymnasium in Stuttgart ging Gradmann dann nach Tübingen, um in das altberühmte Stift einzuziehen und Theologie zu studieren; lange Zeit hindurch hatte er allerdings auch erwogen, Berufsmusiker zu werden.

Wer später den ernstesten Gelehrten kannte, wollte nur schwerlich glauben, daß Gradmann in jener Zeit ein fröhlicher Student mit buntem Band und roter Mütze war, ein guter Reiter und oft zu harmlos-witzigen Streichen aufgelegt, seine akademischen Lehrjahre so unbeschwert genießend, wie es in jenem glücklichen Deutschland der studierenden Jugend möglich war. Sah man ihn im Hörsaal auch selten — seiner Veranlagung nach übten Vorträge keine rechte Wirkung auf ihn aus — so lernte er um so mehr aus Büchern, so daß er sein theologisches Examen mühelos und gut bestand. Fünf Jahre hindurch war er dann als Vikar in Dörfern am Albrand und in Leutkirch tätig, um anschließend die Stadtpfarrstelle in Forchtenberg zu übernehmen.

In diesem hohenlohischen Städtchen begann nun, so merkwürdig es klingt, eigent-

lich Gradmanns wissenschaftliche Laufbahn: hier schrieb er sein „Pflanzenleben der Schwäbischen Alb“, das ihm den Titel eines Doktors der Naturwissenschaften einbrachte, das bereits nach wenigen Wochen vergriffen war und neu aufgelegt werden mußte. Diesem „glückhaften Buch“, wie Gradmann selbst es nannte, war es zu verdanken, daß er 1901 die Stelle eines Universitätsbibliothekars in Tübingen erhielt und damit sein geistliches Amt aufgab. Hier in Tübingen aber näherte er sich immer mehr der Geographie, bis er schließlich auch Dozent und Professor für dieses Fach wurde und 1919 einen Lehrstuhl in Erlangen übernahm. Er hatte diesen 15 Jahre inne und kehrte nach seiner Emeritierung 1934 nach Tübingen zurück, um elf Jahre später dann zu seinen Kindern nach Sindelfingen zu ziehen.

Wenn Gradmanns beruflicher Werdegang hier nur in knappen Strichen, fast stichwortartig gezeichnet worden ist, so deswegen, um durch die rasche Folge der Daten bereits den Hauptzug seiner geistigen Gestalt hervortreten zu lassen: eine unerhört vielseitige Begabung. Denn es ist doch wahrhaft ungewöhnlich, wenn ein junger Mensch sich gleichzeitig für Musik und Naturwissenschaften veranlagt zeigt und in Abkehr von beiden schließlich das theologische Staatsexamen macht, sich gewissenhaft als Pfarrer betätigt, als solcher ein botanisches Buch schreibt, durch dieses mit der Note „Ausgezeichnet“ Doktor der Naturwissenschaften wird, ohne je in seinem Leben eine naturwissenschaftliche Vorlesung gehört zu haben, und dann als Bibliothekar ein Katalogsystem erfindet, das noch heute gültig und weithin nachgeahmt worden ist. Und dabei sollte die Krönung erst noch kommen: 1909 boten gleichzeitig zwei Tübinger Fakultäten Gradmann das Amt des Hochschullehrers an, die eine für Botanik, die andere für Geographie, worauf er sich für letztere entschied und als bald als Professor eine geachtete Stellung in diesem Fach einnahm.

Daß die Wahl auf die Geographie fiel, war für beide, für den Mann wie für das Fach, ein überaus glücklicher Umstand. Gradmann fand hier eine Wissenschaft vor, die ihrem Wesen nach zu einer Überschreitung der fachlichen Grenzen zwingt, die synthetisches Arbeiten erfordert und die eine Brückenstellung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften einnimmt. Konnte es für ihn einen günstigeren Forschungszweig geben, für einen Gelehrten, der nach Veranlagung und Werdegang nicht im Spezialistentum stecken blieb, sondern nach Zusammenschau und Zusammenarbeit der Wissenschaften strebte?

Die Früchte blieben denn auch nicht aus: Gradmann rückte in die Reihe der großen deutschen Geographen ein, denen es besonders war, Richtung und Fortschritt ihres Faches maßgeblich zu bestimmen. Nur andeutungsweise können hier seine bahnbrechenden Erfolge gekennzeichnet werden. Da ist zunächst seine wichtigste, schon im „Pflanzenleben der Alb“ dargelegte Ent-

deckung der Zusammenhänge zwischen historischer Vegetation und Besiedlung, die unter dem Namen „Steppenheidetheorie“ neues Licht auf die Niederlassung der Jungsteinzeitmenschen in Süddeutschland warf. Genannt sei weiterhin die Aufhellung des Gegensatzes zwischen den alten und den jüngeren Siedlungsräumen, worauf Gradmann dann seine Darstellung der ländlichen Siedlungen Württembergs aufbaute, die grundlegend und richtungweisend nicht nur für die deutsche Siedlungsgeographie geworden ist und heute in der ganzen geographischen Welt als klassisch gilt. Eine ähnlich glückliche Hand hatte er bei der Untersuchung der Städte, deren Wesen und Entwicklung er durch eine Kombination geographischer und historischer Tatbestände erklären konnte.

Und als letztes sei sein Meisterwerk genannt, das 1931 erschienene zweibändige „Süddeutschland“, in dem er in zwölfjähriger Arbeit alles niederlegte, was er in seinem Leben an Erkenntnissen gewonnen hatte: diejenigen zur Morphologie der Alb, ihrer Täler und ihrer Karsterscheinungen, seine Erklärung der Schichtstufenlandschaft, seinen siedlungsgeographischen Ergebnisse verschiedenster Art, die Wiederentdeckung des Begriffes „Natürliche Landschaft“, der seitdem aus der Geographie nicht mehr wegzudenken ist. Alles das verschmolz unter seiner Feder zu einer Darstellung, die noch immer zum Besten zählt, was die deutsche Geographie an Länderkunden hervorgebracht hat, streng wissenschaftlich im Gehalt (es wurden weit über 2000 Literaturstücke verarbeitet), ansprechend, fast künstlerisch in der Form, genuß- und gewinnbringend auch für Nichtgeographen. Immer wieder ruft die Beherrschung der verschiedensten Fachgebiete durch einen Mann das Staunen des Lesers hervor, wie denn auch Gradmanns Name nicht nur bei den Geographen in hohem Ansehen steht, sondern auch bei Geologen und Botanikern, bei den Vertretern der Agrar- und Forstwissenschaft, der Wirtschafts- und Kulturgeschichte, der Urgeschichte und der Anthropologie. —

Bezeichnend für Gradmann als Forschergestalt ist es nun, daß er seine Anerkennung nicht, wie viele andere Geographen vor ihm, dadurch erlangte, daß er durch Entdeckungsreisen in ferne Länder von sich reden machte; er hat nur zwei größere, allerdings wissenschaftlich sehr ertragreiche Reisen in das Morgenland unternommen. Sein Hauptarbeitsfeld, auf dem er zu internationaler Größe emporwuchs, war vielmehr der Boden des Vaterlandes, im engeren Sinne der Boden seiner süddeutschen Heimat. Hier suchte und fand er seine Probleme in Hülle und Fülle, die er nicht nur durch Auswertung einer schier unübersehbaren Literatur, sondern mehr noch durch persönliches Kennenlernen des Landes zu meistern trachtete. Die einsame Fußwanderung war für ihn das wichtigste Forschungsmittel, — er ist gewiß einer der letzten großen Wanderer durch das deutsche Land im Sinne Wilhelm Heinrich Riehls gewesen. Diesem Grundsatz verdankte er einen Großteil seiner Erfolge, wie er selbst in einem seiner letzten Vorträge mit den Worten bekannte: „Ich habe mein Glück erwandert“.

Bei einer solchen Arbeitsrichtung liegt es auf der Hand, daß er sich auch nicht scheute, die Heimatforschung durch mühsame Kleinarbeit zu fördern. Am deutlichsten offenbart dies seine Tätigkeit im Dienst des Statistischen Landesamts, das in Württemberg nach alter Tradition von Zeit zu Zeit eine Gesamtdarstellung des Landes und fortlaufend Beschreibungen seiner Unterheiten herausgibt. Als es 1904 an die Neuauflage des „Königreich Württemberg“ ging, nahm Gradmann es auf sich, die geographischen Einzelbeschreibungen sämtlicher 64 Oberämter zu verfassen, und anschließend arbeitete er an den Neuauflagen der Oberamtsbeschreibungen Urach, Münsingen und Tettnang mit. Was er zu diesen Bänden beisteuerte, übertraf alles, was an Geographie jemals in den Oberamtsbeschreibungen dargeboten worden ist: es waren Originalforschungsarbeiten, deren Bedeutung weit über die Bezirks- und Landesgrenzen hinausreichte. So brachte der Band Urach (1909) eine Untersuchung der Kalktuffbildungen und der Pflanzensoziologie der Schwäbischen Alb, im Band Münsingen (1912) erschien das Karstphänomen in neuem Licht und der Band Tettnang (1915) enthielt eine Monographie des Bodensees und eine Abhandlung über seine klimatischen Auswirkungen. Was Gradmann im Bereich der Geographie für die Landesbeschreibung leistete, vollbrachten auf ihren Gebieten der Prähistoriker Peter Goebler, die Historiker Viktor Ernst und Karl Weller sowie der Volkskundler Karl Bohnenberger. Mit diesen Männern zusammen hob Gradmann die württembergische Oberamtsbeschreibung auf die Stufe hoher und strenger Wissenschaftlichkeit und erneuerte damit den alten Ruhm dieses Unternehmens, das eine kulturhistorische Leistung seltenen Ranges darstellt.

So stehen neben den großen Werken Gradmanns seine heimatkundlichen Arbeiten im engeren Sinne. Indessen sind beide eine Einheit, meist ist eines aus dem anderen erwachsen, eines die Ergänzung des anderen. Zusammen ergeben seine über 130 Schriften ein Lehrgebäude, das die Entwicklung der süddeutschen Landesforschung in neue Bahnen geführt hat, auf denen sie sich heute bewegt. Mag es sich um den Landeskundler auf der Universität oder um den Lehrer auf dem Dorfe handeln: beide stehen bewußt oder unbewußt auf den Fundamenten, die Gradmann gelegt hat.

Gradmanns Wirken hatte zu viel Leuchtkraft, als daß er zu denen gehören konnte, deren Größe sich erst der Nachwelt offenbart. So war sein Leben reich an äußeren Ehren. Bereits für seine Verdienste um die Landesbeschreibung erhielt er vom württembergischen König die Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft, später wurde ihm die Prinz Ludwig-Medaille der Münchner Geographischen Gesellschaft und die Goldene Karl Ritter-Medaille der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin zuteil. Er war Ehrenmitglied vieler wissenschaftlicher Vereinigungen, bekleidete das Amt des Rektors der Universität Erlangen, wurde deren Ehrensensator, leitete sieben Jahre hindurch die Zentralkommission für deutsche Landeskunde und wurde 1940 Ehrendoktor der Philosophischen Fakultät der Universität Tübingen. Den bayerischen Geheimratstitel anzunehmen lehnte er allerdings ab.

Doch mehr als alle äußeren Ehrungen erfreuten Gradmann stets eine sachliche Anerkennung seiner Arbeit, deren Fortwirken und Fruchtbarkeit, die gelungene Lösung eines Problems und ihre Folgen für den weiteren Gang der Forschung. In dieser Einstellung betrachtete er den starken Widerhall seines „Pflanzenlebens der Schwäbischen Alb“ und die sich daran anschließende Doktorpromotion zeitlich als die größte Ehrung, die ihm je widerfahren sei.

Wer Robert Gradmanns Leben näher

kennt, der weiß, daß es neben dem Forschertrieb noch einen anderen Impuls seines Wirkens gab, und das war eine tiefe Liebe zu seinem Volk. Für dieses hat er sich, wo er nur konnte, auch außerhalb des wissenschaftlichen Bereichs eingesetzt. Bereits als junger Pfarrer gründete er in Forchtenberg eine Darlehensgenossenschaft, um die kleinen Leute vor Ausbeutung zu schützen; im Ersten Weltkrieg meldete er sich trotz körperlicher Unzulänglichkeit freiwillig zum Wehrdienst und nach dem Zusammenbruch 1918 suchte er zu seinem Teil das Unglück zu wenden, indem er in das politische Leben eingriff und dabei mutig vor die Öffentlichkeit hintrat. Sehr schwer trug er auch an

der Katastrophe von 1945, die er lange Jahre hindurch vorausgesehen hatte.

So war es ein nach allen Richtungen hin gerundetes, erfülltes und gesegnetes Leben, aus dem der Tod Robert Gradmanns an einem Septembertag des Jahres 1950 abberief,—im buchstäblichen Sinne abberief von der Arbeit hinweg, und zwar von den Korrekturbogen zur 4. Auflage des „Pflanzenlebens der Schwäbischen Alb“, des Lieblings unter seinen Geisteskindern. In seinen Werken aber ist er mitten unter uns geblieben, als Altmeister der deutschen Landeskunde und als einer der großen Schwaben im Reich des Geistes, der mit der Heimat im Herzen die Welt umfaßt hat.

Der Brand von 1731 und der Wiederaufbau Ebingens

(nach Akten des Staatsarchivs Ludwigsburg)

Von Dr. W. Stettner

Man schrieb den 6. Juni 1731. Der herzogliche Amtmann Johann Jacob Weber war soeben von einem Gang durch die Stadt zurückgekehrt. Noch glosteten und rauchten die Trümmer in der unteren Marktstraße und in der Kappelgasse. Aber die Gefahr eines Wiederaufloderns war gebannt. Nun galt es erst einmal, einen Bericht über die Katastrophe an den Fürsten abzufassen. Das war keine leichte Aufgabe in einem fremden, unruhigen Haus, wo man erst wieder Papier und Gänsekiele herbeischaffen mußte. Und wie sah es in der Stube aus! In allen Ecken lagen noch Bücher, herzogliche Erlasse, Rechnungen der Kellerei und der Geistlichen Verwaltung, und dazwischen und darüber die paar Habseligkeiten, die man noch aus dem Amtshaus gerettet hatte, ehe die Flammen darüber zusammenschlugen. Aber Herzog Eberhard Ludwig wollte Bescheid wissen, und zwar genau. So machte sich der Amtmann mit einigen Seufzern an die Arbeit.

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Fürst und Herr!

Ew. Fürstl. Durchlaucht berichte ich durch Eilboten in Untertänigkeit, daß vorgestern Montag abends zwischen 6 und 7 Uhr also am 4. dieses Monats Gott der Allmächtige hiesige Stadt Ebingen mit einem entsetzlichen Brand gestraft, indem hart an dem unteren Stadtor in alt Hans Martin Stierlens, Hutmakers, Haus leider, ach leider unvermutet in vollkommener Wut Feuer ausgegangen, welches auch gleich zwei Nachbarhäuser und Scheuern samt dem Tor ergriffen und dergestalt um sich gefressen, daß unerachtet aller Gegenwehr sämtliche Gebäude dieser Seite bis an den Marktbrunnen und auf der anderen Seite ebenso weit der Länge des Marktes nach, dann bis in die hintere Gasse (Kappelgasse) gänzlich verzehrt. Dadurch sind das Amtshaus mit der darunter liegenden Stadtmetzg, der Verwaltungsfruchtkasten, das Diakonathaus, des Heiligen (St. Martins), Haberfruchtkasten die St. Martin und der Stadt gehörende Zehntscheuer, das Schlachthaus, der Bürgertum und das untere Stadtor, auf dem das Weibergefängnis war, außerdem 33 Bürgerhäuser, darunter 3 Wirtschaften, sowie 7 Scheuern, insgesamt 48 Gebäude in Rauch aufgegangen. 50 Bürger außer der Gnäd. Herrschaft, der Stadt und dem Heiligen haben großen, ja unerschwinglichen Schaden erlitten, da viele gar nichts andere wenigens gerettet haben. Weil die Wut des Feuers so stark war und überhand nahm, ist jedermann in der Stadt und den Vorstädten nur geflohen. Die Consternation bei den Bürgern war so groß, daß sie zum Löschen ganz unbrauchbar waren, und so mußte der Brand überhand nehmen, bis die benachbarten Orte und Leute zu Hilfe kamen. Ich bemühte mich, wie jedermann bezeugen kann, öfters mit Lebensgefahr, alle dienliche Veranstaltungen zur Gegen-

wehr zu machen, auch das eine und andere Gebäude abbrechen und einreißen zu lassen. Am anderen Morgen um 2 Uhr kam man endlich etwas außer Gefahr, weil man durch Abbruch eines Hauses über das Feuer Meister werden konnte. An vier Ecken und Orten war zugleich allzeit aufs höchste zu wehren, ohne was die Nebenseiten der Gassen und andere Gebäude waren. Den gestrigen ganzen Tag und die Nacht stand man noch an einigen Orten, weil es mehrfach von neuem angehen wollte, in größter Gefahr und beständiger Arbeit.

Das Amtshaus, das nach vorwärts gleich das 6. Gebäude ist, stand in einer Stunde, der Fruchtkasten der Geistlichen Verwaltung, der der Burg näher lag, schon eine halbe Stunde eher völlig in Flammen. So hatte ich wenig Zeit und Platz, die wichtigsten Amtsaacta in Sicherheit zu bringen unter Hintansetzung meiner eigenen Habseligkeiten, wodurch ich selbst auch großen Verlust erlitten habe. Auf dem erwähnten herrschaftl. Kasten sind 35 Scheffel 2 Simri Dinkel und 151 Scheffel Haber der Geistl. Verwaltung und 26 Scheffel Dinkel und 6 Scheffel Haber der Kellerei im Rauch aufgegangen.

Wegen des Verlustes des Amtshauses weiß ich nun nicht wohl zu logieren, um das Amt zu führen und die Acta zu besorgen, weswegen die Erbauung eines neuen Amtshauses zu beschleunigen wäre. Einen anderen Fruchtkasten für die Verwaltung zu erbauen, wäre vor dem Winter auch höchst nötig, weil ich keine Gelegenheit weiß, zukünftig eingehende Früchte anderwärts aufzuheben und zu besorgen. Auch ein neues Diakonathaus zu erbauen, ist ungesäumt zu fördern, weil ein anderwärtiges Logis abgeht. Weil hier alles so gefährlich ineinander verbaut war, die Leute aber beim Wiederaufbau sich nicht leicht von ihren Plätzen und Marken vertreiben lassen, so wird auch hierfür eine herrschaftliche Disposition und Verordnung höchst nötig sein.

Wie das Feuer bei dem Stierlen angegangen, will niemand gewiß wissen; von Teilen der Hiesigen und Auswärtigen ist behauptet worden, es sei durch einen Wetterschlag geschehen. Die meisten hiesigen Orts aber sind der festen Meinung, Stierle habe es selbst gottloserweise getan, um den Seinigen aus Neid nichts zu hinterlassen. Deshalb haben hiesige Bürger ihn beim Kopf genommen und zur Inquisition vors Amt geschleppt, wobei es sich dann zeigen wird; darüber werde ich ferner untertänigst Bericht erstatten. Inzwischen habe ich Stierlen mit Arrest belegt.

Damit zu fortwährender mildfürstlicher Huld und Gnade mich submissem empfehlend
Euer Hochfürstl. Durchlaucht

Untertänigst pflichtgehorsamster Diener
Amtmann zu Ebingen
Johann Jacob Weber
Ebingen, den 6. Juni 1731.

Diesem Bericht fügt der Amtmann noch ein Verzeichnis der Bürger hinzu, die durch den Brand Schäden erlitten haben.

Den Hans Martin Stierlen nahm er in Schutzhaft. Er mußte sich dabei, wie er am 10. 6. berichtet, dem fast tollenden und rasenden Pöbel, der fast nicht mehr zu zähmen, entgegensetzen, daß der Beschuldigte nicht in solcher Ungewißheit zu Tod geschlagen wurde. Er sitze jetzt auf dem Rathaus im Arrest, weil die Gefängnisse verbrannt seien und ihn im Malefizturm in Verwahrung zu nehmen, für den Amtmann „den Umständen nach großen Anstand hätte“. Ein eingehendes Verhör konnte jedoch eine Schuld des Stierle nicht nachweisen.

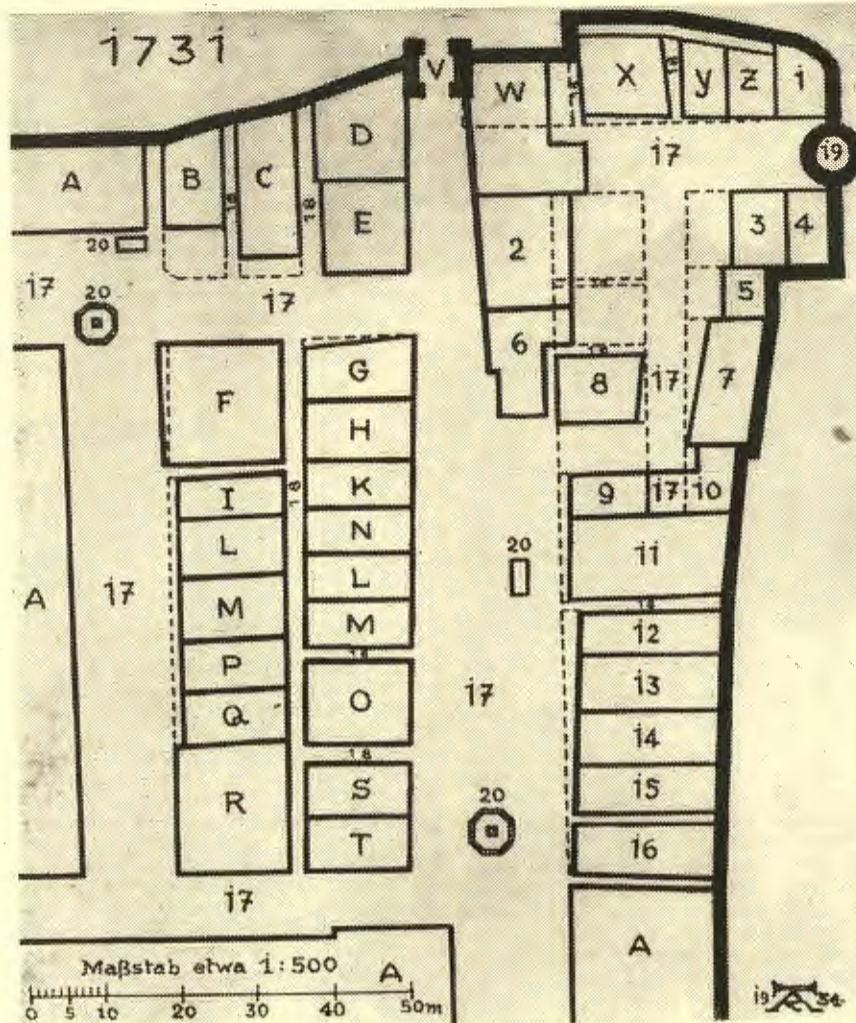
Für den Wiederaufbau Ebingsens waren vor allem zwei Probleme zu lösen, die auch in unseren vom Bombenkrieg zerstörten Städten die größten Schwierigkeiten bringen, die Finanzierung und die Stadtplanung.

Noch gab es keine Bausparkassen und keine Versicherungen, die das Geld für die Neubauten hätten zur Verfügung stellen können. Auch von staatlicher und kirchlicher Seite wurde nur im Einzelfall in geringem Umfang geholfen. Was tat man also in Ebingen? Zuerst mußte der Schutt abgetragen werden. Das blieb im wesentlichen der Tatkraft und dem Geldbeutel des einzelnen überlassen. Der Amtmann bekam auf seine Bitte von der Regierung die Erlaubnis, Missetäter, die nach Ludwigsburg oder Stuttgart in die Zucht- und Arbeitshäuser eingeliefert werden sollten, statt dessen in der Stadt selbst zur Abräumung des Schutts von den staatlichen Gebäuden (Amts- und Diakonathaus, Fruchtkasten der Geistlichen Verwaltung) einzusetzen. Ferner wurden die Vögte der benachbarten Ämter Balingen, Rosenfeld und Tuttlingen angewiesen, ihre Gemeinden zu Frondiensten für Ebingen heranzuziehen.

Ein Weg zur Beschaffung von Geldmitteln bestand im Sammeln einer „Brandsteuer“, was aber obrigkeitlich genehmigt werden mußte. Amtmann Weber berichtete schon am 14. Juni nach Stuttgart, viele Brandgeschädigte kämen zu ihm und bäten um Paß und Patent, ihre Nahrung und Brandsteuer auswärts, vor allem in der Schweiz, zu erbetteln. Die Regierung lehnte zunächst Einzelgesuche ab. Nun verwendeten sich Bürgermeister und Gericht für die Geschädigten, ihnen 1. eine Konzession zum Ersammeln einer Brandsteuer in der Schweiz und in etlichen Reichsstädten wie Ulm, Nürnberg, Frankfurt, Eßlingen, Augsburg, Heilbronn (bei der jeweiligen Obrigkeit) zu gewähren, 2. zu erlauben, daß sie im Land (Württemberg) durch bestimmte Beauftragte von Haus zu Haus eine Collecte sammeln. Die Regierung gewährte die erste Bitte, die zweite lehnte sie ab.

Über das Ergebnis in der Schweiz berichtet der Amtmann am 31. 3. 1732 nach Stuttgart: In Solothurn habe man die Ebinger sehr hart behandelt, ihnen nicht einmal einen Zehrpennig gegeben; die anderen Kantone dagegen hätten sich christlich gezeigt. Es haben gegeben Schaffhausen 1 000 fl. (=Gulden), Bern 63 fl., Zürich 150 fl., Basel 50 fl., Appenzell 4 fl. 30 kr., Glarus 7 fl. 30 kr., Genf 7 fl. 30 kr., St. Gallen 10 fl. Daß Schaffhausen so viel mehr gegeben hat als alle anderen Kantone, läßt vermuten, daß schon damals lebhaftere Handelsbeziehungen zu Ebingen bestanden haben, die wir erst für spätere Zeiten urkundlich belegen können. Ob auch die Orte der Nachbarschaft zu einer Kollekte etwa während des Gottesdienstes aufgefordert wurden, ist nicht bekannt. Auf alle Fälle blieb die Hauptlast auf den Geschädigten liegen, und so ist es kein Wunder, daß 1739 ein großer Teil der abgebrannten Häuser noch nicht wieder aufgebaut war.

Viel Hin und Her gab es wegen des Stadtbauplans. Schon in seinem ersten Bericht hatte Amtmann Weber darauf hingewiesen,



daß hier bisher alles stark ineinander verbaut gewesen sei. Daher empfahl der Obererrat dem Fürsten anzuordnen, daß in Zukunft mehr Platz bleiben und Leute, die Platz abgeben müßten, entschädigt werden sollten. Am 23. Juni wird der herzogliche Baumeister Weyhing angewiesen, die Verhältnisse in Ebingen zu überprüfen. Der hiesige Amtmann, der offenbar von dem eben erwähnten Erlaß noch keine Kenntnis hatte, bat am 26. 6. erneut, wegen des Neuaufbaus Anweisungen zu geben; einige vermögliche Leute ließen schon Holz hauen und beiführen. Am 23. 7. erhält Weyhing Befehl, sich sofort nach Ebingen zu begeben, beim Wiederaufbau für größere Weite und Egalität der Straßen und für Entschädigung derjenigen, die Platz verlieren, zu sorgen, auch für den Wiederaufbau der fürstl. Gebäude Pläne und Vorschlag zu machen.

Die größere Weite sollte verhindern, daß künftig bei Bränden das Feuer von einer Straßenseite auf die andere übergriff. Daher plante Weyhing für die Marktstraße eine Verbreiterung auf 60 Fuß. Aber woher die Forderung nach größerer Egalität? Der diesen Befehl gab, war ja niemand anderes als Herzog Eberhard Ludwig, der damals schon in seinem neu erbauten Schloß Ludwigsburg saß und gerade dabei war, in Anlehnung an sein Schloß nun eine neue Residenzstadt aus dem Boden zu stampfen, die zuerst auf dem Reißbrett mit Lineal und Zirkel geplant war, wo sich die Straßen fein säuberlich im rechten Winkel schnitten und ein Haus dem anderen gleichen sollte. Das Vorbild dieser neuen Residenz wünschte der fürstliche Absolutist nun auch draußen im Land überall beachtet zu sehen. Weyhings Plan zeigt, wie er sich dieses Prinzip hier verwirklicht dachte: (die dünnen punktierten Linien geben seine Planung wieder). Vom letzten noch stehen gebliebenen Haus (dem jetzt abgebrochenen

Haus Maute an der jetzigen Ecke Marktstraße-Langstraße) sollten die Häuser in genauer West-Ostrichtung nebeneinander neu erstehen und so die Ecken und Winkel an der heutigen Unteren Apotheke und darunter verschwinden. Zur Burg sollte von der Marktstraße aus im rechten Winkel eine Gasse durchgebrochen werden. Auch in der Kapellstraße setzte Weyhing sein Lineal an, und in der Ankerstraße sollten die beiden Kästen auf die Höhe des Eckhauses (heute Zeller-Krimmel) vorgezogen werden. In diesem Fall sollte also die Egalität sogar auf Kosten der Sicherheit herbeigeführt werden.

Das war alles schön erdacht und gezeichnet, aber Weyhing rechnete zu wenig mit den örtlichen Bedürfnissen und mit der Dickköpfigkeit der Ebinger. Sie wollten fast ausnahmslos ihre Häuser wieder genau auf den alten Plätzen aufbauen, zumal da manche Reste noch zu verwenden waren. Am schwersten wurden von Weyhings Plänen die geschädigt, die ihre Wohnplätze ganz aufgeben sollten. Das waren der Weißgerber Gottfried Rehfuß (Haus Nr. 2, heute Hauser-Hartmann) und der Rotgerber Jakob Wilhelm Krimmel (Haus Nr. 6, heute Untere Apotheke). Krimmel, dessen Haus 22 Schuh in die Straße vorsprang, klagte bitter, er habe bisher auf einen besonders guten Verkauf rechnen können, weil sowohl sein Gerberladen wie auch seine oben ausgehängten Häute den Besuchern gleich ins Auge gefallen seien; ein gleichwertiger Ersatz sei nicht zu finden.

Auch Bürgermeister und Gericht sind mit Weyhings Plänen nicht einverstanden. Gegen die Verschiebung des Amtshauses wenden sie ein, dadurch werde der Fahrverkehr am unteren Marktbrunnen (dem Viehbrunnen) behindert. Die Fuhrleute hätten nicht mehr genug „Renk“ und Platz, zwischen dem Amtshaus und dem Brunnen in

die auf der andern Seite befindlichen Häuser und Scheunen einzufahren, eine Umsetzung des Brunnens aber komme der Stadt zu teuer. Die beiden durch Weyhings Plan am stärksten Geschädigten, Krimmel und Rehfuß, seien bereit, von ihren Plätzen 10 bis 12 Fuß abzutreten, so daß die Straße dann auf etwa 40 Schuh komme, was für die Sicherheit genüge.

Rehfuß und Krimmel machten in einer Eingabe an Bürgermeister und Gericht auch Einwände gegen das Prinzip der Egalité (9. 2. 32). Bei den meisten Häusern hier gebe es keine besonderen Scheunen, sondern die Stadel zur Aufbewahrung von Frucht, Heu und Stroh seien bei der Mehrzahl der Häuser unten eingebaut. Die Rücksicht auf diese Stadel sei wichtiger als „die Regularität einer Gasse in einem an den Grenzen gelegenen Bauerstädtlein“.

Da sich Bürgermeister, Gericht und Vierer diese Argumente zu eigen machen, wird von der Regierung nun der Balingener Vogt Zeller, der unbeteiligt ist, aber doch die Verhältnisse viel besser beurteilen kann als der Stuttgarter Beamte Weyhing, mit einer Untersuchung beauftragt. Er stellt sich in einem Gutachten vom 14. 7. 1732 im großen ganzen auf die Seite der Bürger, ob aus Freundschaft zu den Ebingern oder aus Abneigung gegen die Gleichmachereibestrebungen Stuttgarts, wird nicht recht deutlich. Er findet in der ganzen Stadt keine Regularität, auch nicht in der Marktstraße. Auf keiner der beiden Straßen gebe es eine gerade Linie, sondern jeweils 2—3 Absätze, noch viel weniger eine Gleichheit in der Weite der Straße. Beim Oberen Tor messe sie 38 Schuh, beim Zeugmacher Hans Jakob Schmid 56 Schuh, beim Rathaus 58 Schuh, beim Hutmacher Kaufmann wieder 58 Schuh. Auch die auf der linken (südlichen) Seite wieder aufgebauten Häuser hätten schon wieder einen Absatz und im „Gesicht“ nicht die geringste Egalité. Er stimmt daher dem Vorschlag von Bürgermeister und Gericht zu, daß Krimmel und Rehfuß etwa halb so weit wie bisher sollten in die Straße hereinbauen dürfen, wodurch die Straße etwa 40 Schuh breit werde. Den neuen Durchbruch zur Burg von der Marktstraße will er schmaler machen als Weyhing, den alten Zugang (vom jetzigen Jugendvereinshaus her) nicht streng im rechten Winkel führen, sondern leicht gewinkelt lassen. Die Regierung stimmt schließlich den Vorschlägen Zellers zu, obwohl sich der Obristleutnant und Oberlandbaudirektor Frisoni (der auch den größten Teil des Ludwigsburger Schlosses gebaut hat) hinter Weyhing stellt.

Ehe aber die Entscheidung der Regierung gefällt war, kam noch ein erregendes Moment dazwischen: Krimmel und Rehfuß, des langen Verhandlung und Feilschens müde, fangen eines Tages auf eigene Faust mit dem Wiederaufbau an. Dabei fahren sie aber nicht bloß 13 Schuh über die Weyhingsche Linie vor, was ihnen zugestanden werden sollte, sondern noch weitere 10 Schuh, so daß sie bis auf 3 Schuh an die alten Plätze vorkommen. Wütend berichtet das der neue Amtmann Geyer der Regierung und spart dabei auch nicht mit Vorwürfen gegen seinen Kollegen Zeller von Balingen, der ebenso wütend antwortet. Aber was soll nun geschehen? Amtmann, Bürgermeister und Gericht machen schließlich den Vorschlag, die beiden zu veranlassen, daß ihre Häuser vom Zimmermann 10 Schuh zurückschieben lassen. Der Geislinger Zimmermann Hans Gulde macht einen Kostenvoranschlag: die Schwellen am Hauptgebäude zu füttern und zu rüsten, die Wellen zu machen und zu unterlegen, den ganzen Bau um 10 Schuh zurückzuschieben und ohne Schaden hinzustellen, wie er jetzt steht: 35 fl.; an Holz 12—15 Stamm Holz, die man aber wieder brauchen kann, daher nicht zu berechnen; 2 Pfund

Schmer, die Züge zu schmieren 20 kr.; 4 Züge, die Häuser zu treiben und zurückzuschieben (nicht zu berechnen).

Krimmel und Rehfuß, denen Amtmann Geyer den Weiterbau untersagt hatte, wenden sich nun, unterstützt von Bürgermeister und Gericht, noch einmal an den Herzog mit der Bitte, Gnade walten zu lassen. Darauf ergeht schließlich am 19. Juni 1733, zwei Jahre nach dem Brand, die fürstliche Resolution: Mit Rücksicht auf die hohen Kosten einer solchen Zurückschiebung, und weil die Bürgerschaft nichts einzuwenden hat, sollen Krimmel und Rehfuß ihre Häuser vollends aufbauen, wie sie es begonnen haben, aber der Amtmann hat zur Strafe für ihre Unbotmäßigkeit den Krimmel 4

Wochen, den Rehfuß 2 Wochen zur Arbeit in herrschaftlichen Diensten bei sich anzuhalten.

So endete der Streit um die Bebauung der Marktstraße mit einem Sieg der Ebingener, der fürstliche Absolutismus erlitt eine kleine Schlappe. Es blieb die Vielfalt. Der untere Teil der Marktstraße war weiterhin ziemlich eng. Diese Enge führte zwar zu keiner Brandkatastrophe mehr in den letzten 200 Jahren. Dagegen droht heute an dieser Stelle eine Verkehrskatastrophe, und so wird die Zeit nicht mehr fern sein, in der doch noch unter andern Verhältnissen und aus andern Gründen der Plan des Baumeisters Weyhing wenigstens eine teilweise Verwirklichung finden wird.

Balingen 1255 / Von Rudolf Kerndter

(1. Fortsetzung)

Höhepunkte dieser Dynastie waren die Regierungszeiten von Friedrich Barbarossa (gest. 1190) und von Friedrich II. (gest. 1250). Das Reich dehnte sich von der Ostsee bis nach Sizilien, war aber immer wieder in seinem Bestand bedroht durch die Kämpfe zwischen Kaisertum und Papsttum, durch die grausamen Auseinandersetzungen zwischen den staufentreuem Ghibellinen und den gegnerischen Welfen. Weil Friedrich II. den Schwerpunkt seiner Herrschaft im Süden suchte, überließ er den Norden den immer selbständiger werdenden deutschen Fürsten. Diese gingen immer mehr dazu über, sich von den Staufern zu lösen und ihre Hausmacht zu vergrößern. Als Friedrichs Nachfolger, Konrad IV., 1254 starb, setzte der Zerfall im Reich ein und es begann das Interregnum, die schreckliche, die kaiserlose Zeit, die dann 1273 Rudolf von Habsburg beendete. Mit eiserner Strenge mußte er gegen das inzwischen hochgekommene Raubrittertum vorgehen und Revindikationen betreiben, d. h. Heimholung von Reichsgut, das sich Fürsten und Adlige inzwischen widerrechtlich angeeignet hatten. Den Abschluß der staufischen Tragödie bildete 1268 die Enthauptung des jungen Konradin in Neapel. Die entscheidende Verschlechterung der Lage war schon 1254 mit Konrads IV. Tod eingetreten. Das Jahr 1255, das Gründungsjahr der Stadt Balingen, war also bereits belastet durch erbitterte Kämpfe zwischen Anhängern und Gegnern der Staufern. Und Graf Friedrich, der Gründer der Zollernstadt Balingen, hielt es mit den Staufern und machte das Dorf zur Stadt aus Erwägungen heraus, die auch den Machtkämpfen im Reich Rechnung trugen.

Friedrich II. baute in Italien Kastell an Kastell und schuf so strategische Linien, die in Friedenszeiten zugleich dem Handel seinen Weg wiesen. Die staufischen Städtegründungen auf Königsboden oder staufischem Hausbesitz waren in weiträumige politische Planungen hineingestellt. Die Stauferstraßen von der Lombardei zum Niederrhein, von Burgund zur unteren Donau sicherten weltpolitische Zusammenhänge. Bedenkt man nun, daß seit 1254 die Staufermacht zusammenzubrechen begann und damit das weitgespannte Verkehrsnetz der örtlichen Blockierungen geradezu bedurfte, um wenigstens kleinere territoriale Bezirke zu retten und zu sichern, dann versteht man die Städtegründungen um 1250 sowohl auf staufischer als gegnerischer Seite. Ein schönes Illustrationsbeispiel im württembergischen Kernland ist die Gründung der Städte Waiblingen, Schorndorf, Leonberg und Marbach um 1250. Württemberg war Führer der antistaufischen Partei in Süddeutschland geworden und sicherte deshalb Straßen, Brücken, Burgen und die Städte als Großburg. Es kam zur Zusammenschweifung von altwürttembergischem Besitz, staufischem Hausgut und Königsland. Für die Staufer war die Verbindung von Mittelrhein und Donau, die Diagonale Speyer — Ulm mit

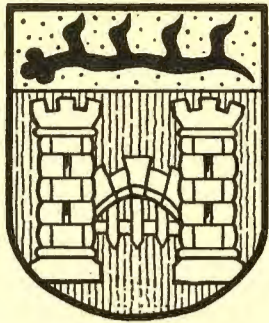
Neckarübergang bei Eßlingen lebensnotwendig. Und nun trennte Württemberg die staufischen Kerngebiete Pfalz und Oberschwaben durch jenen als Querriegel dienenden Städteblock.

Wir kennen die staufischen Städte unseres Gebietes aus einem Steuerverzeichnis vom Jahre 1241. Grundsätzlich hatte die Stadt als Großburg wichtige Straßen zu decken. So schützte beispielsweise das 1243 zur Stadt erhobene Markgröningen (d. h. Grenzmarke zwischen Franken und Schwaben) die Straße von Speyer über Bruchsal und Vaihingen in das Neckarland mit ihrer Abzweigung über Markgröningen nach Waiblingen. Um 1243 wurden auch ältere staufische Städte wie Heilbronn und Reutlingen verstärkt. Daß Balingen nicht unmittelbar im Kraftfeld der staufischen Machtkämpfe lag, wurde schon erwähnt, aber es wird aus der damaligen Gesamtsituation heraus verständlich, daß Graf Friedrich von Zollern Mauern um seine neue Stadt Balingen baute. Der Vorgang war nicht vereinzelt, und wir kennen im benachbarten Gebiet eine ganze Reihe von Stadtgründungen: 1228 Horb, 1231 Tübingen, 1237 Haigerloch, 1268 Schömberg, 1275 Sigmaringen, 1278 Herrenberg, 1284 Rotenburg, 1285 Ebingen, Veringen, 1286 Stuttgart. Dabei sind die Jahreszahlen teils unmittelbar überliefert, teils erschlossen: So nennt eine Urkunde von 1255 einen scultetus de Haechingen, setzt also Stadtrecht voraus. (Das Amt des scultetus, Schultheißen, Schultheischers = Steuereintreibers, war ursprünglich Adeligen vorbehalten.)

Nach unseren bisherigen Feststellungen sind die wohl bald nach 1255 erbauten Mauern um Balingen der Ausdruck für die wehrpolitischen Notwendigkeiten des 13. Jahrhunderts im süddeutschen Raum. Der Zollerische Landesherr ist Parteigänger der Staufer, vermehrt und sichert aber seine Hausmacht und macht deshalb auch das Dorf Balingen zu einem befestigten Platz. Wir können aber mit Recht annehmen, daß auch wirtschaftliche Gesichtspunkte maßgebend waren und daß auch im Eyachtal etwas von der großen wirtschaftlichen Umwälzung zu spüren war, die die Ära der Stauferherrschaft kennzeichnet. Der Grundsatz, daß Stadtluft frei mache, zeitigte Landflucht und beschleunigte den Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft. Man kam nicht nur gelegentlich in die Stadt, sondern diese wurde zum dauernden Markt und zum Sitz eines in Zünften organisierten Handwerks. Hörige entließen den Fronhöfen, vom Landvolk drängte mancher in die Stadt und wurde Bürger. Es war dies eine Begleiterscheinung des Übergangs von der geschlossenen Pfalzwirtschaft, von der hofrechtlichen Verfassung zum Städtewesen.

(Fortsetzung folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreund“, der „Ebingener Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Balinger Dekanssohn und französischer Graf

Die Lebensgeschichte Karl Friedrich Reinhardts (1761 — 1838)

Von Karl Hötzer

Es war im März 1799, als von der Lochen her der französische General Vandamme mit seinen Truppen gegen Balingen marschierte und sich hier einige Zeit ins Quartier legte. Groß waren die Sorgen in unserer Stadt, und man kann sich das Staunen des Oberamtmanns lebhaft vorstellen, als der französische General ganz freundlich zu ihm sagte: „Geh, Schulz, zeig mir das Haus des Bürgers Reinhard!“ Der „Bürger“ Reinhard war der Dekan Georg Christoph Reinhard, dessen ältester Sohn Karl Friedrich Reinhard in französischen Diensten zu so hohen Ehren aufgestiegen war, daß General Vandamme den Vater dieses in französische Dienste getretenen Karl Friedrich Reinhard kennen lernen wollte.

Es ist interessant, sich den Lebensweg dieses Mannes, der vom Balinger Dekanssohn bis zum französischen Grafen aufgestiegen und einer der bedeutendsten Vermittler beider Nationen war, wieder einmal zu vergegenwärtigen.

Am 2. Oktober 1761 in Schorndorf geboren, erhielt er seine Ausbildung in den evangelisch-theologischen niederen Seminaren Denkendorf und Maulbronn und seit 1778 im Tübinger Stift. 1783 verließ er die Universität mit so glänzenden Zeugnissen, daß ihm für später die höchsten Würden im vaterländischen Kirchendienste winkten. Zunächst freilich wurde er „biederer, zärtlicher“ Vikar in Balingen, wohin inzwischen sein Vater als Dekan versetzt worden war und predigte drei Jahre lang in der Stadtkirche. Daneben schrieb er u. a. zwei Aufsehen erregende Aufsätze: eine Schilderung der Burg Hohenzollern und eine Abhandlung über das Tübinger Stift. Schon in dieser Jugendschrift zeigte er seinen offenen Weltblick; denn ziemlich scharf kritisierte er den engen klösterlichen Zwang, der damals im Stift herrschte. Kein Wunder, daß sein Vater, der seinen Erstgeborenen schon in hohen kirchlichen Ämtern sah, jetzt sogar für sein bloßes Fortkommen fürchtete und schließlich in den Wunsch seines Sohnes einwilligte, sein Glück in der Fremde zu suchen. So verließ der 25-Jährige im Jahr 1786 Balingen und seine württembergische Heimat für immer. Zunächst wurde er Hauslehrer in Vevey am Genfer See und ein Jahr darauf in Bordeaux, wo etwa 15 Jahre später auch Hölderlin als Hauslehrer lebte. Hier ergriffen ihn die Wogen der Revolution, und er wurde mit seinem Zögling in die Bürgerwehr eingereiht und schulterte die Flinte. Schon längst hatte Reinhard sich in Frankreich durch sein gutes Wissen einen Ruf erworben, und seine gediegenen Kenntnisse im Verein mit seiner ungeheuchelten Begeisterung für die Revolution brachten ihn rasch in die Höhe.

So ging Reinhard zunächst als Gesandtschaftssekretär nach London und Neapel, dann als Gesandter bei den drei Hansastädten nach Hamburg, wo die Gesandtschaft ihren Sitz hatte, später nach Florenz und in die Schweiz. Bei Napoleon zeitweise

in Ungnade gefallen, wurde er doch, da er ein fähiger Kopf war, als Resident für die türkischen Donauprovinzen (dem späteren Rumänien) nach Jassy geschickt. Hier geriet er in russische Gefangenschaft, wurde aber, sobald der russische Kaiser Alexander davon erfuhr, sofort wieder befreit. Dennoch waren die Strapazen der Gefangenschaft so groß, daß er im Sommer 1807 mit seiner Familie zur Erholung nach Karlsbad reiste.

Dort traf er mit Goethe zusammen. „Nicht das Wasser, sondern Goethe hat mich kuriert“, sagte er später. Aber auch Goethe bekennt, daß dieses Karlsbader Jahr ihm besonders günstig gewesen sei, da sich mit Reinhard ein Verhältnis angeknüpft habe, welches sich in der Folge sehr fruchtbar ausgebildet habe. Die Freundschaft wurde immer herzlicher und inniger und endete erst mit dem Tode des Dichters. Und wenn Goethe auch an wissenschaftlicher Vielseitigkeit und genialer Lebensanschauung Reinhard weit überlegen war, so erbaute ihn doch dessen geistreiche Auffassungsgabe, seine edle und zarte Sinnesweise, sowie der reiche Schatz an Erfahrungen, die Reinhard in einem vielbewegten, oft gefährlichen Leben gesammelt hatte. Ein ununterbrochener, bei Cotta veröffentlichter Briefwechsel gibt Zeugnis von dieser herzlichen und aufrichtigen Freundschaft. Ja, es ist im höchsten Grade auffallend, wie der sonst so zurückhaltende Goethe sich dem Freunde erschließt. Mit welcher Herzlichkeit er ihm schreibt, mögen folgende Beispiele zeigen: „An Ihrem so werthen Brief, verehrter Freund, der meinen Aufenthalt in Carlsbad so eigentlich krönte, habe ich diese Monate her gezehrt: denn zu ihren gehaltvollen Worten gibt jeder Lebenstag einen Commentar“, oder „... wenn Sie sich entschließen, herüber zu kommen, so sollen Sie aufs Herzlichste empfangen sein. Treu anhänglich Goethe“. — „Daß mein Andenken nicht an Ihnen vorüberging, ist mein Stolz und meine Freude, und so hoch ich Sie über mir erblicke, so umfaßt Sie doch mein Gefühl nicht nur mit Verehrung, sondern auch mit Liebe. Ewig der Ihrige Reinhard“. Reinhard wurde auch Pate bei Goethes zweitem Enkel Wolfgang.

Daß er auf seinen diplomatischen Außenposten seinem Wahlvaterland unschätzbare Dienste geleistet habe und weiterhin leisten könne, erkannte Napoleon dadurch an, daß er im Vertrauen auf seine Ehrenhaftigkeit und nüchterne Amtstreue ihm schwierige Missionen in Deutschland auftrug. So überwachte er den Bruder Napoleons, den „immer lustigen“ König Jerome von Hannover mit so ausgezeichnete diplomatischer Gewandtheit, daß er nach Paris unter völliger Zurückhaltung seines eigenen Urteils rein sachliche Berichte über den verschwenderischen Festestaumel am hannoverschen Hofe schickte, aus denen der Kaiser doch sofort die Situation erkennen konnte. Angesichts dieser ruhigen Gewissenhaftigkeit

Reinhardts hatten auch die nach dem Sturz Napoleons wieder zur Regierung gekommenen Bourbonen keinen Grund, einen so bewährten Staatsdiener etwa in die Verbannung zu schicken, sondern ernannten ihn zum Gesandten in Deutschland (1816 bis 1832), zuerst beim Frankfurter Bundestag, später am Dresdener Hof.

Im Jahre 1832, nachdem die Bourbonen, zum zweiten Male gestürzt, der liberalen Seitenlinie der Orleans hatten weichen müssen, bei denen Reinhard das gleiche Ansehen genoß, zog sich der inzwischen alt gewordene einstige Verfechter der Menschenrechte als Pair und Graf von Frankreich vom politischen Leben zurück. Eine Reihe weiterer Ehrungen wurden ihm noch zuteil. So wurde er Großkordon der französischen Ehrenlegion und Vizepräsident der Akademie der Wissenschaften.

In seinem letzten Lebensjahre (1837) unternahm der Greis in Begleitung seiner Gattin noch eine große Reise über England nach Deutschland. Der Höhepunkt der Reise war das 100jährige Jubiläum der Universität Göttingen. Als Ehrengast machte er die Festsitzung mit, hochgeachtet von den Mitgliedern, dem Präsidenten, dem großen Mathematiker Gauß und dem Naturforscher Alexander von Humboldt. Dieser saß links, Reinhard rechts vom Kurator der Universität. Dies war am 19. September 1837. Am 19. Dezember nahm Karl Friedrich Reinhard noch an einer Sitzung der Pairskammer teil. In der Nacht darauf erkrankte er an Gesichtsröte. Nach vorübergehender, scheinbarer Besserung trat eine Lungenentzündung dazu und rasch erlag er einer Lähmung in der Frühe des Weihnachtsfestes.

Nachdem Reinhard am 28. Dezember 1837 auf dem Montmartre unter zahlreicher Beteiligung eines erlesenen Trauergefolges beigesetzt worden war, fand am 3. März 1838 eine besondere Gedächtnisfeier in der Akademie statt. Der Saal war dicht gefüllt. Als der greise Fürst Talleyrand, auf seinen Stock gestützt eintrat, erhob sich ehrfurchtsvoll die ganze Versammlung. Dann verlas er mit lauter Stimme die Rede zum Lobe seines einstigen Mitarbeiters, häufig von Beifall der Hörer unterbrochen. Ein Gefühl der Pflicht habe ihn bewogen, ein letztes Mal hier zu erscheinen, damit das Andenken eines in ganz Europa bekannten Mannes, den er geliebt habe, ein öffentliches Zeugnis seiner Achtung und Trauer erhalte. Seine theologische Bildung habe ihn ganz besonders zu diesem Beruf befähigt.

Die Balinger erfüllt es mit Stolz und Freude, daß der berühmte Diplomat und Weltmann als Knabe und später als Student in dem noch stehenden, stattlichen Dekanatshaus ein- und ausging. Und wenn auch an ihn selber in Balingen nichts erinnert, so ist doch wengstens noch ein Andenken an seine Eltern vorhanden, nämlich ihr rechts vom Haupteingang der Friedhofkirche eingemauertes Grabmal.

Was uns die Eyach erzählt . . .

Von Hans Müller

Kam da kürzlich in einer angesehenen Zeitschrift „das Bild des Monats“: Eine ganz unmögliche Küstenlandschaft, eine Stein- oder Salzsäule mit einem müden Menschen- gesicht, ein Nachen auf dem Trockenen, daneben ein Toter, einige (eckige!) Ammoniten, ein paar Würfelchen, die wohl Steine darstellen sollen und, den Vordergrund beherrschend, eine große Heringsgräte mit Kopf und Schwanz, der Rest eines respektablen Katerfrühstücks. Die Überschrift hieß „Impressionen aus dem Jurameer“. Ein wütender Geologe hat dieses Werk ins Wasser geworfen, in die Eyach. Die Eyach aber war wesentlich kühler veranlagt: Entweder hat der Zeichner bei seiner Arbeit etwas gedacht, — dann war es total falsch. Oder er hat (wie das Künstler manchmal für sich beanspruchen) nichts gedacht, — dann erübrigt sich sowieso jede weitere Erörterung. Unsere liebe Eyach war so freundlich, das Blatt oberhalb Owingen über die Kreisgrenze zu tragen und damit der „Zuständigkeit der Heimatkundlichen Vereinigung für den Kreis Balingen“ zu entziehen. Daran hat sie gut getan. Den wütenden Geologen aber hat sie zu einer Wanderung eingeladen, um ihm i h r e Impressionen aus dem Jurameer mitzuteilen. In dem ewigen Kreislauf des Wassers zwischen Himmel und Erde haben einige Tropfen Eyachwasser auch am Jurameer teilgenommen. Sie wissen also alles aus eigener Erfahrung!

„Schau her, gelehrter Steinklopfer! Steck deinen Hammer weg! Was du hier an der Kreisgrenze an meinen Uferböschungen siehst, kannst du mit bloßen Händen abbröckeln, es ist dunkelrot und immer rutschend. Siehst du, das war einmal eine Art Wüste während der Keuperzeit. Jetzt paß auf! Da auf den Wiesen am Ufer liegen Blöcke eines grauen, groben Sandsteins. Sie sind von oben herabgekollert, wo heute der Wald die Steilhänge einnimmt. Das ist der Rätstein. Weißt du, wer seine Quarzkörnchen so rund gerollt hat? Flüsse und eine Brandung, die in nächster Nähe gewesen sein müssen. Und da oben auf den flachwelligen Höhen hört der Wald auf; dort ist weithin nichts als Ackerland. Das ist die Lias-Ebene, der unterste Schwarzjura. Das Liasmeer hat von Norden her Süddeutschland überflutet. Ein Durchlaß, so breit wie die heutige Nordsee, verband das süddeutsche mit dem norddeutschen Liasmeer und mit der Arktis. Nach Südwesten stand es in Verbindung mit dem gewaltigen Mittelmeer der damaligen Zeit, der Tethys, das auch die heutigen Alpen überflutete, denn sie waren noch nicht da. Du willst wissen, wie es in diesem ersten Jurameer aussah? Komm mit! Denn du glaubst ja doch nur, was du mit eigenen Augen siehst. Wir wollen kurz vor Balingen einen Blick in einen kleinen Steinbruch tun: Dunkler Kalkstein, blaugrauer Sandstein, wieder dunkler Kalk, wulstige Austern in Massen (*Gryphäa arcuata*), einige Ammoniten. — Meer! Es muß ein flaches Meer gewesen sein, war ja auch nur ein Anhängsel an die Weltmeere. Die Küste muß in der Nähe gewesen sein, denn Sand wird nie bis in die Tiefsee verfrachtet. Das Ufer muß einmal näher, einmal ferner gewesen sein, denn die Beschaffenheit der Schichten und die Art der Meeresbewohner wechselt. Ungefähr längs der heutigen oberen Donau begann ein Land. Ihr nennt es Vindelizien; wir haben es damals gar nicht benannt, aber da war es trotzdem. Es zog sich bis hinüber zum heutigen Böhmen, einer mächtigen Urgesteinsmasse, die auch Thüringen umfaßte, Nordfrankreich und das Rheinland waren eine riesige Insel (die Ardennische Insel), ebenso die Auvergne. Das ganze übrige Europa war Meer geworden. Aber das kannst du dir ja gar nicht richtig vor-

stellen. Schau dir mal den Hang des Balingener Heubergs an: Es sind ansehnliche Schichten verschiedener Tone, die stellenweise ins Rutschen kommen. Die haben sich im Jurameer abgesetzt, als es wieder vorübergehend tiefer war. Im tieferen Wasser setzt sich nur noch die feinere Trübe des Wassers nieder. Das Ufer war donauwärts zurückgewichen. Neue Tierarten sind aus dem Weltmeer eingewandert: Muscheln, Terebrateln, Austern, Ammoniten, Fische. Und was siehst du an den flachen Hängen gegen Heselwangen hinüber? Da sind kahle Stellen mit mageren Äckern oder Schafweide oder gar Ödland. Geh' nur hinauf und sieh es dir näher an: Du findest ganze Belemniten-Schlachtfelder. Das waren die Tintenfische des Jurameeres. Sie schwammen rückwärts mit so etwas wie Raketenantrieb. Zerbrecht euch nur nicht die Köpfe, wie so viele Exemplare dieses Tieres angehäuft werden konnten. Sie wurden zusammengeschwemmt und zeigen dir, welch üppiges Leben im Jurameer herrschte. Aber betrachte auch den hellgrauen Kalkboden! Es ist kein abgelagerter Schlamm mehr, sondern im Wasser gelöster Kalk, der wieder ausgeschieden wurde. Es war warm damals, und an der Meeresoberfläche war die Verdunstung groß. Das Wasser konnte gar nicht mehr festhalten, was die Flüsse aus dem Lande Vindelizien herbeigeschleppt hatten.

Ununterbrochen schwätzt die Eyach weiter „wie ein Bach“. Aber bei Frommern wird sie erst recht geschwätzt: „Setz dich zu mir ans Ufer, hier ist viel zu erzählen! Siehst du den kleinen Steilhang gegen Balingen hinab, und jenseits das Ölschieferwerk? Das ist der Posidonienschiefer, der wie aus vielen Lagen grauer, mürber Pappe aufeinandergeschichtet ist. Darin sind zahllose Poseidonsmuscheln und sichelrippige Ammoniten papierdünn zusammengepreßt. Das ist ein trauriges Kapitel! Das Meer war an die 200 Meter tief und ziemlich warm. In seinen grünen Wogen war ewig-unermüdlich quellendes Leben, wie euer Professor Hennig treffend gesagt hat. Hast du schon einmal ein Glas Meereswasser gegen das Licht gehalten? Das ist kein gewöhnliches Wasser, da wimmelt es von Lebewesen, die du mit bloßem Auge siehst und noch viel mehr, die du nicht siehst. Im Jurameer war noch mehr Leben, leider nur zuviel Leben. Es sank so ungeheuer viel Plankton in die Tiefe, daß die Planktonfresser und der Sauerstoff damit gar nicht mehr fertig werden konnten. Der Überschuß an Eiweiß wurde zu Faulschlamm, es bildete sich Schwefelwasserstoff, und das gab in dem tieferen, salzreicheren, schwereren Wasser eine Todeszone. Alles was hineingeriet, mußte sterben, sogar die Fische und die mächtigen Saurier. Bei Holzmaden, wo besonders viele zusammengeschwemmt worden wären, hat sie euer Dr. Hauff sorgfältig herauspräpariert, und so wurden sie und er weltberühmt. Diese gewaltigen Lebens- und Todeskämpfe sollten eure Maler einmal zu zeichnen versuchen. Aber das werden sie wohl gar nicht fertigbringen. Das wären wahre Impressionen aus dem Jurameer! Eure Schieferölgewinnung hat ja ein klägliches Ende genommen, — eine Bagatelle gegenüber der Tragödie zur Zeit der Entstehung der Ölschiefer.

Jetzt komm herauf nach Laufen. Merkst du, wie sich das Tal ändert? Hier konnte ich mich spielend in eine ganz weiche Masse hineinfressen, die nun fast senkrecht an meinem Ufer steht und kaum ein Pflänzchen festhält, weil sie dauernd abbröckelt. Sie ist noch ziemlich dunkel, weil sehr reich an Bitumen, d. h. halb vergangenen organischen Wesen. Aber an der Luft wird sie braun, weil sich der reiche Gehalt an

Schwefeleisen in Eisenrost verwandelt. Hinaufgeschaut! Alle rundbuckeligen Altvorberge sind daraus aufgebaut. Bück dich nur! Du findest etwas Neues: Überall liegen braune Knollen umher, Toneisensteingeden. Es hatte sich damals auf dem Juraland Vindelizien etwas geändert. Weitgedehnte Moore haben den Eisengehalt der Erde ausgelaugt, und das strömte ins Meer. Eine Klimaänderung! Das üppige Leben ließ nach und damit auch der Faulschlamm- und der Schwefelgehalt im Wasser. Nun wurde das Jurameer immer eisenreicher. Weil Eisen Rost bildet und der Rost die Erde braun färbt, spricht ihr heute vom Braunen Jura. Weißt du, woher Laufen seinen Namen hat? Man sagt, von den kleinen Wasserfällen oberhalb dieses Ortes. Man sieht sie heute nicht mehr gut; aber wenn du einen Abstecher nach Zillhausen machen willst, da kannst du sie beobachten, die „Wasserfallschichten“. Es sind Sandsteine mit eisenrostem Ton. Über ihnen hat ein fleißiger Beobachter (Lörcher) auf wenigen Metern Dicke 18 Schichtchen (Zonen) unterschieden. Es hatte ein kleiner Rhythmus der Ablagerungen in dieser sehr flachen Meeresregion stattgefunden. Ein größerer Rhythmus sind die Hebungen und Senkungen des Meeresbodens, denn Sand nach Ton deutet an, daß das Ufer wieder näher war, eine Folge der Hebung. Dabei nahm die Eisenzufuhr weiterhin zu, so daß ihr nun geradezu vom Eisensandstein sprechen könnt. Natürlich wollt ihr das Eisen ausbeuten. Ihr wollt ja immer gleich alles ausbeuten. Die vieltausendjährigen Bemühungen der Schöpfung steckt ihr unbedenklich ein, als wären eben Pfifferlinge! Bei Aalen habt ihr aus dieser Schicht viel Eisen herausgeholt, auch an der Geislinger Steige, und in Lothringen liegen die größten Eisenerzvorräte Europas im Braunen Jura. Aber hier im Kreis Balingen lohnt es sich denn doch nicht. — Wenn in Lautlingen eine Baugrube ausgeschachtet wird, siehst du zum ersten Mal den schönen Blaukalk, der schon ziemlich hart ist. Das fällt dir auf, weil das Braunjurameer so viele weiche Schichten hinterlassen hat. Sieh dich nur in der Landschaft um! Wo du kleine Verebnungen findest, die mit deutlicher Kante in schönem Rund abbrechen, da liegt bestimmt Blaukalk drunter. Die Forscher, die ein Auge für solche Dinge haben, konnten hier die ersten Korallenriffe der Jurazeit aufspüren machen. Was heißt das? Die Südwestalb ist nun endgültig Meer geworden, nicht tief, denn Korallen sind Lebewesen, brauchen etwas Licht und Wärme und viel Zeit zum Wachsen. Jetzt werden auch die Tintenfische größer, so daß sie Belemniten gigantus heißen; es treten große Austern auf, z. B. die kräftig gezackte Hahnenkamm-auster. Das Meer setzt wieder Ton und dann sogar Mergel ab. Mergel ist auch Ton, aber mit viel Kalk. Das Jurameer rückt dem Lande Vindelizien tüchtig auf den Leib. Bei Regensburg ist es zum Weltmeer durchgebrochen, neue Tiergattungen wandern ein. Vindelizien wird zur Insel, die Insel wird immer kleiner und versinkt endlich ganz. Damit ist unser süddeutsches Jurameer mit dem Jurameer der Alpen eins geworden, gleichzeitig dringt es tief bis ins heutige Polen vor. Welche Bereicherung der Fauna im Meereswasser!

Die eigentliche Jurazeit, der weiße Jura, beginnt. Nun geht es an den Aufbau der heutigen hohen Felsenstirnen aus fast reinem kohlen-sauren Kalk und Dolomit. Kein Sand mehr, denn die Ufer sind weit weg. Mergelbildender Schlamm. Hauptsächlich aber Ausscheidung im Wasser gelösten Calciumcarbonates, nämlich Kalk. Das gibt schöne Bänke, aus denen man gut Steine brechen kann. Aber in vollem Umfange beginnt nun die Tierwelt mitzuarbeiten. Es türmen sich die mächtigen Schwammriffe auf, das massenhafte Proletariat des Jurameeres. Dazwischen bewegen sich elegant

die Individualisten jener Zeit, voran die Ammoniten, die nunmehr bei euch die Ehre haben, die Schichten mit ihren Namen zu benennen. Kannst du dir das tausendfältige Leben im Weißjurameer vorstellen? Ja? Lüg doch nicht so, du kannst es nicht! Es birgt nicht nur eine unvorstellbare Formenfülle, von der eure Sammlungen einen Schimmer von einer Ahnung geben, es ist auch eine Welt phantastischer Farben. Und jetzt — liegt das alles tot und starr da. Tot? Weißt du nicht, daß es tausende von Algen- und Flechtenarten gibt, erste Pioniere des Pflanzenwachstums überhaupt, von denen die meisten den obersten Millimeter der Felsen und Steine bewohnen? Es blüht immer wieder Leben aus Ruinen! — Aber du wunderst dich ja gar nicht? Wenn du etwas gedacht hättest, müßtest du dich jetzt wundern. Nämlich, wenn Vindelizien versunken ist, müßte die heutige Alb Tiefsee geworden sein, so mitten drin im Jurameer. Schwammriffe aber brauchen ein flaches Meer, am liebsten Küstennähe. Nun, da war wieder etwas Neues passiert: Mitteleuropa hatte sich gehoben. Dadurch waren die Ardennische und die Böhmisches Insel zusammengewachsen, der breite Durchlaß zum norddeutschen Jurameer geschlossen. Langsam wanderte die Küste von Norden heran, nachdem sie im Süden versunken war. An der Verbreiterung der Riffe auf der Alb könnt ihr sehr schön ablesen, daß das Flachmeer zuerst an die Westalb (später erst an die Ostalb) heranrückte; hier setzt die Riffbildung schon in der frühesten Weißjurazeit ein. Zeugen dafür sind die Balingen Berge.

„Nun muß ich“, plaudert die Eyach munter weiter, „bedauerlicherweise bis hinauf nach Pfeffingen im untersten Weißjura bleiben. (Ihr Menschen seid besser dran; ihr könnt auf die Berge steigen und erforschen, was da droben ist und wie es entstand. Aber nützt ihr eure Fähigkeiten auch aus? Keineswegs!) Glücklicherweise kommt mir so mancher Wassertropfen von oben herabgeflossen, der mir berichten kann. Außerdem haben wir in Felsklüften und Höhlen eine Untergrundbewegung, von der ihr so gut wie nichts wißt. — Bei Ebingen habt ihr die schönen Werksteinbrüche. Ist euch noch nie aufgefallen, wie von unten nach oben die Kalkbänke immer dicker, die Mergelzwischenlagen aber immer dünner werden? Wieder so ein schöner Ablagerungsrhythmus, sogar mit accelerato: Kalk nimmt nach oben zu. Kalk nimmt zu heißt aber: Meer wird tiefer, Küste rückt ferner. Daher mußte das Riffwachstum über den Werkkalken zunächst abnehmen. Der Heersberg ist der letzte große Zeuge der unteren Riffzeit. Eine mächtige Mergelschicht, über der heute viele Quellen entspringen, hatte die Schwammkolonien erstickt, Schlamm war ihr ärgster Feind. Schlamm gegen Schlamm, das waren damals die beiden größten Parteien. Aber nicht alles Leben war erstorben, wie etwa im Ölschiefermeer. Ihr könnt im Mergel neben Terebrateln und Belemniten viele Ammoniten finden oder wenigstens ihre Deckel, die Aptychen. — Nun aber senkt sich der Meeresboden wieder einmal: Es entstehen dicke Kalkbänke, die ihr heute an den steileren Hängen sehen könnt. Dazwischen aber finden sich auch schon wieder Riffstotzen, und je weiter du hinaufsteigst in erdgeschichtlich jüngere Schichten, umso mehr nehmen sie zu, bis sie endlich fast den gesamten Meeresboden bedecken. Darum findest du zwischen Winterlingen und Bitz nichts als ruppige Lochfelsen. Damals waren wieder vorzügliche Lebensbedingungen für Schwammriffe und später auch für Korallenriffe. Die Küste war von Mitteleuropa bis nahe an die heutige Alb herangerückt, und auch das Klima war günstig. — Mit diesem vollen Lebensakkord schloß die Jurazeit ab. Das Gebiet unserer schönen Schwäbischen Alb hob sich lang-

sam und wurde Land. Zwar kam das Meer noch ein paarmal wieder, aber es konnte sozusagen nur noch große Pfützen mit feinem Schlamm ausfüllen. Allerdings: Was für Pfützen! Das studiert ihr am besten einmal im Zollerngraben.

Hättet ihr Menschen nur dabeisein können! Seht, wenn man sehr lange Zeiten überblickt, so erlebt man große Rhythmen des Klimas und der Bodenbewegungen, ein gewaltiges Hin und Her der Küstenlinien. Und was ergibt sich nicht alles daraus! Das

ist das Leben der Erde! Sie ist nicht tot. Sie lebt und atmet. Goethe hat dies erforscht und wußte es. Ihr könnt es auch langsam wieder lernen, wenn ihr nicht in eurem Einzelwissen erstickt wie Korallen im Schlamm. Mein lieber „Geologiker“! Dein Studium ist nicht nur logisch, sondern auch künstlerisch. Laß das Blatt mit der expressionistischen Impression, das uns beide zusammengeführt hat, ruhig schwimmen! Die Impressionen, die ich dir geben kann, sind noch viel toller und außerdem — wahr!

Die Schäden des 30jährigen Krieges in Stadt und Land

Von Dr. Wilhelm Foth

Der Dreißigjährige Krieg hat in Deutschland außerordentlich große Schäden hinterlassen, die im Verhältnis kaum von den Schäden des 2. Weltkrieges übertroffen worden sind. Die Schätzungen über das Ausmaß dieser Schäden gehen aber, oft aus Mangel an genügenden Unterlagen, sehr weit auseinander. Das Amt Balingen kann sich jedoch glücklich schätzen, ziemlich genaue statistische Unterlagen zu besitzen, die ein recht zuverlässiges Bild von der damaligen Lage geben.

Vorauszuschicken ist, daß Württemberg in der ersten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges von Verwüstungen weitgehend verschont blieb und daß diese erst nach der Schlacht von Nördlingen 1634 in großem Ausmaße einsetzten. Über die Schäden, die nach 1634 entstanden, berichtet der Balingen Untervogt 1655 an die Regierung in Stuttgart, wobei er die Verhältnisse beider Jahre ganz nüchtern gegenüberstellt. Dieser Bericht, der heute im Staatsarchiv Ludwigsburg (A 261 Steuereinschätzungsakten Abt. C. Fasz. 3 Nr. 1) liegt, sollte der Regierung

als Bestandsaufnahme nach dem Krieg und zur neuen Steuerberechnung dienen.

Zur folgenden Tabelle seien noch einige Erläuterungen vorausgeschickt:

Als Bürger wurden damals nur die erwachsenen Männer gezählt; die gesamte Einwohnerzahl eines Dorfes war deshalb etwa drei- bis viermal größer als die Zahl der Bürger. Am Wachstum bzw. Rückgang der Zahl der Bürger kann man so auch das Wachstum bzw. den Rückgang der Gesamtbevölkerung verfolgen, denn der Rückgang der Bevölkerungszahl beruhte nicht in erster Linie auf Verlusten im Kampf, sondern auf den zahlreichen Todesfällen infolge von Seuchen und Morden der Soldateska.

Die Wiesen wurden in damaliger Zeit nach Mannsmahd, die Äcker nach Juchart gemessen. Sie entsprechen etwa dem heutigen Morgen. Bei den Gebäuden wurden sehr wahrscheinlich auch freistehende Scheuern und Ställe als selbständige Gebäude mitgezählt; in der Regel befanden sich aber Wohnhaus, Scheuer und Stall in einem Gebäude, wie es auch heute meist der Fall ist.

Ort	Bürger		Gebäude		Wiesen (in MM)		Äcker (in J.)	
	1634	1655	1634	1655	1634	1655	1634	1655
Balingen	316	248	240	233	1153	1122	1265	1156
Ostdorf	130	57	92	57	360	152	1511	1502
Engstlatt	60	40	56	40	358	350	1027	650
Heselwangen	45	34	42	33	330	300	461	440
Endingen	60	28	113	42	342	342	854	460
Erzingen	96	34	70	28	349	300	1110	470
Weilheim-Waldst.	57	40	51	35	397	397	605	605
Frommern	85	42	64	38	372	372	490	440
Dürrwangen	58	31	35	17	142	142	200	150
Laufen	70	32	74	32	263	263	312	180
Zillhausen	49	28	52	32	324	231	350	199
Stockenhausen	10	8	14	6	46	37	70	57
Streichen	18	11	20	13	149	92	203	141
Burgfelden	9	5	7	5	141	60	227	131
Pfeffingen	85	31	58	31	626	241	720	359
Onstmettingen	115	44	98	43	996	487	1473	460
Tailfingen	105	51	97	58	742	251	1220	506
Truchteltingen	86	45	67	43	510	194	1036	446
Winterlingen	108	47	80	44	157	87	1740	781
Meßstetten	106	30	82	27	927	210	1390	280
Hossingen	8	9	10	8	297	252	557	210
Oberdigisheim	64	27	59	29	442	392	720	415
Tieringen	79	25	73	28	641	476	1185	405
Insgesamt:	1819	947	1544	920	10064	6750	18726	10443

Außer den statistischen Angaben enthält der Bericht auch noch einige allgemeine Notizen, die auszugsweise wiedergegeben seien:

„Die Nahrung der Bürger in der Stadt (Balingen) besteht heute (1655) vornehmlich aus Wiesen- und Feldbau, auch etwas Handwerk. Das Handwerk ist sehr schlecht; es befinden sich über 120 Metzger, Bäcker, Schuster, Knapen und Schneider in der Stadt, die meist arme Gesellen sind, da man jetzt mit 20 — 25 genugsam versehen wäre.

In den Amtsflecken besteht die Nahrung einzig und allein aus Wieswachs und Feldbau.“

Betrachtet man die Tabelle insgesamt, so fallen die starken Verluste sofort ins Auge:

Die Bevölkerung ist auf fast die Hälfte zurückgegangen, die Zahl der Gebäude auf fast 60 Prozent, die Zahl der Äcker auf etwa 55 Prozent, die der Wiesen auf 67 Prozent. Allerdings sind die Verluste keineswegs gleich auf die einzelnen Ortschaften verteilt.

Bevölkerungsverluste haben, mit Ausnahme des kleinen Hossingen, alle Gemeinden erlitten, doch sind sie recht verschieden hoch. So halten sie sich bei Balingen, Engstlatt, Heselwangen, Weilheim - Waldstetten, Stockenhausen und Streichen noch in einigermaßen tragbaren Verhältnissen. Bei vielen anderen Gemeinden betragen die Verluste jedoch weit mehr als die Hälfte, bei manchen (Erzingen, Pfeffingen, Onst-

mettingen, Meßstetten, Tieringen) fast zwei Drittel oder mehr.

Nicht ganz so stark wie die Bevölkerungsverluste waren die Gebäudeschäden. Auch hier bestanden recht große Unterschiede von Ort zu Ort. So war z. B. die Stadt Balingen selbst recht glimpflich weggekommen; in anderen Gemeinden dagegen finden sich Verluste von mehr als 50 Prozent, z. B. in Endingen, Erzingen, Dürrwangen, Laufen, Stockenhausen, Onstmettingen, Oberdigisheim und Tieringen. In Meßstetten lagen sogar mehr als zwei Drittel des ganzen Dorfes in Schutt und Asche.

Die Verluste an Wiesen sind wesentlich geringer als die Verluste an Ackerland. Das ist wohl darauf zurückzuführen, daß auch eine durch Jahre hindurch nicht gepflegte Wiese noch einen gewissen Ertrag abwirft, während ein Acker dann derart verunkrautet ist, daß er keinen Ertrag mehr gibt. Zu berücksichtigen ist auch, daß für

eine ordnungsgemäße Bestellung der Äcker das Saatgut und vor allem das Zugvieh fehlte. Auch hier sind die Verluste wieder recht ungleich verteilt. Am schlimmsten betroffen waren vor allem Tieringen, Hossingen, Winterlingen, Truchteltingen, Tailfingen und Onstmettingen, sowie Meßstetten, das fast 80 Prozent seiner Äcker verloren hatte.

Die Bemerkungen des Untervogts lassen außerdem erkennen, daß das wirtschaftliche Leben völlig darniederlag und nicht einmal in der Stadt Balingen die Handwerker oder Kaufleute eine bedeutende Rolle spielten. Auch hier mußte völlig neu angefangen werden.

Die Aufgaben, die das Ende des Dreißigjährigen Krieges unseren Vorfahren stellte, waren also, wie dieser Bericht zeigt, sicher nicht weniger groß als die unseren nach dem verlorenen 2. Weltkrieg.

Balingen 1255 / Von Rudolf Kerndter

2. Fortsetzung

Die alten Fronverhältnisse hatten sich mit den Kreuzzügen geändert. Die Ritter mußten, um ihre Kreuzfahrt und den gesteigerten Lebensanspruch zu finanzieren, ihren bäuerlichen Besitz zusammenlegen und verpachten. Die Pächter wurden freier gegenüber dem Grundherrn, ja oft wohlhabend. Die landlos gewordene Bevölkerung strömte in die Städte ab, wo sie frei wurde. Freizulassen waren auch die Bauern, die sich an einem Kreuzzug beteiligt hatten. Der Großgrundbesitz schrumpfte zu Lehenobereigentum zusammen. In den Städten erhielten die Freigelassenen das Bürgerrecht. Die königliche Gutswirtschaft zerfiel, es kamen die Ministerialen, die mancherlei Dienstmannen und Lehensträger hoch, auch wurde die Landwirtschaft durch Abwanderung in die Kolonisationsgebiete des Ostens und ins Heilige Land geschwächt. Die Städte wurden zwar meist im Kampf gegen Stadtherr und fürstlichen Partikularismus die Parteigänger des Königtums, aber der Zerfall der Reichsgewalt ließ sich nicht aufhalten. Die Lehen wurden erblich, aus absetzbaren Reichsbeamten wurden Landesherrn, die zunehmend vom Kaiser unabhängig wurden. 1231 erließ Friedrich II. das statutum in favorem principum, in dem er den Territorialherren viele Rechte zugestand, und es ist deshalb nicht verwunderlich, daß Rudolf von Habsburg später nur wenig Revindikationen, d. h. Heimholung verlorenen Reichsgutes, gelangen.

Die mittelalterliche Stadt war eine Wirtschaftseinheit. Solange sie in der festen Hand ihres Stadtherrn war, bildete sie für diesen eine nicht zu unterschätzende Einnahmequelle. Ein Dorf konnte allenfalls Naturalabgaben leisten, eine hochentwickelte Stadt, in der Handel und das Handwerk in seinen Formen künstlerischer Hochleistung blühten, war eine gute wirtschaftliche Grundlage. Kein Wunder, daß die Städte bald sich freizumachen suchten, sei es nun, daß sie freie Reichsstadt wurden oder sonstwie in ihrer territorialen und wirtschaftlichen Expansion das Regiment des einstigen Stadtherrn abschüttelten. Die Stadt Ulm z. B. erhielt 1255 eine Verfassung, in der sie die Rechte ihres Stadtvogts, des Grafen Albert von Dillingen, abgrenzte.

Schon 1220 hatte Friedrich II. mit seiner *confoederatio cum principibus ecclesiasticis* damit begonnen, die Landeshoheit auch der geistlichen Fürsten zu sichern. Im Jahr 1235 erließ er in Mainz das Landfriedensgesetz, das erste Reichsgesetz in deutscher Sprache. Im gleichen Jahr erschien der sogenannte Sachsenspiegel des Eike von Repgow, das erste deutsch geschriebene Ge-

setzbuch. Diese Gesetze sind aufschlußreich für die sozialen Zustände im 13. Jahrhundert und zeigen auch die Verschiebungen innerhalb der ständischen Verfassung. Neben Adel und Klerus begann neben dem auch bisher unentbehrlichen Bauerntum nun der Bürgerstand zu treten. Die Städte errangen die Selbstverwaltung, oft in langwierigen Kämpfen gegen den Stadtherrn oder die führenden Adels- und Kaufmannsgeschlechter, die Patrizier. An der Spitze der Bürgerschaft stand der *scultetus*, der adelige Schultheiß, und so hören wir erstmals in Balingen 1268 von einem *Tragbotho miles dictus de Niwenegge*. Ein Herr von Neuneck war also Stadtoberhaupt und Gerichtsherr. Der ausgedehntere Herrschaftsbezirk, das Amt Balingen, wurde später von einem Vogt verwaltet. Zunächst war aber Friedrich von Zollern der Stadtherr. Seinem *scultetus* waren zweifellos bald Ratsherren und Beamte beigegeben, deren Funktionen wir aus späteren Überlieferungen erschließen können. Die Stadtverwaltung setzt eine zu betreuende Bürgerschaft voraus. Wir dürfen nicht vergessen, daß Alt-Balingen weiterbestand und Neu-Balingen als Stadt, als neue Siedlung eyachaufwärts, vom Jahre 1255 an darauf angewiesen war, Zuzug auch von auswärtig zu bekommen. Einen wesentlichen Anteil daran scheint das seit 1255 abgängige Dorf Stetten zwischen Balingen und Endingen gehabt zu haben. Der Flurname „Auf Stetten“ findet sich ja heute noch für Parzellen in der Nähe des Balingener Südbahnhofs.

Verwickelt waren die mittelalterlichen Herrschaftsverhältnisse. Es herrschte ausgesprochene Gemengelage, so daß ein Grundherr oder ein Kloster inmitten anderer Herrschaftsgebiete ein Dorf, einen Hof oder zerstreut liegende Ländereien ihr eigen nannten. Hier abzugrenzen, hier die Nachbarrechte zu achten, war nicht leicht und deshalb der Anlaß zu Streitigkeiten oft gegeben. Am Dorf Balingen scheinen neben dem Zollerngrafen auch Konrad und Eberhard von Balingen Rechte besessen zu haben. Wir finden dann später diesen Eberhard wieder als *scultetus* in Rottweil; 1318 verschreiben die Söhne ihrer Mutter Hedwig Zinsen aus einer Balingen Hube. Ob der Sitz des Balingen Ortsadels Burkwang war, steht nicht fest, man kann aber die Balingen Straßenbezeichnung „An der Burgenwand“ mit Burkwang, Burghügel, in Zusammenhang bringen.

Der Grundsatz, daß Stadtluft frei macht, hat natürlich auch im neuen Balingen gegolten, aber wir dürfen uns die Entwicklung nicht so vorstellen, als ob plötzlich alle Abhängigkeitsverhältnisse aufgehört hätten. Die Geburtsstände der germanischen Urzeit erfuhren in der fränkischen

Zeit starke Veränderungen und wir finden hier Hochfreie, Mittelfreie, Minderfreie und Hörige. Auch der Schwabenspiegel (verfaßt um 1270) und der Sachsenspiegel unterscheiden noch verschiedene Freiheitsgrade. Die Grundhörigen, die *glebae adscripti*, gehörten wie eine Sache zum Bauernhof und konnten daher nur mit dem Hof an einen andern Grundherrn überwiesen werden. So ist es zu verstehen, wenn z. B. im Jahre 1295 der Ritter Konrad von Thierberg seine Leibeigene Mechthild, die Frau Werners von Brunnehoubten, dem Kloster Alpirsbach schenkte. Kinder aus der Ehe eines Freien mit einer Unfreien folgten der Ärgeren Hand, d. h. sie waren unfrei. Die *manumissio*, die Freilassung, konnte auf verschiedene Art und aus unterschiedlichen Anlässen erfolgen. So war z. B. ein Bauer freizulassen, wenn er Kriegsdienst beim Kreuzzug geleistet hatte. Aus den ministeriales, den Dienstmannen des Hochadels, wurden die Ritter, der niedere Adel, der im 13. Jahrhundert vielfach zum Raubrittertum absank. Wir wissen von Walther von der Vogelweide, wie wichtig es war, ein Lehen als Grundlage der wirtschaftlichen Existenz zu haben. Zogen nun die Landesherrn immer mehr Güter an sich, verringerte die Landflucht und andererseits die im Meier Helmbrecht von Werner dem Gartenære geschilderte Abenteuerlust der standesflüchtigen Bauern die ausreichende Versorgung aus der Landwirtschaft, dann wurde der Ritter buchstäblich brotlos und hält sich nun als Raubritter an den Pfeffersäcken, an den reichgewordenen Bürgern und Kaufleuten der Städte schadlos.

Handwerker und Krämer bildeten in den meisten Städten den breiten Grundstock der Stadtbevölkerung, daneben zeigten sich noch lange Zeit die typischen Züge dörflichen Lebens. Nicht zu übersehen ist die Tätigkeit der Kaufmannschaft auch als Städtebildner: Mancher Landesherr rief Kaufleute herbei, um mit ihrer Hilfe eine Stadt zu begründen oder auszubauen — wie etwa Freiburg, Braunschweig, Lübeck, Wien, Riga, Reval. Der Lohn für diese Mitwirkung war gewöhnlich die Gewährung wichtiger Handels-, Grundbesitz- und Rechtsprivilegien.

Dem Unabhängigkeitsdrang der Städte, der etwa Wimpfen 1250 zur freien Reichsstadt werden ließ, stand andererseits ein starkes Sicherungstreben gegenüber. So schlossen sich 1254 auf der Grundlage eines Handelsbündnisses zwischen Mainz und Worms über 60 Städte zum Rheinischen Städtebund zusammen. Die Handelsstraße im Rheintal führte von Basel über Mainz und Köln nach den Niederlanden, besonders nach Brügge. Auf der Donaustraße gelangte man über Regensburg und Wien nach Konstantinopel. Auch die Alpenstraße, die Main- und Ruhrstraße, der Hellweg u. a. waren von Bedeutung. Die meisten Städte Norddeutschlands — 1255 wurden z. B. Thorn, Marienwerder, Elbing und Königsberg gegründet — schlossen sich 1279 zum Hansabund zusammen. Schon 1250 war in Nowgorod eine deutsche Handelsniederlassung errichtet worden; 1254 wurden die deutschen Handelsprivilegien in Flandern besonders bestätigt. Dem abendländischen Zug in die Weite entsprach es, daß 1260 der Venetianer Marco Polo mit seinen Reisen ins mongolisch-chinesische Reich begann. Die Völker Europas erhielten damit die ersten Augenzeugenberichte von der hohen Kultur des Fernen Ostens.

(Fortsetzung folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreund“ der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Praktische Denkmalspflege

Von K. H. von Neubronner

In den Jahren 1936—1939 konnten die Nord-, West- und Südfronten der mittelalterlichen Wohnburg Lichtenegg, Kreis Rottweil a. N., renoviert und damit der Bestand des einzigartigen Bau-Denkmal im Gebiet des oberen Neckars gesichert werden. Wegen Ausbruch des zweiten Weltkrieges mußte die gleichfalls dringliche Renovierung der baulich besonders reizvollen, turmartig vorgerückten Ostfront bis zum Frühjahr 1955 zurückgestellt werden.

Das frühmittelalterliche, aus Bruchsteinen aufgeführte und durch kapitale Buckelsteine markierte Erdgeschoß hat eine Mauerstärke von 2,80 bis 3,50 Meter. In ihm befinden sich Kellerräume und der schöne Rittersaal, das Ziel vieler Besucher. 1520 wurde ein hoher Fachwerkaufbau darauf gesetzt und leider bereits 1720 erstmals überputzt. Nachdem es 1938 gelungen war, das charakteristische Fachwerk an der nördlichen Eingangsfront freizulegen, war es selbstverständlich, daß nunmehr auch der Ostgiebel freigelegt werden sollte.

Die spannende Frage war, wie das Holzwerk unter dem schadhafte Verputz herauskommen und ob es sich als architektonischer Schmuck, oder durch spätere Auswechslungen und Einziehungen von Balken entstellt, präsentieren werde. Diese Frage ist heute eindeutig beantwortet. Das freigelegte Holz hat sich wiederum als unübertrefflicher Baustoff erwiesen und die Form der eichenen Schwünge gliedern und beleben die große Fläche ausgezeichnet. Die ausgemauerten Riegel wurden so sorgfältig verputzt, daß man meint, sie seien ausgestochen, das gesamte Fachwerk wurde in Ochsenblutrot gestrichen und die rot-weiße Wappenfarbe der Läden erneuert, so daß die Renovierung zusammen mit dem inter-



Restaurierte Ostfront des Schlosses Lichtenegg. (Kr. Rottweil.) Foto: Erika v. Neubronner

essanten Drachendach und der schiffsbugartigen Frontform dem vielgesichtigen und doch so schlichten Bauwerk auch von dieser Seite die eigentliche Würde, Wirkung und Schönheit wiedergegeben hat.

Dem Wanderer und Geschichtsfreund vermag nunmehr Lichtenegg den ganzen Eindruck einer wohl erhaltenen mittelalterlichen Burganlage zu vermitteln.

Die Balingener Stadtmauer im Wandel der Geschichte

Von Dr. Wilhelm Foth

Schon von weitem konnte in früheren Jahrhunderten der Wanderer an der Ummauerung die Stadt vom Dorf unterscheiden. Das Befestigungsrecht war neben dem Marktrecht und dem eigenen Gericht das wichtigste Vorrecht jeder Stadt, und viele Städte waren überhaupt vorwiegend als Befestigungen an wichtigen Straßen, Fluß- oder Gebirgsübergängen angelegt worden. Heute bilden gerade die alten Mauern und Tore oft eine Hauptsehenswürdigkeit alter Städte.

In Balingen selbst sind von der Stadtmauer nur noch geringe Reste erhalten, und doch gab es auch hier eine starke Mauer rund um die Bürgerhäuser. Wann die Mauer angelegt wurde, wissen wir nicht genau, doch dürfen wir annehmen, daß sie sicher schon bald nach der Stadtgründung von 1255 gebaut wurde. Im Jahr 1377 wird Balingen ausdrücklich in einer Friedensversicherung Graf Friedrichs des Älteren, Herr von Schalksburg, gegen die Reichsstadt Rottweil als Festung bezeichnet.

Spätestens seit dem 16. Jahrhundert bedeckte die Stadt eine etwa rechteckige Grundfläche von ungefähr 400:220 m zwischen dem Mühlkanal und der heutigen Wilhelmstraße, sowie zwischen der Steinach am Landratsamt und der Metzgerei Wittlinger. Rund herum zog sich eine doppelte Mauer mit dazwischen liegendem Zwinger, woran noch heute die so benannte Straße am Mühlkanal erinnert. Auf der inneren Mauer saßen gewöhnlich die Häuser auf, wie wir es noch jetzt im „Zwinger“ beobachten können.

An den vier Ecken der Stadtmauer befanden sich Wehrtürme, von denen im Südosten der Stadt der gotische Wasserturm, der bis 1910 als Untersuchungsgefängnis diente, bis heute steht und das Stadtarchiv beheimatet. Der Rappenturm im Südwesten ist abgebrochen, doch sind seine Grundmauern noch zu erkennen. Nach der mündlichen Überlieferung soll der Turm im Nordwesten Schwarzenburgturm, der im Nordosten Diebsturm geheißen haben. Von

beiden Türmen ist nichts mehr erhalten.

Vor der äußeren Ringmauer dienten Wassergräben zum weiteren Schutz der Stadt. Im Osten übernahm diese Aufgabe der Mühlkanal, der zugleich auch gewerblichen Zwecken diente. Die Westseite wurde ursprünglich von der Steinach geschützt, bis 1428 die gräfliche Erlaubnis erteilt wurde, ihren Lauf abzulenken, und als Stadtgraben für die mehr gefährdete Südseite zu verwenden. Noch heute ist deutlich zu erkennen, daß der Steinlachlauf beim Landratsamt künstlich angelegt wurde. Die von Angreifern wenig gefährdete Westseite der Stadt wurde von 1428 an nur noch durch einen seichten Graben, den „Krottengraben“ geschützt, woran die „Krottengrabenschule“ erinnert. Auch die Nordseite war in ähnlicher Weise geschützt, woran die Straße „Auf dem Graben“ erinnert.

Balingen hatte ursprünglich nur zwei Tore: das Obere gegen Süden, das Untere gegen Norden. Beide waren durch starke Tortürme geschützt, die noch auf alten Stadtansichten, z. B. dem von Merian von 1643 deutlich zu erkennen sind. Zur Bewachung war von der Stadtverwaltung je ein Torwart bestimmt, dem die Bürger im Wechsel als Wachen beigegeben waren.

Später traten zu diesen Haupttoren kleinere Nebentörlein hinzu. Zuerst genannt wird 1431 das Gerbertörlein, das durch die innere Mauer zur Herrenmühle und zu den Gerberwerkstätten führte, die zwischen den beiden Mauern im Zwinger lagen. Im 17. Jahrhundert wurde dieses Törlein in Mühl-törlein umbenannt. Das neue Gerbertörlein führte in Verlängerung der Färberstraße (in der Nähe des heutigen Gasthauses zur Rose) vor die Stadt, wo sich ebenfalls eine Reihe von Gerberwerkstätten befanden; ihm gegenüber lag hinter der Kirche beim Spital das Spitaltörlein, das ab 1560 genannt wird; die „Spitaltorschule“ hält die Erinnerung daran wach. Für alle drei Törlein war je ein Bürger als Beschließer eingeteilt, der für das ordnungsgemäße Öffnen und Schließen sorgen mußte. — Im Jahr 1730 wurde Befehl gegeben, ein Törlein in den Freihof zu brechen; es handelt sich um das einzige noch erhaltene, das bei Wagner Munk vom Freihof auf den Graben führt. 1731 wird ein Törlein beim Dammbrunnen (wohl in Verlängerung der heutigen Dammstraße) genannt, das nur bei Wassermangel für die Bewohner der umliegenden Häuser geöffnet wurde.

Ogleich die umliegenden Amtsflecken wenigstens im Schloßbezirk zur Fron beim Mauerbau verpflichtet waren, waren die Kosten, die der Stadt durch die Unterhaltung der Mauern entstanden, beträchtlich. Fast jedes Jahr waren einzelne Abschnitte baufällig und stürzten mitunter sogar ein. Ganz besonders groß waren die Schäden natürlich im Dreißigjährigen Krieg. So berichtet eine Urkunde von 1659, daß die Balingener Stadtmauer stark zerstört ist durch die Sprengungen in den verschiedenen Belagerungen, durch Palisaden- und Wasserleitungsbau. Und zum Schluß wird geklagt, daß Balingen bald eher einem offenen Dorf als einer geschlossenen Stadt ähnlich sieht. Mehrfach wird auch über geheime Durchschlüpfe geklagt, durch die Bürger unkon-

trolliert die Stadt verlassen, was natürlich nicht statthaft und für die Sicherheit sehr gefährlich war.

Die Unterhaltungskosten beliefen sich jährlich auf viele hundert Gulden, woran seit dem 16. Jahrhundert der Staat wenigstens den 4. Teil zahlte. Als 1605 der Untervogt sich weigerte, die entsprechende Summe zu bewilligen, kam es zu lebhaften Beschwerden der Stadt bei der Landschaft (zu vergleichen mit dem heutigen Landtag).

Bis zum Stadtbrand von 1803 blieb die Mauer im wesentlichen intakt. Unmittelbar nach dem Brand wurde die ganze Mauer, die vorher 20—26 Schuh (à 28,6 cm) hoch und 2—4 Schuh dick gewesen war, auf 15 Schuh erniedrigt. Die beiden Haupttore wurden gesprengt, da sie die schnelle Abfuhr des Brandschutts behinderten und auch der neuen Straßenbreite nicht entsprachen. Sie wurden aber wieder entsprechend breiter aufgemauert. Auch das Gerbertörle wurde 1810 auf 16 Schuh Breite ausgebrochen.

Für die schnelle Schuttabfuhr wurden außerdem 1809 in der Nähe der beiden Haupttore Öffnungen in die Mauer gebrochen. Der nördliche Stadtgraben wurde mit Schutt aufgefüllt. In den folgenden Jahren wurde die Stadtmauer an vielen Stellen niedergelegt bzw. so vernachlässigt, daß sie ganz zusammenstürzte. Im Jahr 1829 wurde zwischen der Stadt Balingen und der

Oberamtskorporation ein Vertrag geschlossen, nach dem die Stadt unter anderem die bisher vom Staat getragene Baulast der äußeren Stadtringmauer vom Rappenturm bis an die Brücke am Oberen Tor, des Obere und des Unteren Torhäusleins sowie die Besoldung der beiden Torwarte übernahm, wofür die Stadt die beiden Torhäuslein, geschätzt auf je 1200 Gulden, und die Stadtringmauer „soweit sie noch vorhanden ist, jedoch ohne Verbindlichkeit zur ferneren Unterhaltung“ im Wert von 100 Gulden abgetreten wurden.

Die Zeit der Stadtmauern war, militärisch gesehen, vorüber, und die Stadt Balingen, durch den Neuaufbau und andere wirtschaftliche Probleme stark in Anspruch genommen, tat nichts zur Unterhaltung der Mauern, über die sie unaufhörlich hinauswuchs. Die Mauern hätten wohl auch zu der nach dem Brand von 1809 nach damaligen Verhältnisse hochmodern angelegten Stadt mit ihren breiten Straßen, nicht gepaßt. Dies fühlte wohl auch der Gemeinderat, der 1847 den Beschluß faßte, die beiden Tortürme zu sprengen und abzutragen.

Was uns erhalten blieb von der mittelalterlichen Stadtbefestigung ist die schöne Mauerpartie am alten Schloß und ein kleiner Mauerrest im Zwinger. Sie vermitteln uns wenigstens noch einen kleinen Eindruck davon, wie Balingen einst ausgesehen haben mag.

Der Kirchenkonvent, ein kirchliches Gericht im alten Württemberg

Von Heinz Raasch, Lautlingen

Durch Allerhöchste Königliche Verordnung (Reg.-Blatt Nr. 5 vom 13. 1. 1817) wurde 1817 für die 1806 neugewonnenen katholischen Landesteile Württembergs der Kirchenkonvent eingeführt. Er geht zurück auf eine Verordnung des Herzogs Christoph vom Jahre 1559, die der Kirche das Recht einer Zensur übertrug, deren Zweck war, die Moral der Bevölkerung zu heben und zu festigen und „öffentliche Laster, Übeltaten und Ärgernisse aufzudecken und kirchlich zu rügen“. Diese erste Verordnung erhielt allerdings als Kirchenkonvent im eigentlichen Sinne in den alten württembergischen Landen erst im Jahre 1642 Gesetzeskraft. Da im Laufe der Zeit die Entscheidungen der Kirchenkonvente manche Mißhelligkeiten mit sich brachten, oft auch auf die Zuständigkeiten des Gemeindegerichts und der öffentlichen Gerichtsbarkeit übergriff, wurde diese Institution und damit die Strafbefugnis der Kirche im Jahr 1882 aufgehoben und durch ein Ortsstatut ersetzt, das moralische Vergehen der Gerichtsbarkeit der Ortsbehörde unterstellt. Die Strafgewalt der Kirche bleibt lediglich auf kirchendisziplinarische Angelegenheiten beschränkt.

Der Kirchenkonvent in den katholischen Gemeinden bestand aus dem Ortspfarrer, dem Schultheißen und dem Bürgermeister. Als Strafen für Vergehen und sittliche Delikte wurden verhängt: derber Verweis, Geldstrafen, Turmarrest bei Wasser und Brot, Stock- und Rutenschläge, Geigenstrafe, Arbeitsdienst, Verweisung in ein Arbeitshaus, Lieferung von Kerzenwachs und Rapsöl für den Kirchengebrauch. Der Polizeidiener erhielt jeweils eine Eintürmungsgeld von vier Kreuzern.

Die im Pfarrarchiv Lautlingen niedergelegten Verhandlungsprotokolle des Kirchenkonvents geben ein anschauliches Sittenbild der damaligen Zeit und zeigen die Strenge, mit der die sittlichen Delikte geahndet wurden. Es seien daher im folgenden einige Beispiele aus diesen Protokollen aufgeführt.

Für Sonntagsentheiligung wurden Turmstrafen verhängt, die sonntags von 1 bis 6 Uhr nachmittags abzusetzen waren. Feldarbeiten an Sonn- und Feiertagen wurden mit Zahlung von 48 Kr., Wegbleiben von gemeinsamen Betstunden mit 1 fl. 12 Kr. und einviertel Pfund Kerzenwachs gerügt.

Junge Burschen stören auf der Emporbühne mit „Drücken, Necken, Lachen und Schwätzen“ den Gottesdienst. Aloys Linder und Mathias Renner, von den Kirchenrügern Johann Leibold und Xaver Leibold vernommen, bekennen, daß sie sich in der Kirche „lummelhaft und gottvergessen“ betragen haben. Sie bekamen eine scharfe Strafpredigt zu hören und wurden „mit Ruthen gestrichen“. Im Wiederholungsfall wurde Strafe mit Stockstreichen angedroht.

Zwei junge Leute gröhlen am Abend vor ihrer Konfession vor dem Kammerfenster der Ida Maier „Saulieder“. Diese verlangt Satisfaktion: Strafe: Widerruf und einviertel Pfund Wachs.

Für eine Schwängerung erhalten der schuldige Bursche sechs Stunden Turmstrafe und eintägige schimpfliche Straßenarbeit, das Mädchen drei Stunden Turmarrest im Zuchthäusle und dreistündige Arreststrafe in der Rathausstube.

Michael Müller verweigert seinen Eltern die Kost, silt sie alte Fresser und mißhandelt sie. Müller und sein Weib benehmen sich beim Konvent sehr renitent und nehmen keine Belehrung an. Sie erhalten je zwölf Stunden Turmstrafe und Androhung von 36stündiger Turmstrafe im Wiederholungsfall. Ihnen wird nahegelegt, ihre Eltern wahrhaft zu schätzen, zu lieben und nicht mehr zu beleidigen. Die Strafexekution trat sofort in Vollzug nebst dem, daß dem Eheweib wegen weiterer Starrsinnigkeit noch mehrere Stunden im Turm zugesetzt wurden.

Zwei Frauen erhielten wegen Verleumdung eine zweistündige Geigenstrafe, die gleich morgen zu vollziehen ist.

Das Arbeiten an Sonntagen, wie Brotbacken, Wäsche aufhängen, Tuch auf die Bleiche legen und dergleichen mehr reißt seit Jahren immer mehr ein. Diese Arbeiten sind bei Konventstrafe verboten. Jakob Götz verfehlt sich dagegen und erhält zwölf Stunden Turmarrest, der sogleich anzutreten ist.

Hochzeiten und Tänze geben vielen Anlaß zur Untergrabung der Moralität, veranlassen Ärgernisse und gefährden die Unschuld. Es wird deshalb angeordnet:

1. Ein lediger Jüngling hat die Lustbarkeit ab 10 Uhr abends zu verlassen.
2. Ledige Weibspersonen im Sommer um 10 Uhr, im Winter um 9 Uhr abends.
3. Schulkindern wird der Tanzplatz untersagt. Im Falle, daß sich Eltern unterfangen, Kinder zur Lustbarkeit mitzunehmen, sind solche dafür strafbar.
4. Der Polizeidiener hat über diese Punkte ein wachsames Auge zu haben.

Vor der eingerissenen Unsitte der Nachschwärmerei bis in die tiefste Nacht hinein hatte der Pfarrer in der Schule ernstlich gewarnt. Die Folge war, daß die Schüler erst recht bis 12 Uhr nachts durch den Ort bummelten und dabei herausfordernd vor dem Pfarrhaus jodelten und außerdem die Christenlehre schwänzten. Auf Anzeige darüber beim Oberamt bot dieses auswärtige Polizei an, was aber abgelehnt wurde als äußerst beschämliche Bürde für einen Ort, der ohnehin schon so tief gesunken war.

Anton Roth, Sohn des Johann Roth, verweigert den Besuch der Christenlehre. Er geht ins Pfarrhaus und begehrt auf mit ausgezeichneter Frechheit und Grobheit. Er beschwert sich, daß man ihn zwingen will, in die Christenlehre zu gehen, wozu man ihn als Soldaten nicht anzuhalten vermögend sei. „Ich mache euch keinen Buben, ich bin Soldat und ein Mann. Der König hat als Soldaten keine Buben.“ Gegen jede Belehrung war er unzulänglich. Gegen die Vorhaltung, daß er nach dem Gesetz verpflichtet sei, schrie er: „Der Teufel soll mich eher holen, als daß ich in die Christenlehre gehe“. Er erhält eine Turmstrafe von zwölf Stunden, die er aber nicht annehmen will. Darauf erfolgt Anzeige beim Oberamt.

Die Lichtstuben werden untersagt, da sie durch Gespenstergeschichten den Glauben untergraben und den Aberglauben fördern. Die Polizeigesetze der vormaligen Herrschaft haben sie schon früher verboten. Trotzdem findet das Lichtstubengehen immer noch statt. Durch ein Dekret des Höchstherrlichen Königlich Geistlichen Konsistorium vom 8. 3. 1821 wird diese Unsitte erneut strengstens verboten.

Ledige Weibspersonen, welche uneheliche Kinder erzeugen, sind von der Christenlehre ausgeschlossen. Theresia Klotz gibt für den Vater ihres unehelichen Kindes einen falschen Namen an, Strafe: vier Stunden Arrest. Wegen widerspenstigen Betragens im Arrest werden weitere 24 Stunden auferlegt. Dann erfolgt Verweisung in ein Arbeitshaus.

Bisher war es üblich, als Freudenbezeugung auch bei der Taufe unehelicher Kinder zu schießen. Dabei fanden noch mehr dergleichen Munterkeiten statt. Zudem erschienen die Gevatterinnen, sofern sie Jungfrauen sind, bekränzt. Da diese Taufen mehr der Traurigkeit als der Freuden würdig sind, wird verfügt, daß nicht mehr geschossen werden darf. Wenn eine Gevatterin trotz des Verbots mit einem Kranz erscheint, wird sie heimgeschickt, ihren Kranz abzulegen, und es wird die Taufe verweigert, bis es also geschehen ist. Zwei Soldaten, Wunibald Schmid und Johann

Nufer, werden wegen Zuwiderhandlung gegen diese Verfügung bestraft. Sie haben im Angesicht der Kirche mehrere Pistolenschüsse bei der Taufe eines unehelichen Kindes abgegeben und vor dem Pfarrhaus die schändlichsten Lieder gesungen und junge Bäume im Garten herausgerissen. Es wurde Anzeige beim Oberamt erstattet. Sie erhielten drei Tage Arrest.

Die Schulkommission beklagt sich, daß sich manche Jünglinge bei der Schlußprüfung als sehr ungebildet erweisen. Für sie wird die Sonntagsschulpflicht wieder

eingeführt. Sie werden so lange dazu gezwungen, bis diese „Früchte“ einen regeren Fleiß an den Tag legen. Sie werden bis zum Herbst in der Schule behalten und erst nach erfolgreicher Prüfung entlassen.

Diese kleine Auslese von Beispielen zeigt uns, daß die Jugend der damaligen Zeit trotz der strengen Strafen durchaus nicht besser und unverdorben war, als die heutige Jugend und daß das vielgehörte Lamentieren und Klagen über die Verwahrlosung der Jugend von heute keine zwingende Berechtigung hat.

Geht Dir der Draht aus — geh' aufs Rathaus

Von Hermann Bienert

So konnte man sagen, als in den Jahren 1921 bis 1923 die jeweiligen Stadt- und Gemeindeverwaltungen selber Geldscheine drucken lassen und solche als Notgeld herausgeben konnten.

Notgeld, ein Wort mit herbem Geschmack; ein Wort, das uns unwillkürlich an die unseligen Zeiten erinnert, in denen nach dem ersten Weltkrieg das Geld seinen Wert immer mehr verlor, an die Zeit der Billionen und Trillionen, an die Zeit der riesigen Inflation und des Zusammenbruchs. Damals tauchten urplötzlich kleine Scheine mit der Bezeichnung „Gutschein“ oder „Notgeld“ auf neben den Banknoten mit den phantastischen Zahlenreihen, wo zuletzt 1 Billion = 1 000 000 000 000 (eine Eins mit zwölf Nullen) als 1 Rentenmark umgewertet wurde. Der Zweck des Notgeldes war, dem durch die Inflation hervorgerufenen Kleingeldmangel abzuhelfen. Diese Scheine waren oft klein und unscheinbar, nicht selten aber auch kleine Kunstwerke der Graphik

und wurden so Gegenstand regsten Sammlerinteresses. So wurde das Notgeld als Sammelobjekt schnell beliebt und begehrt.

Auch in unserem Kreis Balingen wurde solches Notgeld herausgegeben, das in Ebingen teilweise ein Bild des Schloßfelsens zierte in Balingen das alte Zollernschloß und der bekannte Balingen Spruch: „Hoscht schau g'veschberet?“

Es wäre auch eine Aufgabe des neu gegründeten Heimat- und Geschichtsvereins, außer einer Geldschein-Sammlung der Banknoten jener Zeit, auch eine Sammlung vom Notgeld der einzelnen Kreise zu sammeln und im Heimatmuseum aufzubewahren, denn dieses Inflationszeit-Dokument sollte auch späteren Generationen erhalten bleiben. Unser Heimatmuseum sollte immer mehr ausgebaut und vervollständigt werden, wo allen Schülern des Kreises immer wieder in der Heimatkunde Anschauungsunterricht erteilt werden müßte.

Balingen 1255 / Von Rudolf Kerndter

(3. Fortsetzung)

Es entsprach aber einer gesunden Entwicklung, daß der merkantilen Expansion die beharrlichen Tendenzen der Landwirtschaft gegenüberstanden. Die Stadtbevölkerung war auf bäuerliches Hinterland angewiesen, und wir wissen z. B. von Ulm im 13. Jahrhundert, daß wegen Verschuldung des Landadels zahlreiche Pfahl- und Ausbürger, d. h. auf dem Lande wohnende Eigenleute der Herren, das Ulmer Bürgerrecht hatten. 1027 wurde Ulm oppidum, Burgflecken, genannt; 1140 civitas. Wir wissen, daß auch anlässlich der Erhebung Balingens zur Stadt von „civitas“ die Rede war. Man hat darunter die durch Mauern geschützte mittelalterliche Stadt zu verstehen. An den Stadtbefestigungen — Rosenfeld z. B. begann damit um 1275 — wurde meist viele Jahre gebaut. Der Steinbau wurde in Deutschland erst zu Anfang des 11. Jahrhunderts häufiger; ursprünglich wurde Holz verwendet. Sprachlich hängt ja das Wort „bauen“ mit Baum zusammen (gr. phyo) „bu“. In der Mergentheimer Stadtgründungsurkunde vom Jahre 1340 heißt es: „(sie) sülln (die Stadt) buen und vesten mit steinwerch, mit muren, mit türn, mit holtzwerch, mit graben und mit allen andern buen, swie (sie) ... dunket, daz es nütz und güt si“; es wurde also noch im 14. Jahrhundert Holz zu Befestigungszwecken verwendet. Erfahrungen mit dem Mauerbau leiteten sich vielfach vom Burgenbau her, denn eine Burg war mit Bergfried und Schildmauer und mancherlei Wehrgängen und Räumen zu versehen, die der Verteidigung dienten. Wie aus Balingen bekannt, nannte man „Zwinger“ den Raum zwischen zwei an gefährdeter Stelle aufgeführten Ring-

mauern. Der Name „burgaere“, d. h. Burgbewohner, wurde auf die Ansiedler nächst der Burg und damit auf die „Bürger“, die Einwohner in den Städten, übertragen.

Die Handwerker, die in den Städten tätig waren und sich später in den Zünften organisierten, waren darauf angewiesen, das Geld, den Ertrag ihrer Arbeit, dranzugeben für Lebensmittel und sonstige Dinge des täglichen Bedarfes. Es war also nötig, daß im Austauschgeschäft die Stadt vom Bauernvolk ernährt wurde. Während die deutschen Kaiser immer wieder die Ritterheere auf Römerzüge über die Alpen führten, arbeitete indes der Bauer in der Heimat auf dem Feld oder er gewann in zäher Arbeit durch Roden der Wälder, Entwässern der Sümpfe und Eindeichen der Marsche dem Pfluge immer mehr Land. Neue Dörfer entstanden mit Namen auf -rode, -reut, -schlag, -schwand, grün-, hau-, ried-, -mais, -moos usw. Um 1250 war in Deutschland das Verhältnis von Feld und Wald fast dasselbe wie heute, aber es gab nicht so viele Hofstellen. Die Dreifelderwirtschaft bestand schon seit Jahrhunderten. Die Sichel war der Sense, der Dreschstock dem Dreschflegel gewichen. In die wachsenden Städte lieferte der Bauer seinen Überschuß an Butter, Eiern und Käse, an Mehl, Fleisch, Honig, Wolle und Flachs. So wurde er immer wohlhabender und selbst der hörige Hintersaße hatte ein erträgliches Leben, weil der Zins an den Grundherrn in Form von Getreide und Vieh unverändert blieb und die Frondienste auf dem grundherrlichen Feld meist nicht umfangreich waren. Erst spätere Zeiten brachten dem Bauern die Verschlechterungen, deren er sich z. B. im Bauernkrieg zu erwehren suchte.

Nach der Stadtgründung 1255 dominierte in Balingen noch lange die Landwirtschaft in Form von Feld- und Wiesenbau. Die Ackerflur war in drei Zelgen eingeteilt: Binsenbohl, Heuberg und Auf Schmieden. Der Dreifelderwirtschaft entsprach die Einteilung von Winterösch, Sommerösch und Brachösch. Daß hier schon um 1200 Weizen angebaut wurde, meldet ein St. Galler Lagerbuch. Das Getreide wurde in Mühlen gemahlen, von denen wohl die Stotzinger oder Kratzmühle die älteste ist. Die Müller waren meist Lehensmüller, sie mußten also, wie es z. B. 1294 von der Mühle zu Niederhechingen berichtet wird, den Lehenszins als Pachtgeld an den Klerus oder einen adeligen Mühlenbesitzer zahlen. Waren, wie es z. B. für die Dörfler aus Geislingen urkundlich bezeugt wird, die Untertanen in eine Mühle gebannt, dann mußten etwa die Geislinger in der Stotzinger Mühle mahlen lassen, das Getreide selbst bringen und Frondienste leisten. — Die Mühle zu Dietunstaig wird 1309 erstmalig genannt; der Dietunstaig ist ein alter Rennweg (Rainweg) entlang der Markungsgrenze zwischen Balingen und Frommern, die zugleich Dekanatsgrenze war. (Nach dem liber decimationis 1275, einem Verzeichnis der Kirchsprengel des Bistums Konstanz, zählte Balingen zum Dekanat Emphingen bei Haigerloch).

Wir erwähnten schon, daß die urkundlichen Überlieferungen, die sich auf Balingen in der Mitte des 13. Jahrhunderts beziehen, sehr spärlich sind. Auch ist in ihnen fast ausschließlich von Edelleuten und Klöstern und ihrem Kreis die Rede, so daß man von den kulturellen Verhältnissen der Zeit nur wenig und meist indirekt erfährt. Einen Einblick in die dynastischen Verhältnisse geben folgende chronologische Notizen aus der Zeit um 1255: Burchardus de Arzingen (Erzingen), Dienstmann Hohenbergs (1246). Erstmals quadrierter Zollernschild (1248). Salkesburch (1252; Schalksburg). 1253 Friedrich von Zollern Vogt über Beuron. 1253 Herrschaft Winzeln in der Hand Beurons. 1253 Burkart III. von Haigerloch vom Blitz erschlagen. 1254 civis Cunradus de Burvelt (Burgfelden). 1255 Konrad von Thierberg erhält vom Patronatsherrn Friedrich von Zollern die vakante Kirche Balginin (Balingen Friedhofkirche). 1257 Friedrich von Ebingen; Ortsadel. 1259 Friedrich von Zollern stiftet Kloster Stetten als Erbbegräbnis; er als erster dort begraben. 1260 Ruodeger cirurgicus (!) civis de Heigerloch. 1266 die Zollern Herrn der Schalksburg.

Balingen war eine Zollernstadt. Die Anfänge des Zollerngeschlechts sind sehr umstritten. Die erste Burg auf dem Zollernberg soll frühestens um 1025 erbaut worden sein. Man hat Gründe für die Annahme, daß Haigerloch die Stammgrafschaft der Zollern war. Als erster uns bekannter Zollerngraf in Haigerloch kommt jener Wezel in Frage, welcher im Jahre 1061 gleichzeitig mit dem Grafen Burkard von Zollern getötet wurde (Reichenauer Chronik: Burkardus et Wezil de Zolorin occiduntur). Nach der jetzt verworfenen Zollernthese beziehen sich die Burgfelder Fresken, angeblich „die ältesten weltlich-historischen Wandgemälde Deutschlands“, auf den Tod jener Grafen. — Im Zusammenhang mit den Zollern steht auch das Geschlecht der Hohenberger. Man kann annehmen, daß es sich 1179 von den Zollern abzweigte. Das Hohenberger Wappen ist quergeteilt in Silber und Rot und zeigt auf dem Helme zwei silber-rote quergeteilte Hiefhörner. Vor Annahme des gevierteten Schildes 1248 zeigte z. B. 1226 das Siegel des Grafen von Zollern einen aufrecht stehenden Löwen. Der berühmte Minnesänger Albrecht II. von Hohenberg war der Schwager Rudolfs von Habsburg. Zwischen den Hohenbergern und Zollern scheinen wiederholt Differenzen bestanden

zu haben: „Anno 1267 gravis pugna fuit . . . ein Kampf, bei dem hinsichtlich des Sieges sich die Chronisten widersprechen: „Triumphavit comes de Zolre . . . nach der anderen Lesart „Albertus de Hohinlo“ (Albrecht II. von Hohenberg). Graf Friedrich von Zollern, der Stadtgründer Balingens, starb 1289.

In dem Ausmaß, wie sich die Städte allmählich von ihren Gründern frei machten, bildete sich im Gegensatz zum Landrecht ein besonderes Stadtrecht heraus. Dabei waren größere Städte mit ihrem sogenannten Mutterrecht das Vorbild: z. B. Lindau, Ravensburg, Ulm, Überlingen, Freiburg. Noch in der Mitte des 14. Jahrhunderts gab es kein einheitliches geschriebenes deutsches Recht. An die Stelle alter Stammesrechte, wie sie z. B. im Sachsenspiegel niedergelegt waren, trat ein Gewohnheitsrecht, das insbesondere von der großen Verkehrsstraße am Rhein ausging; es handelte sich um in Stadtbüchern eingetragene Rechtsfälle. So gab z. B. seit dem 12. Jahrhundert die Stadt Frankfurt an über 200 Städte und Dörfer in Mittel- und Süddeutschland als Tochterstädte das Stadtrecht weiter. Wir können auch bezüglich des Stadtrechts der neuen Stadt Balingen annehmen, daß es keine Originalschöpfung war.

Im Jahre 1277 fungierte ein rector scholarum in Balingen als Zeuge einer Urkunde für das Kloster Offenhausen. Wir dürfen daher annehmen, daß in Balingen bald nach der Stadtgründung eine Lateinschule bestand, vermutlich mit einem Schulbetrieb, wie er für das 13. Jahrhundert anderweitig in Süddeutschland bezeugt ist. Ursprünglich waren es vor allem die Klöster, die die Wissenschaften pflegten. Bei den Klosterschulen unterschied man die innere Schule für die Oblaten, d. h. künftigen Mönche, und die äußere Schule für die Laienzöglinge, d. h. Kinder der Vornehmen. Dem wissenschaftlichen Unterricht ging ein mehrjähriger Elementarkursus voran in Lesen, Schreiben, Latein, Grammatik, Rechnen und Gesang. Es folgte dann die Unterweisung in den septem artes liberales: Im Trivium mit Grammatik (Literatur), Rhetorik (dazu Diplomatie und Rechtskunde) und mit Dialektik (Philosophische Propädeutik und Disputierübungen). Das Quadrivium bildeten die vier mathematischen Fächer Arithmetik (Rechnen mit abacus), Astronomie (kirchliche Zeitrechnung), Geometrie (mehr Geographie), Musik (auch Musiktheorie). — Seit etwa 760 gab es sogenannte Stifts- oder Domschulen, an deren Spitze ein Scholastikus stand. Ihm unterstand der Rektor für den wissenschaftlichen Unterricht, der Kantor für den religiösen Gesang. Karl der Große trat dafür ein, daß in deutscher Sprache unterrichtet wurde. Als die Klosterschulen infolge Verweltlichung des Klerus vom 13. Jahrhundert ab mehr und mehr verfielen, machte sich im Laientum ein lebhaftes Streben nach Bildung geltend, die bis dahin fast ausschließlich ein Vorrecht des geistlichen Standes gewesen war. Zuerst war es das Rittertum, das unter dem Einfluß der Kreuzzüge nach feiner, weltmännischer Bildung strebte. Es wurden jetzt auch Leibesübungen getrieben und man förderte die Fertigkeit in den sieben probitates, Frumbheiten, d. h. Vollkommenheiten des Adels: Reiten, Schwimmen, Pfeilschießen, Fechten, Jagen, Schachspielen und Versmachen. Mit dem Niedergang des Rittertums verfiel naturgemäß auch die ritterliche Erziehung und das Bürgertum in den Städten schritt zur Einrichtung von Stadtschulen. An diesen unterrichtete der Rektor mit seinen Schulgesellen bei kläglicher Besoldung, so daß die Übernahme eines Nebenamtes (Stadtschreiber, Händler, Wirt) unvermeidlich war. Die Unterrichtsmethode entsprach der meist geringen Vorbildung der Lehrer, die sich aber gut auf das Rutestreichen verstanden. Gab

es rühmliche Ausnahmen, war der Rektor, d. h. Schulmeister, bedeutend, dann hatte die Schule auch von außen großen Zulauf. Man nannte die fahrenden Schüler auch Vaganten oder Goliarden; deren Begleiter waren die Schützen (vgl. ABC-Schütz!), jüngere Schüler, die oft zum Stehlen angehalten wurden. Barbarossa hatte 1158 allen Schülern und Lehrern, welche studienhalber umherzogen, freies Geleit zugesichert. Der magister scholarum oder scholasticus war ein erprobter Kanonikus einer Domschule; der rector scholarum, wie er 1277 für Balingen bezeugt ist, war ein Schulmeister, wahrscheinlich an einer Lateinschule. Die Stadtschulen — 1254 z. B. in Leipzig, 1260 in Worms — waren nämlich häufig nur Trivialschulen (schola parvulorum) mit elementaren Fächern, und man versteht, daß sie bald ersetzt oder ergänzt wurden durch Lateinschulen, die den Unterklassen der Domschulen ähnliche Bildungseinrichtungen darstellten: Der Gedanke der allgemeinen Volksschule setzte sich bekanntlich erst

im 16. Jahrhundert vollends durch und wir können annehmen, daß die kurz nach der Stadtgründung in Balingen bestehende Schule kaum von Kindern der Bauern und Handwerker, wohl aber von denen der adeligen Beamten und wohlhabenden Kaufleute besucht wurde. Daß z. B. auch Hechingen damals eine Schule besaß, bezeugt 1266 die Angabe: Marquardus scholaris. Man muß hier zweifellos scholaris mit Schuler, Schullehrer übersetzen. Bei einem andern Marquardus findet sich der Zusatz „dictus wurzar“, Marquard der Würzer. Wir begegnen hier im 13. Jahrhundert der Ausbildung des Geschlechtsnamens, wie er uns heute geläufig ist. Bald hieß es nicht mehr Karl der Müller, sondern Karl Müller. Damit ist dieser Karl als Individuum aus dem Kollektiv herausgehoben, wie wir überhaupt schon im 13. Jahrhundert die Wurzeln des in der Renaissance vollends eindeutig zum Durchbruch kommenden Individualismus sehen müssen.

(Fortsetzung folgt)

Kaiserliche Obststafetten

Obst war schon vor mehr als 400 Jahren in Deutschland sehr geschätzt.

Seit dem 15. Jahrhundert war es ein besonderes Recht des Staates, Post einzurichten; man nennt dieses Recht das Postregal. 1494 wurde es an Franz von Taxis verpachtet, der die erste Postverbindung Wien-Brüssel herstellte. Später wurde das Postregal für das Reich erblich der Familie Thurn und Taxis verliehen. Die Posteinrichtungen dieser Familie bestanden bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts.

Die Taxis hießen ursprünglich Tasso und Taxo, sie stammten aus der Gegend von Bergamo in Oberitalien. 1650 nahm ein Taxis den Doppelnamen Thurn und Taxis an, in der irrigen Meinung, daß seine Familie von den Torriani aus Mailand abstamme (Torriantorre-Turm, im altertümlichen Deutsch Thurn). Ein Sproß der Familie Taxis war der 1595 in Rom verstorbene berühmte Dichter Torquato Tasso.

Der neue Band der im Innsbrucker Universitätsverlag erscheinenden sogenannten Schlern-Schriften beschäftigt sich mit diesem Geschlecht und breitet ein buntes kulturgeschichtliches Bild aus dem Südtirol vergangener Tage aus. Man erfährt da mancherlei Merkwürdiges über den alten Postbetrieb, z. B. aus der Zeit Kaiser Maximilian I. Ihm war es nicht immer nur um Post zu tun, die er für seine Herrschertätigkeit brauchte, sondern gelegentlich wies er der Post auch andere Aufgaben zu. Im Jahr 1502 gab er dem Matthäus Ridler in Bozen den Auftrag, in Zusammenwirken mit dem Kellermeister von Meran die ersten Früchte nach Innsbruck oder nach Augsburg zu schicken, je nachdem, in welcher der beiden Städte sich der Kaiser gerade aufhielt. Der erwähnte Matthäus Ridler war „obriste Fructier“, jener kaiserliche Beauftragte, welcher von Bozen aus den kaiserlichen Hof mit Obst zu versorgen hatte — ein sprechender Beweis, welche hohe Wertschätzung dieses Obst schon vor mehr als 400 Jahren in Deutschland fand. In der ersten Instruktion für Ridler, die Maximilian am 13. Juli 1502 in Ulm ausfertigte, ist sehr genau angegeben, welche Früchte der Kaiser wünschte: Kirschen, Pfirsiche, Mandeln, Feigen, Marillen, Melonen und grüne Erbsen. Auch die Verpackung war vorgeschrieben. Ridler und der Meraner Kellermeister sollten das Obst in Kübel tun; diese hatten mit seitlichen Löchern zu versehen sein, damit Luft in die Behälter kommen könne. Vor die Löcher sei gleichfalls durchlöcheretes Blech zu nageln und schließlich müsse „rupenes Tuch“ vor dem Blech befestigt werden, um den Staub von dem Obst fernzuhalten.

Der Transport dieser Sendungen mußte dergestalt durchgeführt werden, daß von Meran oder Bozen aus jeder Richter einen Knecht mit einem Bauernpferd beauftragte, zwei Kübel mit reifen Früchten bis zum nächsten Richter zu bringen. Dieser sollte den Knecht entlohnen und einen anderen Knecht mit einem Pferd zum nächsten Richter senden. Auf solche Weise konnten die Früchte durch Boten, in Tag- und Nachtritten, am schnellsten an den kaiserlichen Hof befördert werden, also eine Obststafette.

Es ist nicht anzunehmen, daß Ridler nur mit dem Besorgen des Obstes beschäftigt gewesen war, das hätte seine Zeit natürlich nicht ausgefüllt. In der Tat erfahren wir aus einer anderen Instruktion Maximilians, daß Ridler Bau- und Zeugmeister in Bozen war. 1502 trug ihm Maximilian auf, das landesfürstliche Schloß Wendelstein, das ungefähr an der Stelle des späteren Kapuzinerklosters stand, zu restaurieren und umzubauen. Ridlers Obst-Auftrag war also nur eine Nebensache.

Die Art, in der das Bozener Obst an das kaiserliche Hoflager geschafft wurde, durch mehrere, einander ablösende Reiter, kam damals auch für die Nachrichtenübermittlung zur Anwendung. Solche Postbeförderung war eine Neuerung gegenüber der vorher üblichen Nachrichtenübermittlung durch Kuriere. Während diese von ihrem Abfertigungsort bis zu ihrem Bestimmungsort zu reiten hatten und in bestimmten Stationen frische Pferde nehmen konnten, bestand die Nachrichtenübermittlung durch Stafetten darin, daß mehrere Boten verwendet wurden, es fand also nicht nur ein Wechsel der Pferde statt, sondern auch der Reiter. Das hatte den Vorteil, daß die Übermittlung rascher vor sich ging, weil die Stafettenform keine Übermüdung der Boten verursachte.

Post — ein Wort, das wir gleich tausenden anderen verwenden, ohne uns über seine Entstehung den Kopf zu zerbrechen. Schon im 14. Jahrhundert gab es an den Hauptwegen des Verkehrs Stationen, an denen für Kuriere, vielleicht auch für andere Reisende, Pferde zum Wechseln bereitgehalten wurden. Diese Stationen hießen Posta. Vermutlich ist das Wort die Abkürzung der lateinischen Bezeichnung *posita statio equorum*, d. h. Pferdestation.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreund“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Die Geschirrweiber von Ebingen

Nach der Zimmerschen Chronik von **Gottlob Fr. Hummel †**

Graf Ludwig von Württemberg, der Vater Eberhards im Bart, hielt einst einen großen Tag zu Ebingen. Unter den zahlreichen Grafen, Rittern und Herren befand sich auch der Edle Hans von Rechberg, ein Mann voll guter Laune und Schalkheit. Eines Morgens ist er am Fenster des Rathauses gestanden „und hat zwei Frauen auf dem Markt ersehen, die haben viel Krug und Häfen feil gehabt. Da ist er heimlich zu beiden Frauen gangen, hat ihnen in einer Stille alle ihre Häfen und Krom abgekauft und wohl bezahlt, daneben ihnen etlich Gulden verehrt mit Befehl, sie wollten die Häfen noch länger feil haben, und ihnen darbei ein Fenster im Rathaus anzeigen, darauf sie Achtung haben sollten mit Vermeldung, so er ihnen ein Zeichen geb', daß sie dann ohne Verzug die Häfen und Krüg alle sollten zerschlagen. Da er nun alle Sachen mit den Frauen nach seinem Gefallen abgeredet, ist er wiederum aufs Haus gegangen, sich nichts angenommen. Und über eine Weil, als er wieder an die Ratsläden, die auf den Markt gingen, kam, sagt er zu denen, so bei ihm am Laden standen, er könnte eine Kunst und damit zuwege bringen, daß die Weiber auf dem Markt alle ihre Häfen und Krüge müßten zerschlagen. Als den andern solches unglaublich auch

schier unmöglich sein bedachte, kam die Sache gleich für den Grafen von Württemberg. Der wollte sehen, ob gedachter Hans von Rechberg seine Kunst probieren könnte, und ward von ihm um einen schönen Hengst gewettet. Das nahm Hans von Rechberg an, und in Gegenwart der ganzen Versammlung machte er seine Possen wie abgeredet, gegen die Hafnerinnen, die stetig Achtung gaben. Als bald die Weiber das ersahen, erwischten sie etlich Dremmel, mit denen schlugen sie ihre Häfen und Krüg alle zu Haufen. Darob verwundert sich männiglich, und ward ein groß Gelächter daraus. Also bekannte sich der Graf von Württemberg, daß er den Hengst aufrecht und redlich verloren habe und ließ ihm den zustellen, daneben aber, als er von Hans von Rechberg vermerkt, daß die Kunst mit keinem Gespenst oder Zauberei zugeht, wolt der Graf die Kunst von ihm wissen. Hans war bereit, das Geheimnis seiner Kunst zu offenbaren, wenn er dafür noch einen Hengst bekomme. Ludwig schlug ein, und der Schlaue erzählte seinen Handel mit den Marktweibern. „Also hat der Graf von Württemberg die Kunst gelernt und war gewiß; mochte männiglich der Sach wohl lachen.“

als anderswo niedergelassen haben. Nun hat sich aber seit einigen Jahren die Zahl der Fuhrleute von 6—8 auf das Doppelte erhöht. Keine Ordnung wird mehr beachtet, einer will dem anderen zuvorkommen. Im letzten Jahr ist es vorgekommen, daß in Heilbronn zehn und mehr Wagen zusammentrafen und dann zwei bis drei Wochen still liegen mußten, bis jeder eine Fuhre bekam; die Kaufleute drückten dabei natürlich die Preise. Einige Fuhrleute hintergingen die anderen und entzogen ihnen „durch Schmieralien bei Kaufleuten und Facteurs“ die Güter. Bekam man früher für eine Fuhre gut 2 fl. je Zentner, so jetzt nur noch 1 fl. 30 Kr. oder 1 fl. 12 Kr. Sie haben somit in einem Jahr wenigstens 1000 fl. Schaden erlitten.

Um den totalen Ruin aller zu verhindern, haben sich nunmehr 14 von ihnen zusammengetan und sich eine Ordnung gegeben, die auch dem Vogt beim letzten Vogtgericht vorgelegt worden ist. Sie besagt:

- a) Es soll in Zukunft bei der Zahl von 16 Wagen bleiben. Nur beim Ausscheiden eines Teilnehmers darf die Companie zur Fahrt nach Heilbronn einen neuen aufnehmen.
- b) Über die Reihenfolge der Fahrenden soll das Los entscheiden.
- c) Damit nicht zwei Sonntage entheiligt werden, wird man montags in Winterlingen abfahren, und damit nicht zu viele Wagen nach Heilbronn kommen, soll einer der Fuhrleute um den anderen einen Monat in H. bleiben und jede Woche melden, für wie viele Wagen Ladung da ist.
- d) Diejenigen, die miteinander fahren, werden die Ladung (höchstens 50 Ztr. je Wagen) und die Löhne gleichmäßig teilen.
- e) Der Transport von Frucht in die Schweiz und an den Bodensee soll jedem freistehen, damit er auch in der Zeit, wo er nicht nach Heilbronn fahren darf, etwas zu verdienen hat. Wenn er dabei Kaufmannsgut mit zurückbringt, das nach Heilbronn, Stuttgart oder Tübingen gehört, muß er das in Winterlingen dem Fuhrmann überlassen, der an der Reihe ist, doch muß ihm der Transport hierher vergütet werden.

Dieser Regelung sind 14 Fuhrleute beigetreten, zwei nicht. Das soll die Regierung nicht dulden, sondern auch die beiden zum Beitritt zwingen.

Der Balingener Vogt Johann Carl Venninger befürwortet in einem Beibericht das Gesuch. Dieses Fuhrwesen sei von der selben Wichtigkeit „daß es so großer attention zu schätzen sein möchte als diese oder jene Manufactur, die man mit vieler Sorg, Mühe und Kosten aufrichten und fortführen mag und wozu Eure hochfürstliche Durchlaucht selbst so viele höchste Beförderung gnädigst beizutragen geruhen“. Denn allein 100 Wagen von Heilbronn zu je 50 Ztr., den Ztr. zu 2 fl., ergeben einen jährlichen Fuhrlohn von 10.000 fl. Dazu kommt dann noch die Rückfracht von der Schweiz und dem Bodensee. Es ist also begreiflich, daß die Fuhrleute schon seit 40 Jahren als die wohlha-

Winterlinger als Landfuhrleute

Von **Dr. Stettner, Ebingen**

Not macht erfinderisch. Und Not gab es oft in unseren Albdörfern, als nach dem 30jährigen Krieg die Bevölkerung langsam, aber stetig zunahm. Denn die Ackerflur nahm nicht oder höchstens unwesentlich durch Rodungen zu, und so mußte da und dort ein Bauer seine Felder unter seine Söhne teilen, und die Anteile der einzelnen wurden kleiner und kleiner. Die Not gebot immer dringender, nach anderem Broterwerb zu suchen. Die Winterlinger fanden einen Ausweg.

Die alte Römerstraße von Ebingen nach Laiz und weiter in die Schweiz und zum Bodensee führt durch Winterlingen. Die Römerstraßen fast die einzigen befestigten Straßen bis ins 18. Jahrhundert, wurden das ganze Mittelalter hindurch benutzt. Die Gunst dieser Lage an einer ordentlichen Straße nutzte zu Beginn des 18. Jahrhunderts ein nicht näher bekannter Winterlinger dazu, ein Lohnfuhrwesen einzurichten. Er schaffte sich einen festen Wagen an, der nicht schon bei der ersten der vielen steilen und holprigen Steigen aus den Fugen ging, und dazu ein paar schwere Zugpferde und übernahm Lohnfahrten nicht bloß von Balingen oder Ebingen nach Sigmaringen, sondern er fuhr bis nach Heilbronn. Dort war (wie in unseren Tagen) ein Umschlagplatz für allerlei Waren, die zu Schiff den Neckar heraufkamen und nun weiter bis an den Bodensee und in die Schweiz sollten. Von da konnte man oft auch noch Rückfracht mitnehmen. Dieses Geschäft blühte

eine Weile glänzend, bis allzu viele sich daran beteiligten und sich so das Geschäft verderben. Wie die Fuhrleute dem abzuwehren suchten und welche Schwierigkeiten sich dabei einstellten, davon geben Akten im Ludwigsburger Staatsarchiv noch Kunde. Lassen wir uns also von den Fuhrleuten selbst berichten.

In einer Eingabe an die Stuttgarter Regierung, datiert vom 23. Februar 1754, meldet Johannes Mayer als Sprecher für 14 Fuhrleute, daß sie einen Vergleich zur Rettung ihres Geschäfts getroffen hätten; sie bitten, ihn zu bestätigen und zwei Außenseiter, Michel Beck und Hans Michel Mayer, auch zum Beitritt oder zur Aufgabe des Fuhrwesens zu nötigen. Schon seit 40 Jahren haben Männer von hier das Landfuhrwesen mit großen Unkosten eingerichtet und Kaufmannsgut von Heilbronn aus in die Schweiz und nach Überlingen am Bodensee, auch von dort nach Tübingen, Stuttgart und Heilbronn geführt. Sie haben dabei ein schönes Stück Brot verdient. Auch das herrschaftliche und landschaftliche Interesse hatte durch Zoll und Akzis (Umsatzsteuer) einen reichen Nutzen. Einer der hiesigen Fuhrleute, der noch lebt, hat berechnet, daß er allein gegen 1600 fl. an Zoll und Akzis im Land gezahlt hat. Der Ort Winterlingen profitiere davon unmittelbar durch die Besteuerung des Fuhrwesens und mittelbar durch reichliche Beschäftigung für Handwerker wie Schmiede, Wagner, Sattler und Sailer, die sich darum hier in größerer Zahl

besten des Dorfes gelten. Wenn zu Zeiten die Frucht wenig galt und auf den Kästen der Kellerei, der Geistlichen Verwaltung oder der Stiftungen von etlichen 1000 Scheffel Frucht nicht 100 abzusetzen waren, dann übernahmen die Winterlinger Fuhrleute den Verkauf und ließen noch bei der Bezahlung dem Vogt die Auswahl unter den besten Gold- und Silbersorten.

Seit ein paar Jahren aber ist das Fuhrwesen durch die Zunahme der Zahl der Fahrenden in seiner Existenz bedroht. Manche fahren unter dem gebührenden Preis, andere müssen oft mit 6—8 Pferden 1—3 Wochen in Heilbronn warten, bis sie genügend Ladung haben. Darum ist die Bildung der Compagnie sehr nützlich.

Die Regierung ist gewissenhaft und fragt auch noch die Handlungsvorsteher der Hauptlade in Stuttgart (die Spitzenorganisation der württ. Kaufleute). Auch sie billigen den Vorschlag, von dem sie erwarten, daß er den Verkehr auf den „bisher außer Euer Hochfürstl. Durchl. Landen und neben denselben angelegt gewesen Routen“ ins Land zieht.

Darauf wird die Vereinbarung der Winterlinger Fuhrleute am 19. 3. genehmigt und auf eine weitere Anfrage des Balingen Vogts den beiden Außenseitern befohlen, der Compagnie beizutreten oder das Fuhrwesen aufzugeben.

Diese beiden aber, der Kreuzwirt Michel Beck und Hans Michel Mayer, bitten nun in einer Eingabe an die Regierung darum, sie weiter ungestört und uneingeschränkt das Fuhrwesen treiben zu lassen. Dieses sei keine Sache, welche in eine Zunft wie ein Handwerk gebunden wäre oder bestimmte Artikel hätte, nach welchen keiner vor dem anderen etwas verdienen dürfte, sondern es habe bisher von eines jeden Untertanen freien Willen und Risiko abgehungen, ob er fahren wollte. Sie hätten sich für diese Fuhren der eine sechs, der andre fünf starke Pferde angeschafft, die sich nicht lohnten, wenn sie nur jedes Vierteljahr einmal fahren dürften. Auch müsse man den Kaufleuten die freie Wahl unter den Fuhrleuten lassen, sonst würden sie ausländische Fuhrleute nehmen.

Trotz dieser Klagen scheinen sich die beiden für ein paar Monate der Konvention gefügt zu haben, bis sie im Herbst 1754 wieder auf eigene Faust nach Heilbronn fahren. Über den Grund zur Rede gestellt, weisen sie darauf hin, daß inzwischen ein Tailfinger, Hans Jerg Mayer, auch das Fuhrwesen begonnen habe und zwar ohne Einschränkungen, und sie wollten das gleiche Recht. Vogt Venninger berichtet aus diesem Anlaß, er habe vor kurzem beim Jahrmarkt in Stuttgart einen berühmten Handelsmann von Heilbronn getroffen, der ihn wegen der Winterlinger Konvention angesprochen, sie über alle Maßen gebilligt und versichert habe, daß sich die beiden Dissidenten in Heilbronn an einen einzigen Kaufmann halten könnten. Nun wird auch dem Tailfinger Fuhrmann Anschluß an die Winterlinger Abmachungen oder Aufgabe des Geschäfts befohlen.

Aber Mitte Januar des folgenden Jahres erhält der Balingen Vogt zwei Schreiben aus der Reichsstadt Überlingen von den italienischen Handelshäusern Prestinari und Vanotti. Darin mißbilligen sie die Winterlinger Abmachungen; sie wollten aussuchen können, wem sie eine Ladung Fracht übergeben, sonst würden sie eben nichtwürttembergische Untertanen nehmen, obwohl sie doch seither ca. 15 000 fl. Fuhrlohn gezahlt hätten. Auch in Heilbronn wächst der Widerstand gegen die Winterlinger Compagnie, obwohl man gerade dort ähnliche Abmachungen von den Schiffsleuten her kennt. Wieweit in Überlingen und Heilbronn das eigene Interesse oder aber Einflüsterungen der Winterlinger und Tailfinger Außenseiter die Feder führten, ist nicht zu entscheiden.

Die Regierung in Stuttgart schickt sich in die neue Lage. Der Zwang, den Abmachungen beizutreten, wird beseitigt, jedem Untertanen soll von nun an die freie Übernahme von Frachtfuhren gestattet sein. (31. Januar 1755)

Leider lassen sich die Folgen dieser Regelung nicht übersehen, da die Akten hiermit abschließen. Am Ende des Jahrhunderts hat das Winterlinger Fuhrwesen keine Bedeutung mehr, wahrscheinlich ist es durch die rücksichtslose Konkurrenz und gegenseitiges Sichunterbieten rasch zugrunde gegangen; vielleicht hat auch der Ausbau der Schweizerstraße das Seinige zum Niedergang der Winterlinger Fuhrleute beigetragen.

Es sei noch angemerkt, daß ab etwa 1780 als neuer Geschäftszweig in Winterlingen die Weißstickerei begonnen wurde, deren Erzeugnisse in die Schweiz gingen. Diese Arbeit besorgten nicht nur Frauen, sondern auch Männer, worüber manchmal der Pfarrer die Stirn runzelte. Er wollte einen mehr die Kraft anstrengenden Geschäftszweig für

die Männer. Der Verdienst bei der Weißstickerei war lange Zeit gut; seit etwa 1850 aber klagte man über schlechte Bezahlung; die besten Arbeiter verdienten nur 10—12 Kreuzer. Da eröffnete 1862 der Gemeinderat Gottlieb Lorch eine mechanische Weberei mit 6 Korsett- und Krinolinen-Webstühlen. Der Gemeinderat unterstützte diese Gründung, denn er wußte, daß es kaum möglich war, die 2100 Einwohner des Dorfes nur von der Landwirtschaft zu ernähren. In den ersten Wochen ging das Geschäft gut, so daß Lorch den Plan faßte, die Weberei auf 50—60 Stühle zu erweitern und eine neue Scheune zur Fabrik umzubauen. Als er sich nun an die Stuttgarter Zentralstelle für Gewerbe und Handel wandte mit der Bitte um ein zinsloses Darlehen von 2000 fl. (dadurch wissen wir von diesen ganzen Dingen), da wurde er abgewiesen, weil die Zentralstelle kein Geld für solche Zwecke zur Verfügung hatte. Vielleicht ist in Winterlingen bekannt, ob sich das Unternehmen Lorchs trotzdem durchgesetzt hat.

Die „Krone“ in Lautlingen

Das schönste Fachwerkhäuser im Kreis Balingen — Von Heinz Raasch, Lautlingen

Das Gasthaus zur „Krone“ in Lautlingen zählt zu den schönsten Fachwerkhäusern im Kreis Balingen. Das herrliche Fachwerk, das besonders die Giebelseite in fast spielerischer Überladung und doch in harmonischer Ausgeglichenheit fein ausgewogener Ornamentik schmückt, stellt ein meisterliches Glanzstück bester Zimmermannskunst dar. Der dunkelbraune Holzton des Balkenwerks auf dem ockerfarbenen Wandverputz gibt dem ganzen Bau eine heimelige Wärme, die geradezu zu Einkehr einlädt. Auch das prächtige, reich ornamentierte, handgeschmiedete Aushängeschild, das die prunkvolle Krone trägt, ist ein Meisterstück alter Handwerkskunst. Wichtig und breit hingelagert am Schnittpunkt dreier Straßen, wirkt der Bau wie ein Patrizierhaus aus der „guten alten Zeit“. Und in dieser guten, alten Zeit feierte die „Krone“ einstmals ihr Richtfest. Als herrschaftliches Gästehaus wurde sie im Jahr 1697 von den Grafen Schenk von Stauffenberg gebaut. Die Gasthausbezeichnung zur

„Krone“ war in Österreich, wozu Lautlingen bis 1806 gehörte, als das höchste Symbol kaiserlicher Autorität sehr verbreitet. Noch bis Mitte des 19. Jahrhunderts, als das Gasthaus schon in Privatbesitz übergegangen war, diente es auf Grund der Fron- und Bannrechte der Stauffenbergischen Patronats Herrschaft als Gräfliches Gäste- und Wirtschaftshaus.

Wann die „Krone“ einen neuen Besitzer erhielt, ist nicht überliefert. Die Chronik nennt als Besitzer bis zum Jahr 1865 den „Kronenwirt Nufer“. Einer dieses Geschlechts, der mit dem Gemeindegerecht ständig wegen Übervorteilung seiner Gäste in Konflikt geriet, wird als sehr streitsüchtig und aufsässig geschildert. So berichtet die Chronik unterm 13. März 1850 über einen Händel des Kronenwirts mit dem Forstwartsverweser Gauß folgendes: „Forstwartsverweser Gauß klagt gegen den Kronenwirt Nufer, daß derselbe ihm täglich 28 Kr. Kostgeld mit Einschluß des Hundes angerechnet habe. Der Preis sei zu hoch und das Essen zu gering und ein Dreck. Der Kronenwirt habe ihm sein Zimmer verschlossen und seine Effekten beschlagnahmt, bis er bezahlt habe. Darauf sei es zu einem heftigen Streit gekommen, wobei der Kronenwirt ihn einen Lausbu und Scheißbu gescholten habe. Er habe ihn niederschlagen wollen, aber seine Leute haben ihn festgehalten. Das Gemeindegerecht entschied darauf: Gauß zahlt für die schuldigen 62 Tage einschließlich Hund pro Tag 20 Kr., zusammen 20 fl. 40 Kr. Nach Abzug der abwesenden Tage bleiben 17 fl. 9 Kr. Dazu kommen für

10 Maß Bier	50 Kr.
1 Pferd	1 fl.
1 Fuhrwerk	1 fl. 30 Kr.
Bier	2 fl. 52 Kr.
Schneider	10 Kr.
2 Würste	6 Kr.
Zusammen	24 fl. 47 Kr.

Kronenwirt Nufer hat dem Gauß sofort seine Effekten auszuliefern und muß in Zukunft mit jedem Logiergast einen schriftlichen Kostenvertrag machen. Auf Vorladung erscheint er nicht vor dem Gemeindegerecht, da er krank im Bett liege. Die Polizei hat ihn aber herumlaufen gesehen. Da er auch die Effekten nicht herausgibt, wird er wegen Gehorsamsverweigerung und Nichterscheinen vor dem Gemeindegerecht mit 6 fl. Strafe belegt.“

1850 beantragte Kronenwirt Nufer für seine Braut Maria Stauß von Benzingen, Fürstentum Sigmaringen, Königreich Preu-



Die malerische Giebelseite der Lautlinger „Krone“ in der Morgensonne; im Hintergrund der Heersberg. Foto: Sommerer, Lautlingen

Ben, die Aufnahme in das Lautlinger Bürgerrecht. Da sie als Preußin Ausländerin war, erteilt nach Vorlage der Zeugnisse das Kgl. Oberamt gegen eine Spötel von 5 fl. das württembergische Staatsbürgerrecht, dann erst der Gemeinderat gegen Zahlung eines Stipuliergegeldes von 12 fl. 30 Kreuzern das Gemeindebürgerrecht.

Im Jahr 1865 kaufte Sebastian Alber aus Irrendorf die Kronenwirtschaft, die bis heute noch im Besitz der Familie Alber ist. Am 7. April 1866 wurde er in das „hiesige aktive Bürgerrecht auf- und angenommen unter der Bedingung, daß er vor seiner Trauung das stipulierte Bürgergeld an die

Gemeinde entrichtet“. Am 22. April 1866 wurde dann auch seine Braut Karoline Fauler aus Kaiseringen, gegen Zahlung von 45 Gulden Bürgergeld in das Bürgerrecht aufgenommen. Die Familie Alber führt ihren Stammbaum auf den Reutlinger Reformator Matthäus Alber über dessen jüngsten Sohn von 10 Kindern, Gottlieb Alber, zurück. Von den Nachkommen dieses Stammvaters standen mehrere im Gastwirtsberuf. Alter und Schönheit des Gasthauses zur „Krone“ müßten es der Behörde zur Pflicht machen, diesen heimatgeschichtlich denkwürdigen Bau unter Denkmalschutz zu stellen.

ten von den griechischen Kolonien in Südfrankreich übernommen worden. Das älteste Weinbaugebiet Europas ist Griechenland, wo schon im zweiten Jahrtausend v. Chr. Wein kultiviert wurde.

Von den drei alten Weinzentren Griechenland, Italien, Frankreich, hat im Altertum wohl Italien den weitesten Einfluß ausgeübt. Überall, wohin die Römer kamen, bis an die Donau, den Rhein und nach Großbritannien, haben sie Wein zunächst nachkommen lassen und haben dann die Rebkultur eingeführt, soweit es die Bodenverhältnisse und das Klima zuließen. Der in den Provinzen des römischen Reichs aufblühende Weinbau erwies sich allmählich sogar als Nachteil für die Ausfuhr von Wein aus Italien. Daher sah sich schon in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. Kaiser Domitianus veranlaßt, als handelspolitische Schutzmaßnahme für das Mutterland die Neuanlage von Weingärten in den Provinzen zu verbieten und die Rodung der Hälfte aller Provinzweingärten anzuordnen. Diese Einschränkung der Rebkultur in den Provinzen wurde erst 200 Jahre später unter Kaiser Probus aufgehoben.

Aus der ältesten Geschichte des Südtiroler Weinbaues

Von Leonhard Franz

Wer Südtiroler Wein trinkt, wird sich dieser köstlichen Gabe freuen, ohne die Frage zu stellen, seit wann es denn überhaupt Wein in Südtirol gibt. Es wäre arg übertrieben, wenn man alles, was man tut und sagt, gleich mit einer historischen Frage verbände. Aber die Schaffung des Südtiroler Weinmuseums möge dennoch als erlaubter Anlaß gelten, um einen Blick auf die älteste Geschichte der Weinkultur in Südtirol zu werfen, zumal in jüngster Zeit gar viele Gesellschaftsfahrten aus dem Kreis Balingen, wenn auch nicht ausschließlich zur Weinprobe, nach Südtirol pendelten.

Wildrebe und Kulturrebe

Was zunächst die Rebengewächse im allgemeinen betrifft, hat man zwischen der wildwachsenden Rebe — sie führt die botanische Bezeichnung *Vitis silvestris* — und der Kulturrebe, *Vitis vinifera*, zu unterscheiden. Die wilde Weinrebe ist ein uraltes Laubgewächs. Traubenkerne und Blattabdrücke von ihr sind an verschiedenen Stellen Europas, Asiens und Amerikas in Erdschichten aus längst hinter uns liegenden geologischen Perioden, in denen der Mensch noch gar nicht existierte, gefunden worden. Durch die Eiszeit wurden in Mitteleuropa die wilden Rebengewächse anscheinend völlig vernichtet, bis auf eine einzige Wildrebenart, die in Italien, in Südfrankreich und in Südosteuropa den eiszeitlichen Klimasturz überdauerte. Während der Nacheiszeit scheint sie sich aus Südfrankreich durch das Tal der Rhone verbreitet zu haben und von einem südosteuropäischen Zufluchtszentrum längs der Donau nach Nordwesten. Mit dieser Wildrebe wurde später der vorgeschichtliche Mensch bekannt, und er verwendete sie, doch vermutlich nicht so, daß er Wein aus den Beeren preßte, sondern daß er diese aß, gleich wie Erdbeeren, Himbeeren und Brombeeren. Jedenfalls fand man Kerne der Wildrebe in verschiedenen steinzeitlichen Niederlassungen in Deutschland und in der Schweiz, im bronzezeitlichen Pfahlbau im Ledrosee bei Trient und in einer eisenzeitlichen Siedlung in Brixen am Eisack.

Faßreifen am Piperbühel

Am Piperbühel bei Klöbenstein auf dem Riffen wurde vor Jahren eine vorgeschichtliche Niederlassung ausgegraben, aus der außer zerbrochenem Tongeschirr, eisernen Geräten und bronzenen Schmucksachen auch hölzerne Gegenstände zum Vorschein kamen, darunter Bruchstücke von Faßreifen. Durch diesen Fund wird eine Nachricht aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. bestätigt. Der Römer Plinius nämlich vermerkt in einer Schrift, daß die Völker der Alpen zum Aufheben von Wein hölzerne Fässer verwenden. Das erscheint uns nicht als bemerkenswert, aber dem Römer war es aufgefallen, weil man in seinem Heimatland zu diesem Zweck nicht hölzerne Behälter, sondern große tönernen Gefäße hatte. Aus der Bemerkung des Plinius darf man, obwohl

sie sich nicht ausdrücklich auf Südtirol bezieht, sondern auf die Alpen im allgemeinen, schließen, daß auch die Fässer vom Piperbühel Wein enthalten hätten, der von der Kulturrebe stammte. Zur Zeit des Plinius — er starb im Jahre 79 n. Chr. bei dem großen Ausbruch des Vesuvus — gab es, wie er selber mitteilt, auch in den Seealpen nördlich der französischen Riviera Weinbau. Ein Grieche, der in Rom um Christi Geburt, also vor Plinius, lebende Strabon, erwähnt, daß das Gebiet der Völkerschaften der Räter sich von Norden her bis oberhalb Verona und Como erstreckt und daß am Fuß der rätischen Berge Wein wächst, der den beliebtesten Sorten Italiens nicht nachstehe.

Den rätischen Wein lobten römische Dichter und Schriftsteller immer wieder. Die älteste diesbezügliche Äußerung stammt von dem Römer Marcus Porcius Cato im 2. Jahrhundert v. Chr. Gleichfalls aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert ist aber auch das früher erwähnte archäologische Zeugnis für Weinkultur in Südtirol, die hölzernen Faßreifen vom Piperbühel, wie die dort ausgegrabenen anderen Altertümer, darunter zwei römische Silbermünzen aus der Zeit um 150 v. Chr., beweisen.

Die ersten Pressen

In der vorgeschichtlichen Niederlassung auf dem Piperbühel sind auch Bruchstücke von zwei rechteckigen, trogartigen steinernen Schalen ausgegraben worden. Beide haben auf der Unterseite ein Loch, der größere der beiden Tröge außerdem oben an der Schmalseite eine Ausgußrinne. Diese beiden Steintröge können nichts anderes als kleine Preßvorrichtungen gewesen sein, wozu sie auch durch das für sie verwendete Gestein, den besonders harten Porphyrt, geeignet waren. Freilich kann man nicht mit völliger Bestimmtheit sagen, daß das Weinpressen waren, sie können auch zum Auspressen anderer Beeren gedient haben, immerhin ist hier der Gedanke an Weinpressen mit Hinblick auf die Weinfässer vom selben Fundort nicht auszuschließen.

Ein etwas jüngeres Zeugnis, das auf Wein zu beziehen ist, stammt aus Cembra im Avisiotal. Es ist ein aus Bronzeblech hergestellter Eimer mit einem Traghenkel. Ein Bauer fand ihn 1825, heute ist er im Nationalmuseum zu Trient ausgestellt. Auf dem Mündungsrand des Gefäßes und auf dem Henkel ist mit rätischen Buchstaben und in rätischer Sprache eine Inschrift eingraviert, welche besagt, daß das Gefäß Opferwein enthielt, es war also eine Weihegabe an irgend eine Gottheit gewesen. Die Inschrift ist in römischer Zeit angebracht worden, der Eimer selber ist etwas älter.

Auf Grund der Funde vom Piperbühel kann man vermuten, daß die Kultur der echten Weinrebe mindestens schon im zweiten Jahrhundert v. Chr. in der Gegend von Bozen gepflegt wurde. Ein zweites Gebiet alten Weinbaues ist Frankreich. Dort trafen ihn die Römer im ersten Jahrhundert v. Chr. bereits an, er war offenbar durch die Kel-

Trinkschalen und Flaschen

Vom 2000jährigen Alter des Weintrinkens in Südtirol gibt es mancherlei Zeugnisse. Da sind zunächst die Funde. In Epnan kam 1925 ein Grab aus der Römerzeit zum Vorschein, in dem dem Toten drei gläserne Trinkschalen beigegeben waren. Von zweien konnten allerdings nur kümmerliche Bruchstücke gerettet werden, dafür ließ sich die dritte aus ihren Fragmenten fast ganz zusammensetzen, und sie bildet heute eine der Zierden des städtischen Museums in Bozen. Es ist eine flache Schale elegant-einfacher Form, außen mit senkrechten Rippen verziert, das Glas prachtvoll blau.

Dasselbe Museum besitzt den Inhalt eines Grabes aus derselben Zeit vom Stadthof bei Pfatten. In dem Grab lag u. a. eine gläserne hellgrüne Flasche viereckigen Querschnitts mit kurzem zylindrischem Hals und breitem Henkel. Die Flasche konnte ungefähr einen Liter fassen. Schon diese Größe schließt den Gedanken an eine Parfumflasche aus, denn diese waren bei den Römern viel kleiner. Daß die Flasche vom Stadthof wirklich ein Weinbehälter war, deutet eine als Reliefverzierung auf dem Boden angebrachte Weintraube an. Zwei ähnliche viereckige Flaschen mit breiten Henkeln sind übrigens im heurigen August in Gräbern in Nordtirol gefunden worden, nämlich bei den Ausgrabungen in Wilten.

Die Mittel der Römer zum Klären des Weins waren noch mangelhaft, daher mußte der Wein vor dem Trinken geseiht werden. Das geschah mit dem Seiher, in den gegebenenfalls Eis getan wurde, um den Wein gleichzeitig zu kühlen. Bronzene Seihers sind in römischen Fundkomplexen oft gefunden worden, auch Weinkellen zum Schöpfen des Getränks, z. B. in Natters bei Innsbruck.

Herkunft der Fachausdrücke

Manche Fachausdrücke des Südtiroler Weinbauers gehen letzten Endes auf das Lateinische zurück, wiewohl sie begrifflicherweise im Lauf der Zeit sich dem deutschen Mund angepaßt haben. Viele andere Ausdrücke sind deutschen Ursprungs. Zur erstgenannten Gruppe gehört beispielsweise der Ausdruck Torggl für die Weinpresse. Dieses Wort geht auf das lateinische *torculum* zurück, welches Presse bedeutet. Heute bezeichnet man mit Torggl nicht nur die Preßvorrichtung, sondern auch den Raum, in dem die Weinpresse steht. Von dieser Bedeutung aus hat das Wort zur Bezeichnung vieler Höfe gedient und von diesen kommt der nicht seltene Familienname Torggler.

Unser Wort Kelter lautete im Mittelalter

Kalter. Das kommt vom lateinischen *calcatatorium*, die Trotte. Früher war es nämlich bräuchlich, die Weintrauben mit den Füßen in Bottichen auszutreten. Auf den lateinischen Ausdruck *vindemia* für die Weinlese ist über den Umweg durch das italienische *vendemmia* das Südtiroler Wort *Wimmat* zurückzuführen, der Saltner auf den lateinischen *saltarius*, was eigentlich Waldaufseher bedeutet.

Bekanntlich werden im Eisack- und Etschtal die Reben in Form von Lauben gezogen, der Pergeln, von lateinisch *pergula*. Zwar kannten auch die Römer solche Laubengänge, doch ist nicht ausgeschlossen, daß sie diese Art der Anlage in den Provinzen, vielleicht gar in Rätien, kennenlernten und übernahmen, jedenfalls erwähnen römische Schriftsteller diese Ziehungsart als eine, die in den Provinzen vorkommt.

Neben den aus dem Romanischen stammenden Ausdrücken der Weinwirtschaft gibt es natürlich eine Unzahl von deutschen. Als eines der Beispiele sei das Wort *Bratschen* angeführt, es bezeichnet die ausge-

drückten Beerenhäute und die abgebeerten Traubenkämme. *Bratsche* geht auf das mittelalterliche deutsche Wort *brätsche* in der Bedeutung *Hülse* zurück. Mit diesem Wort hängt auch *Braschlet* zusammen, womit in der Südtiroler Mundart die Traubenmaische bezeichnet wird. Dieser alte deutsche Ausdruck ist in den italienischen Dialekt des Trentino übergegangen, er lautet dort *brascà*.

Ein Wort aus der Sprache der Römer, das gleichfalls mit dem Wein in Zusammenhang stand, hat sich als Lehnwort im Deutschen bis heute erhalten, es ist übrigens auch im Lateinischen ein Lehnwort, nämlich aus dem Griechischen: das Wort *apotheca*. Seine ursprüngliche Bedeutung ist „Abstellraum“. In antiker Zeit bezeichnete es aber hauptsächlich den Weinkeller. Unsere heutige Apotheke hat mit dem Wein nur mehr gelegentlich und sekundär zu tun, nämlich wenn ein Freund des Weins soviel von diesem oder von zu sehr behandeltem genießt, daß er sich nachher ein Katerpülverchen aus der Apotheke besorgen muß.

wahrhalten. Bestätigt der moderne Experimentierbetrieb diese Annahme, dann wird die verifizierte Hypothese zur Theorie erhoben, zu einem Lehrsatz, der solange anerkannt bleibt, als ihm Erfahrung und anderweitige Überlegungen nicht widersprechen. Bekannte Beispiele hierfür sind gewisse mathematische Lehrsätze. Das Mittelalter hat sich besser das Gefühl dafür bewahrt, daß Theorie eigentlich „Gottschau“ heißt, daß also hinter der Vielgestaltigkeit der äußeren Welt ein göttliches Zentrum gedacht werden kann. „Scientia ancilla theologiae, die Wissenschaft ist die Dienerin der Theologie“ konnte man solange gelten lassen, als man Religiosität nicht mit kirchlicher Machtpolitik verwechselte. Und so gesehen ist die *theoria*, die Gottschau, auch von der Moderne her begrifflich als das Fundament des mittelalterlichen Lebensgefühls. Sowohl der Gelehrte als der Künstler spürten das Jenseitige, das Göttliche, das durch das Kunstwerk hindurch oder in formulierten Wahrheiten des Philosophen zum Diesseits, zum Menschen sprach. Man war nicht blind der Lebenswirklichkeit gegenüber, aber in gewissem Sinn nichtachtend: Das Wesen des Menschen war ja im Transzendenten zu suchen! Und nun war es gerade das 13. Jahrhundert, das hier einen Wandel der Anschauungen schuf. Die Bewußtseinslage änderte sich, die Menschheit hatte förmlich das Gefühl, als sei das Tor zur geistigen Welt zugefallen und sie müsse sich nun den Himmel wieder erobern. Das ist das Grundmotiv der gotischen Kunst: Einerseits die Erde ergreifen, den Menschen in seiner Diesseitigkeit stauend erkennen und andererseits an der Gottschau, an der grundsätzlichen Hinwendung zum Metaphysischen festhalten!

Die sogenannte klassische Gotik ging von Frankreich aus: Man denke an die Portal- und Skulpturen von Chartres, Reims u. Amiens. Die Starre des Steins ging verloren, die Gesichter beleben sich, das Gewand wird Echo des Leibes. Dieser Klassik begegnet man dann auch z. B. bei den Skulpturen des Straßburger Münsters. Wir nennen dort die Gerichtspfeiler, den Marienort, die *Ecclesia* und Synagoge. Dann in Bamberg um 1230: Wer kennt nicht den Bamberger Reiter und die „Heimsuchung“? Der ritterliche Geist löst den mönchischen ab, die Grundlage blieb aber das Christentum. Etwa um 1270 begann dann die Zeit der mystischen Hochgotik, in der Deutschland dominierte. Die Betonung der Vertikalen bedeutete die mystische Vermählung mit dem Jenseitigen, die Rückwendung zur urchristlichen Sehnsucht nach Erlösung. Die Sakralfarben der Glasmalereien waren Sinnbild für das Göttliche. — Wir würden in Balingen, auch wenn sich alles erhalten hätte, uns natürlich vergeblich bemühen, hier nun alle die kunstgeschichtlichen Merkmale des 13. Jahrhunderts zu finden. Höhepunkte der Kunst sind ohnehin selten und nur auf wenige Orte verteilt. Charakteristisch ist, daß die Stadtkultur das Fundament für die gotischen Höchstleistungen abgab. Mit dem Dombau wurde 1248 in Köln, 1250 in Naumburg und Straßberg, 1251 in Lübeck, 1253 in Posen und 1257 in Krakau begonnen. Die gotische Ausgestaltung der Münster in Freiburg und Ulm begann 1354 bzw. 1377. In Balingen wurde kein berühmtes Münster gebaut, das gotische Weltbild — und das ist für unsere Betrachtung das Wesentliche — hat aber auch hier die Gemüter beherrscht und zu künstlerischer Gestaltung angeregt.

(Schluß folgt)

Balingen 1255 / Von Dipl.-Ing. Rudolf Kerndter

(4. Fortsetzung)

Bei unserer Frage nach dem geistigen Leben in Balingen kurz nach der Stadtgründung sind wir auf Rekonstruktionsversuche angewiesen in der Art, wie wir die vermutlichen Verhältnisse der damaligen Lateinschule schilderten. Wir können diese Versuche fortsetzen und von gewissen äußeren Gegebenheiten auf die Mentalität schließen. Wenn z. B. die Friedhofkirche in Balingen um 1300 im gotischen Stil umgebaut wurde, während ihr um 1000 errichteter Turm seinen romanischen Charakter behielt, dann darf auch für Balingen in Anspruch genommen werden, daß der Wandel im Baustil damals nicht nur eine Modeerscheinung oder Manier war, sondern sich auf die gleichen Änderungen in Weltanschauung und Lebensgefühl stützte, die auch andernorts maßgebend waren. Wir versuchen es, kurz gesagt, mit vorsichtigen Analogien und nehmen dabei das kleine Balingen von 1255 nicht als den Mittelpunkt geistiger Bewegungen, sehen es aber in deren Kraftfeld hineingestellt.

Noch zu den Fragen der äußeren Organisation des kirchlichen Lebens gehört die Feststellung, daß Balingen nach dem „*liber decimationis cleri Constantiensis pro papa de anno 1275*“ zum Bistum Konstanz zählte und dem Dekanat Emphingen bei Haigerloch unterstellt war. Balingen war also eine zollerische Pfarrei, die mit Engstlatt, Erzingen, Ostdorf zum Dekanat Emphingen gehörte. Zum Dekanat Schömberg zählten damals Burgfelden, Dürrwangen, Ebdingen, Ehestetten, Emdingen, Frommern, Lautlingen, Margrethausen, Meßstetten, Oberdigisheim, Onstmettingen, Tailfingen, Tieringen und Truchtelfingen. Die Friedhofkirche blieb Pfarrkirche auch für die neue Stadt Balingen, doch wird 1342 eine Filialkapelle St. Nikolaus genannt, die dann, baufällig geworden, durch die 1443 begonnene jetzige Stadtkirche ersetzt wurde. Das Kloster St. Gallen besaß in Frommern einen 1403 an Württemberg übergebenen Fronhof, dessen Meier 1266 *Trageboto* hieß, und der als *villicus* das Zwing- und Bannrecht besaß. In Balingen war um 1255 auch das Kloster Kirchberg begütert. Der kleine Zehnte, insbesondere Früchte, mußte an die Kirche, der große Zehnte an den Grundherrn gezahlt werden. 1255 bestand in Balingen ein Zollerisches Patronat in Bezug auf die Friedhofkirche (Leutkirche Unserer lieben Frau).

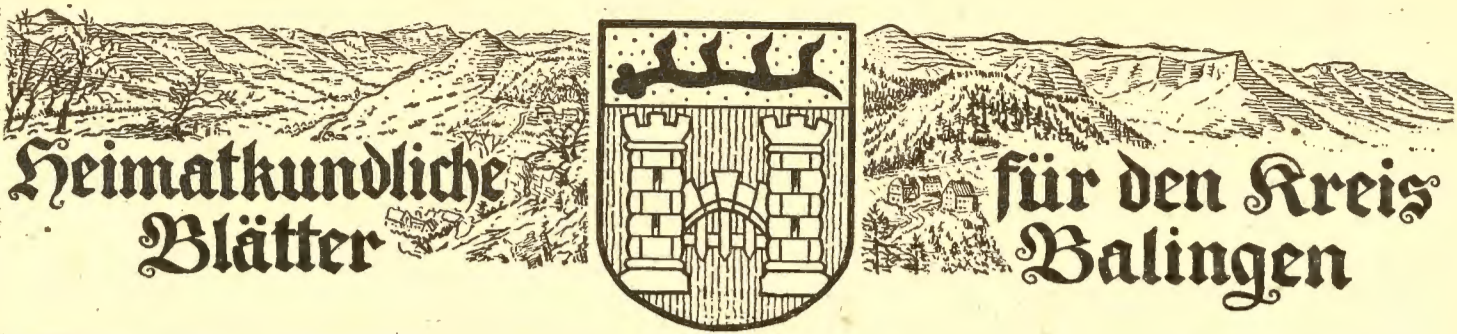
Wesentlicher als solche Feststellungen sind die Kriterien für das religiöse und künstlerische Leben im 13. Jahrhundert.

Man würde natürlich das kleine Balingen überschätzen, wenn man allen säkularen Wandel auf die neugegründete Stadt bezöge; man würde aber andererseits lokalhistorisch danebengreifen, wenn man sich die Stadt ohne jede Beziehung zu dem dächte, was geistig dem Jahrhundert sein Gesicht gab. Es gibt auch heute Zeitgenossen, die ihren Alltag leben und geistig so gut wie gar nicht interessiert sind. Das bedeutet aber keineswegs, daß nicht an anderer Stelle entscheidend um künstlerische und philosophische Probleme gekämpft wird. Die Ergebnisse gehen dann alle an und modeln den Zeitgeist, dem sich zu entziehen keinem vollständig gelingt. In noch stärkerem Maße war dies im 13. Jahrhundert der Fall, weil sich die damalige Bewußtseinslage noch mehr auf das Kollektiv stützte. Der *homo goticus* — als solcher zunächst nur ein deskriptiver Typ — war gewiß auch in Balingen zu finden.

Kunst und Wissenschaft des Mittelalters lassen sich von ihrem religiösen Hintergrund nicht trennen. Oder, genauer gesagt, der um 1250 begonnene Schritt in eine neue Zeit erweiterter Lebensauffassung und umfassenderer geistiger Orientierung war ein Emanzipationsversuch großen Stils, der sich auf die Stellung des Menschen in seinem Verhältnis zu Gott und Welt besann. Die Kunst des frühen Mittelalters brachte die Verschmelzung des Erbes der Antike mit keltisch-germanischen Elementen, im byzantinischen Kreis die Hingabe an kirchlich festgelegte, ikonographische Formen. Gemeinsam war das Streben nach dem Übersinnlichen, wobei die Romantik unter Vernachlässigung der realen Nachahmung die geistige Symbolik des Kunstwerks betonte. In der Gotik soll die Seele durch den sinnlichen Eindruck erweckt werden und dem mystischen Sehnen Genüge geschehen. Der Künstler ist nun auf Wirklichkeit eingestellt, weiß aber, daß eine geistige Überwelt besteht, zu der es den Zugang zu finden gilt. Das, was man das Himmelstürmende der gotischen Dome nennt, ist der heiße Wille, verlorene Jenseitigkeit wiederzugewinnen. Man hat auch die Zeit um 1250 schon als das Ende einer alten Hellsichtigkeit des Menschen bezeichnet und damit als den Gewinn der Diesseitigkeit. Ist also die romanische Kunst abstrakt zu nennen, dann herrscht in der Gotik Naturwirklichkeit und das Vermögen, das Leben zu schildern. Die tragende Schicht dafür ist das Bürgertum.

Versuchen wir, die große Linie zu sehen! Man versteht in der Wissenschaft unter Hypothese eine Annahme, ein vorläufiges Für-

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreund“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



St. Leonhard in Nauders

Eine alte Kapelle an der Straße zum Reschenpaß / Von O. Roemer

Zahllose Wanderer und Autofahrer streben alljährlich vom Norden her über den Reschenpaß südwärts; vielen wird Burg Naudersberg auffallen, die gleich bei Nauders liegt, fast an der Autostraße, nur wenige Kilometer vom Reschenpaß entfernt. Doch nur wenige werden anhalten, um gerade dort die Straße zu verlassen und das uralte, kleine Kirchlein zu suchen, das halb versteckt und bescheiden neben der Burg am Ortsende auf sanfter Anhöhe steht. Niedrig, schlicht, gedungen und dennoch wuchtig ruht es unverrückbar da oben, und nähert man sich, so weiß man, daß es schon vor 700 oder 800 Jahren so ausgesehen haben muß.

Ein schöner, romanischer Rundbogenfries legt sich in klaren, scharfen Bögen außen um die Apsis herum, verfließt nur ab und zu in der immer wieder neu aufgetragenen, kalkigen Tünche. Drei schmale, hoch angebrachte Schlitzfensterchen lassen nur wenige Lichtstrahlen in dies alte Heiligtum einfließen, das dem heiligen Leonhard, dem Schutzpatron der Haustiere, Pilger und Fuhrleute geweiht war. Diese romanischen Malereien des 11. bis 12. Jahrhunderts der einst wichtigen römischen Paßstraße über die Alpen liegt, soll früher durch einen unterirdischen Gang mit diesem vielbegangenen Weg verbunden gewesen sein. So wäre also diese Andachtsstätte zugleich Zufluchtsstätte gewesen für alle bedrohten, schutz- und hilfeschuchenden Wanderer, Wallfahrer, Fuhrleute.

Überwältigt steht man dann im Innern der Kapelle! Die Apsis ist dicht übermalt mit imposanten, in leuchtenden Farben gehaltenen romanischen Fresken. Diese romanischen Malereien des 11. bis 12. Jahrhunderts gefielen aber dem gotischen Menschen des 15. Jahrhunderts nicht mehr; wohl ob ihrer Unruhe und fehlenden „Maße“ erschienen sie ihm unchristlich und barbarisch, so daß er diese Bilder mit Pikkeln aufhieb und aufrauhte, um sie dann in beruhigten Linien mit freundlichen Farben zu übermalen und so die Malerei seiner Zeit auf die romanische zu setzen. Die gotischen Fresken in der Leonhardskapelle zu Nauders am Reschenpaß wurden in neuester Zeit in einem besonderen Verfahren abgelöst, auf eine Unterlage (wohl Leinwand?) aufgeklebt und auf Holzrahmen aufgespannt. So hängen nun einzelne gut erhaltene Teile dieser gotischen Fresken als Bilder hoch oben an der Nord- und Südwand der Kapelle. Es sind dies unter anderem: die Hand Christi, der Kopf Christi, der Markuslöwe, Lamm Gottes, Teile eines Rankenwerkes — alles in ungewöhnlicher Größe; und man fragt sich unwillkürlich, aus welchen Gründen wohl der gotische Maler für diese kleine, einfache Fuhrmannskapelle, die in ihrem Innern nur etwa 6,5 auf 5,7 m mißt, solch groß wirkende Malerei schuf.

Unter den nun neuerdings abgelösten gotischen Fresken entdeckte man jene gewaltigen, einzigartigen romanischen Fresken, die jeden Beschauer zutiefst beeindruckten

müssen. Das Gewölbe der Apsis wird von der thronenden, weit ausladenden, übergroßen Gestalt Christi, die umgeben ist von den Evangelisten und Aposteln, ausgefüllt.

In kühnsten Farben hat der unbekannt romanische Künstler hier gemalt: himmelblau den Hintergrund, tiefrot den Mantel Christi, den großen ihn ganz umgebenden Heiligenschein in allen Farben bis zu olivgrün!

Die Apostelfiguren an der Apsiswand aber sind besonders eindrucksvoll und unvergeßlich in Form und Ausdruck sowie Farbgebung. Die Gestalten sind unkörperlich schlank, in die Höhe gezogen, die Gesichter schmal und sehr lang — intellektuelle Köpfe. Feierlich und starr blicken sie aus ihren großen, weit geöffneten Augen herab, die Nase ist scharf und hackig gezeichnet. Und diese Gewänder! Diese für uns ungewohnte Farbenpracht innerhalb einer kleinen Apsis einer Kapelle! In kräftigem Violett, Olivgrün, Dunkelrot und Gelb strahlen die Mäntel der Apostelfiguren; die

tiefen, sich nach unten verbreiternden Falten sind durch dicke, straffe Farbstriche angedeutet. Auch die Hintergründe leuchten in satten, ungedämpften Farben: in Rot, in Violett, in Grün. Man ist erstaunt und gepackt von so viel malerischer Freiheit und Ausdruckskraft. Schade nur, daß an einigen großen Stellen diese Malerei unterbrochen und ausgelöscht ist.

Auffallend hohl und dumpf klingt der Schritt, wenn man über die unregelmäßigen, stellenweise eingesunkenen Steinplatten des Schiffes des Kirchleins schreitet, und man kommt in Versuchung, da unten eine Grablege zu vermuten, die vielleicht noch wesentlich älter als jene romanischen Fresken sein könnte.

Und schon abschiednehmend von den eindrucksvollen, alten Malereien bemerkt man rechts und links der Apsis, ins Schiff hineinragend, zwei kleine Altärchen, die zwar nicht in dieses betont mittelalterliche Heiligtum hineinpassen und offensichtlich von einer fleißigen, bäuerlichen Meisterhand mit viel Liebe und Natürlichkeit im 17. Jahrhundert geschaffen worden sind und den Übergang zur Gegenwart aufs liebenswürdigste vermitteln.

Von alten Gebäuden in Ebingen

Von Dr. W. Stettner

Wenn es zu ihren Absichten paßte, hoben die Ebingen hin und wieder hervor, sie seien ein armes Bauernstädtlein an den Grenzen des Fürstentums. Rühmten sie bei anderen Gelegenheiten ihren Wohlstand, so stellten sie den in ihren Bauten jedenfalls nicht zur Schau. So haben sich aus älteren Zeiten nicht viele auffallende Reste des Stadtbildes erhalten, und dem meisten, was verschwunden ist, brauchen wir nicht nachzutruern.

Der Bürgerturm gilt heute als Wahrzeichen des alten Ebingens. Sein Inneres und das Dach werden nach dem Brand von 1731 erneuert worden sein; dem Steinmantel vermochten die Flammen wohl nichts anzuhängen. Er mag etwa 400 Jahre alt sein, denn 1561 wird er als der neue Turm bezeichnet. Sein Vorgänger an der selben Stelle heißt 1474 Frowenthurn = Frauenturm; er mag also einmal nur Frauen aufgenommen haben, die sich vergangen hatten. Seit dem 17. Jahrhundert war dagegen das Frauengefängnis im Unteren Torturm. Einkerkierungen im Bürgerturm wurden in solchen Fällen ausgesprochen, wo die Gerichtsbarkeit der Bürgerschaft aus eigenem Recht zustand, im allgemeinen bei leichteren Verfehlungen. Er war also das „bürgerliche Gefängnis“. So muß 1696 ein Schüler 8 Tage und Nächte im Turm büßen, weil er seiner Schwester Erbsen gestohlen und im Heu versteckt hat. — 1823 ist im 2. Stock des Bürgerturms ein sog. Blockhaus ohne Ofen, im 3. ein verschlossenes Gemach ohne Ofen, im 4. ein Polizeigefängnis mit eisernem Ofen. Bis zum 3. Stock bestand der Turm damals aus Mauersteinen, der 4. hatte nur eine Holzwand. Wo es um Kopf und Kragen ging, stand den Fürsten die Gerichtsbarkeit zu. War einer wegen solcher

Verbrechen angeklagt, z. B. Mörder oder Falschmünzer, so wurde er im Diebesturm oder Malefizturm im Gewahrsam gehalten. Dieser, seit etwa 1500 aus den Akten zu belegen, erhob sich „hinten“ in der Stadt auf der inneren Stadtmauer neben der jetzigen Metzgerei zum Bock. Er stand unter der Aufsicht des fürstlichen Schultheißen oder Amtsmanns und wurde auf Kosten des Fürsten unterhalten. Im 2., 3. und 5. Stock besaß er 1823 je ein Blockhaus ohne Ofen, im 4. ein Gefangenzimmer, das aber nicht mehr benützt wurde. Der Turm war bis unters Dach 46 Fuß hoch, der Dachstuhl weitere 15 Fuß. Er muß also den Bürgerturm noch etwas überragt haben, war aber viereckig. Zu seinem Inventar gehörten Hand- und Fußscheiben und eine Malefizgeige. 1827 wurde der Malefizturm an den Fuhrmann Johannes Stierle auf Abbruch verkauft.

Der Vertreter des Fürsten, bis 1659 „Schultheiß“, dann zum „Amtmann“ erhöht, seit 1759 sogar „Oberamtmann“ (und das, obwohl das Amt nur aus der Stadt Ebingen und dem ihr zugehörigen Flecken Bitz bestand), residierte im Amtshaus in der unteren Marktstraße (auf der Skizze in der Julinumnummer der Hk B 11. Nr. 11). Dieses Gebäude war 1590 von dem Metzger Hans Rehfuß erkaufte worden; die Metzgerbänke“ blieben noch bis zum Anfang des letzten Jahrhunderts unten drin. Das Bedürfnis nach einem Amtshaus war erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts dringend geworden, weil vorher (bis 1579) die hiesigen Bürger das Recht hatten, dem Fürsten zur Wahl eines neuen Schultheißen drei „taugliche Subjekte“ vorzuschlagen, natürlich Bürger der Stadt, und dann im Hause des jeweils Gewählten auch die Amtsge-

schäfte erledigt wurden. Nach 1579 vertragen meist Ortsfremde die herzoglichen Rechte und Nutzungen. Soweit wir sehen, hat keiner dieser Herren sich durch besonders hervorragende Eigenschaften Verdienste erworben, dagegen sahen sich einige von ihnen genötigt, ihren schmalen Einkünften durch andere Tätigkeit nachzuhelfen. So war um die Mitte des 18. Jahrhunderts der Amtmann Geyer auch Eigentümer der Eselsmühle. Das Amtshaus wurde nach dem großen Brand rasch wieder aufgebaut; da die Häuser Nr. 9 und 10 nicht wieder errichtet werden durften, erhielt es nach Osten Freiheit und damit auch größeren Schutz gegen Feuersgefahr. Als 1819 das hiesige Kameralamt aufgelöst wurde, das das Amt Ebingen um einige Jahre überdauert hatte, wurde das Haus 1826 vom Staat verkauft. 1885 erwarb es der evangelische Verein und richtete darin das Vereinshaus ein.

Das Rathaus in der Marktstraße stand mindestens seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, und wenn wir der Zimmernschen Chronik trauen dürfen, schon etwa 100 Jahre früher, denn hier soll der Graf Rechberg die Geschichte mit den Geschirrwewbern angezettelt haben. 1578 (diese Jahreszahl stützt sich auf eine Angabe des hiesigen Schultheißen vom Jahr 1596 und ist den Ansätzen der Chroniken auf 1577 oder 1576 vorzuziehen) brannte das Rathaus mit dem Silbergeschirr und den Dokumenten der Stadt ab, wurde aber an dem gleichen Platz wieder aufgebaut. Unten drin war die Fruchtschranne, die im 18. und 19. Jahrhundert einen bedeutenden Umsatz hatte, und der staatlich konzessionierte Salzhandel; im 17. Jahrhundert hielten hier auch die Tuchhändler ihre Waren feil. Im 1. Stock tagten Bürgermeister und Gericht, in staatlichen Angelegenheiten unter dem Vorsitz des Schultheißen. Auf den Lauben fanden Tanzfeste statt. Die beiden Ratsstuben und die Dachräume konnten den Bedürfnissen der wachsenden Stadt immer weniger genügen, so daß 1912/13 das neue Rathaus erbaut wurde. Das alte mußte 1935 dem Neubau der damaligen Reichsbank weichen.

Die Pfarrbehäusung scheint ursprünglich vor dem oberen Tor gelegen zu haben, von etwa 1525—1550 diente das Gebäude der jetzigen Kleinkinderschule auf dem Spitalhof als Pfarrhaus, dann wurde dieses in den oberen Teil der „hinteren“ Gasse verlegt, die daher bald den Namen Pfarrgasse erhielt. 1771/72 wurde ein neues Pfarrhaus im Kirchgraben neben der heutigen Mehlhandlung Bitzer „zum Pfarrhaus“ erbaut, das aber 1905 der Stadt zum Bau der Mädchenschule überlassen wurde. Das nächste Pfarrhaus, schräg gegenüber in der Lange Straße errichtet, fiel 1944 einem Bombenwurf zum Opfer.

Für die Diakone oder Helfer, die anfangs im ehemaligen St. Nikolausfründhaus in der Oberen Vorstadt gewohnt hatten, wurde 1626 ein besonderes Haus in der unteren Marktstraße gekauft (Nr. 15). Nach dem Brand wurde das danebenliegende Haus Nr. 14 hinzuerworben und damit ein stattliches Diakonat oder Helferamt erbaut. Auf seinen drei Dachböden wurde von da ab die Frucht gelagert, die der geistlichen Verwaltung zustand, denn deren Fruchtkasten (Nr. 7 der Skizze) war nach 1731 nicht wieder aufgebaut worden. 1819 wurde das Diakonat zum Verkauf ausgeschrieben. Die Diakone wechselten hier alle 2 bis 3 Jahre, während die Pfarrer meist Jahrzehnte hindurch hier wirkten, die einen mehr als Seelsorger, die auf das leibliche und seelische Wohl ihrer Schäflein bedacht waren, andere mehr als Gelehrte und Schulmänner.

Das sog. Hohenberger Schloß auf dem späteren Spitalhof wurde von den Grafen von Württemberg dem letzten Hohenberger, Graf Sigmund, als Alterssitz

überlassen, der hier 1486 im Alter von über 80 Jahren sein Leben beschlossen hat. Im folgenden Jahr kauften die Spitalpfleger das Gebäude und richteten darin das Spital ein. Da das Spital verpflichtet gewesen war, die Zuchttiere für die Stadt zu halten, wurde nach dem Brand des alten Spitals 1880 an der Stelle das Farrenhaus errichtet.

Eine Enttäuschung wird es für manchen Ebinger sein, wenn er hört, daß das Fürstehäusle nichts mit dem Grafen von Hohenberg oder gar Fürsten zu tun hat. Das Häusle besaß 1610 ein Jerg Teuffel, dann mindestens 1614—1620 ein Jerg Fürst. Sein Name ist an dem Häusle hängen geblieben (z. B. 1630 und 1648 „des Fürsten Häusle“), obwohl schon 1630 ein Schuster Jerg Danhamer darin wohnte. Aber ist die Erinnerung an einen Ebinger Gerber weniger liebenswert als die an einen unbekanntem Fürsten?

Zur „Burg“ ist ein Wort zu sagen. Noch heute heißt ja das Gebiet um den Bürgerturm „in der Burg“. Diese Bezeichnung ist schon mindestens ein halbes Jahrtausend alt, und darum kann es keinen Zweifel geben, daß hier einst eine richtige Burg stand. Zu ihr gehörten nach einer Aufzählung vom Jahr 1561 die Gebäude Nr. X, Y, Z, 1, 3, 4, 5, 7, der Skizze. Sie muß aber noch einige Jahrhunderte älter sein als der früheste schriftliche Beleg. Betrachtet man nämlich den Stadtplan etwas näher, so fällt auf, daß die Südmauer nicht ganz geradlinig verläuft, sondern in ihrem östlichen Teil etwas ausholt, um die Burg mit dem Bürgerturm einzu beziehen (auf der Skizze ganz deutlich). Die Burg muß also älter sein als die Stadtmauer, und da diese wahrscheinlich in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts gehört, so ist die Burg vermutlich im 12. oder in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erbaut worden. Sie war aber keine Höhenburg wie etwa der Zoller oder die Schalksburg oder auch das Schloß Sigmaringen, sondern lag in der feuchten Niederung am Schweinweiher. Sie kann also ihren Schutz nur durch Wassergräben bekommen haben, war mithin eine kleine Wasserburg. Als den Kern der Burg wird man das Haus X der Skizze bezeichnen dürfen, denn dieses wird in den Brandakten von 1731 ausdrücklich als das große Haus bezeichnet. In diesem Haus (heute ungefähr das Haus Hanson-Waschfeld) wohnte 1461 Äbli Matz. Die Matz waren im 14. Jahrhundert das vornehmste Geschlecht der Stadt, sie stellten mindestens zwei Schultheißen. Sie waren, wie es scheint, mit den Herren von Ebingen verwandt, die Dienstmannen der Grafen von Hohenberg, von Nellenburg u. a. waren. Es läßt sich also die Vermutung wagen, daß eines der großen Herrengeschlechter unserer Gegend, am ehesten die Grafen von Hohenberg, im

12. Jahrhundert die Burg als Wasserburg erbaut und dann zur Wahrung ihrer Rechte und Belange Dienstmannen hineingelegt haben, die dann den Namen Ritter von Ebingen führten. Von diesen kam die Burg an die Familie Matz. Als die Hohenberger Ebingen zur Stadt erhoben (wohl um die Mitte des 13. Jahrhunderts) und nun eine planmäßige Siedlung anlegten, da wählten sie die Burg zur östlichen Bastion der Großfestung.

Von den Fruchtkästen, in denen die Berechtigten ihre Natureinnahmen aufbewahrten, sind noch einige erhalten. Die beiden in der Ankerstraße (A und B der Skizze), die 1731 mit in Flammen aufgingen, gehörten im 16. und 17. Jahrhundert beide St. Martin. Im Gebäude A, dem „Roten Kasten“ wurde der Haber, den St. Martin erhielt, aufbewahrt (woher der seit 1739 zu belegenden Name rührt, konnte noch nicht ermittelt werden). Der danebenliegende Kasten B, unter dem das Schlachthaus war, ist seit dem 18. Jahrhundert im Besitz der Stadt. Ein weiterer St. Martinsfruchtkasten war die jetzige Frauenarbeitsschule am Hof. Den Platz dafür haben die Martinspfleger 1584 von der herzoglichen Verwaltung erworben und wohl unmittelbar danach den Bau errichtet. Er diente vor allem für die Aufbewahrung von Dinkel. Daß St. Martin gleich zwei Fruchtkästen benötigte, rührt daher, daß ihm nicht nur fünf Sechstel des hiesigen Zehnten zustanden, sondern er auch noch Eigentümer etlicher Höfe in den umliegenden Dörfern war, von denen jährliche Naturalabgaben zu leisten waren. Der neben der Frauenarbeitsschule liegende Kasten, der augenblicklich von Daniel Groz Söhnen benützt wird, ist der älteste der Stadt. In ihm wurden die Fruchtentnahmen der Herrschaft Württemberg aufbewahrt. Um 1600 wird das Gebäude gelegentlich auch als Hundshaus bezeichnet. Die Absicht des Stadtbauamts, diesen ältesten Kasten unserer Stadt mit seinem alten Fachwerk wieder instand zu setzen, verdient Dank und Unterstützung. Im Spitalkasten endlich, der 1953 abgebrochen wurde und der wegen seiner Lage auch als Obertorkasten bezeichnet wurde, waren die Einnahmen des Spitals untergebracht. Diese wurden hauptsächlich durch ein Sechstel des hiesigen Zehnten, ^{13/16} des Winterlinger Zehnten, ein Drittel des Tailfinger Zehnten und einige Höfe gespeist. Bis 1487 war in dem Gebäude das Spital selbst untergebracht gewesen. In Kästen arbeiteten Kastenknechte, die unter Aufsicht der Pfleger die Frucht einnahmen und ausgaben, sie von Zeit zu Zeit umschauften und den Bestand aufnahmen, wobei sie, wenn sie im Zählen nicht ganz fest waren, für jeden Sack oder Simiri mit dem Messer einen Schnitt ins Gebälk machten.

Schatzkästlein im Südwestraum

Benediktinerklöster in Baden-Württemberg von Kurt Wedler, Ebingen

Der Kreis Balingen ist mit Kulturgütern aus mittelalterlicher Zeit recht wenig gesegnet. Woran mag dies liegen? Im Mittelalter waren in erster Linie die Klöster Kulturträger und Kulturförderer. Wenn man bedenkt, daß im Land Baden-Württemberg mehr als 190 Klöster bestanden haben, von denen sich nur ein kleines, armseliges Franziskanerinnenklösterlein nach Margrethausen, eigentlich nur eine Beguinenklausur, die nie eine Bedeutung erlangt hat, und ein noch kleineres Augustinerklösterlein im Wannental bei der Schalksburg (später auch Franziskanerinnen) in den jetzigen Kreis Balingen verirrt haben, so mag dies wohl eine erläuternde Antwort auf unsere obige Frage sein. Man vergleiche etwa den Raum Ulm—Blaubeuren mit unserm Gebiet. Dazu kommt aber, daß viele Kunstschatze, vor allem Altäre und Plastiken in der Zeit des

Bildersturmes unter Herzog Ulrich aus den reformierten Kirchen verschwunden sind.

Steigt man nun aber von Margrethausen zum höchstgelegenen Dörflein des Kreises, nach Burgfelden hinauf, so staunt man über die alten Fresken in der romanischen Michaelskirche und fragt sich, wie diese Wandmalereien aus dem 12. Jahrhundert wohl in diese abgelegene Siedlung gekommen sein mögen. Da tut sich über die Herren von Schalksburg, zu denen das „Feld bei der Burg“ mit der Kirche gehörte, die Verbindung zu dem ältesten rechtsrheinischen Kloster, zu der Benediktinerabtei Reichenau auf, die jahrhundertlang zu den bedeutendsten kulturellen Zentren Mitteleuropas zählte. Das Kloster Reichenau wurde schon im Jahr 724 durch den Wandermissionar Pirmin — wahrscheinlich ein Westgote aus Spanien — gegründet und ist von Mönchen

der benediktinischen Regel betreut worden. Die Benediktiner haben sich überall, wo sie auftraten in der Pflege der Kunst hervorgetan, und so wird einst vor 800 Jahren wohl ein Mönch des Klosters Reichenau die Fresken in der Michaelskirche zu Burgfelden gemalt haben.

Und gerade im Land Baden-Württemberg sind es die Benediktiner gewesen, die die meisten Abteien und Priorate gegründet haben. Man zählt über 50 solcher Anlagen, die zum Teil heute noch erhalten sind. Sie legen Zeugnis ab von der hohen künstlerischen Auffassung dieses Ordens.

Der Benediktinerorden, Ordo Sancti Benedicti, OSB, wurde im Jahr 529 von Benedikt von Nursia gestiftet. Er war der Verfasser der ersten abendländischen Mönchsregel mit dem Leitsatz: Ora et labora — Bete und arbeite. Diese Grundidee stellt einen wesentlichen Unterschied zu der Haltung der mystisch ausgerichteten Mönchswelt des Orients und der Ostkirche dar. Benedikt war auch der erste Abt des von ihm gegründeten Klosters auf dem Monte Cassino. Von hier aus breitete sich dieses Mönchtum immer weiter im Abendland aus und kam nach der Christianisierung der Alemannen im 7. Jahrhundert und der Franken im 8. Jahrhundert auch in unsern Raum. Die benediktinische Frömmigkeit war gegründet auf schlichte Demut, auf feierliche Gebetsübung, wobei der Gesang besonders gepflegt wurde, und auf Arbeit. Sie rodeten und kultivierten, förderten die handwerkliche Ausbildung in einer geschlossenen Klosterwirtschaft, bauten Kirchen, richteten Klosterschulen ein, pflegten Wissenschaft und Kunst und waren so der bedeutendste Kulturfaktor über viele Jahrhunderte des Mittelalters im abendländischen Raum.

Das Kloster Reichenau war neben dem noch älteren St. Gallen eine der wichtigsten Pflegestätten frühmittelalterlicher Kultur und vor allem das erste Zentrum kirchlicher Wandmalerei. Auch die Buchmalerei hat dort eine Blüte erfahren. In alle Winde zerstreut sind die mit verschwenderischer Pracht und köstlichen Miniaturen ausgestatteten Handschriften der Evangeliare, Perikopen- und Gesetzesbücher. Ein universaler Geist, der von der Glaubenswelt her Architektur, Musik, Astronomie, Mathematik u. a. Wissenschaften durchdrang, war dort lebendig. Noch heute spürt man in den drei Kirchen der Reichenau den erhabenen Impuls, der aus der unmittelbaren Gottnähe und der weltweiten Geistigkeit eine Kulturschuf, die uns immer ein Staunen abringen wird.

Im 8. Jahrhundert entstanden weitere Benediktinerklöster: Eitenheimmünster (734), Gengenbach (746), Ellwangen (750) als ältestes Kloster im ehemaligen württembergischen Gebiet, Murrhardt (um 750), auch von Pirmin gegründet, das Stifterklösterlein von Obermarchtal (vor 776), das anstelle der im 12. Jahrhundert gegründeten Prämonstratenserabtei stand und St. Trudpert (um 800) im Münstertal.

Wenn auch diese Klöster nicht zu der kulturellen Bedeutung St. Gallens oder der Reichenau aufgestiegen sind, wenn auch kaum etwas aus ihrer Gründerzeit von den Bauten erhalten ist, so waren sie doch Beispiel und Mittelpunkt für die Kunst und Wissenschaft, Landwirtschaft und Handwerk, und ihre Mönche waren Lehrer und Seelsorger des Volkes. Einsam lagen sie noch im dichtbewaldeten, unwirtlichen Land, aber sie waren meist der Anfang späterer Dorf- und Stadtsiedlungen.

Im 9. Jahrhundert ist in Hirsau (830 bis 838), in Schienen (Schienerberg) und Wiesensteig (861) und im 10. Jahrhundert in St. Blasien (948), in Sulzburg (um 993) und auf dem Hohentwiel (um 960—970) das erste Klösterlein gegründet worden. In der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts sind noch zwei Gründungen zu verzeichnen: Lauffen a. N.

(1003) und Altdorf-Weingarten (1036). Aber in dieser Zeit geriet das mönchliche Leben in Verfall, die Zucht ließ nach, und das Ansehen und der Wohlstand gingen zusehends zurück. Nur Weingarten, gestützt von dem mächtigen Herrengeschlecht der Welfen, die in der Klosterkirche ihre Grablege hatten, gewannen an Größe und Bedeutung, die den Reichenauern nahe kam.

Doch schon in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts kam ein Umschwung, der von dem burgundischen Kloster Kluny ausging. Eine tiefwirkende Reformbewegung, die sehr bald von dem schwäbischen Kloster Hirsau aufgenommen und nach deutschem Geist gewandelt wurde, breitete sich vor allem in den benediktinischen Klöstern Süddeutschlands aus. Hirsau wurde Mittelpunkt einer neuen mönchischen Bewegung und an ihre Spitze stand der angesehene und mächtige Abt Wilhelm, der, von St. Emmeran aus Regensburg kommend, im Jahr 1068 die Führung des Aureliusklusters übernahm und die Direktiven für die kluniazensische - hirsauische Reformbewegung gab. Er ist die bedeutendste mittelalterliche Mönchsgestalt im schwäbischen Raum, hervorragend als Organisator und Politiker, als Gelehrter und Schriftsteller. Erfüllt von seiner Sendung, aber demütig und bescheiden, streng gegen sich selbst und doch klug in seinen Entscheidungen, bereitet er den Boden für einen neuen Aufschwung und eine Blütezeit, nicht nur des benediktinischen, sondern des Mönchtums überhaupt. Daß er damals ein leidenschaftlicher Parteigänger Gregors VII. war, mit dem er in ständigem Briefwechsel stand, ist verständlich, denn er war als äußerst gerechter, aufrechter und einfacher Mensch erfüllt von der Idee des Gottesstaates.

Die Zahl der Mönche stieg unter Abt Wilhelm von 12 auf 150, so daß das Aureliuskloster, das erst 1059 — 1071 erneuert wurde, zu klein war. Deshalb wurde 1083 ein neues großes Kloster auf der andern Nagoldseite, St. Peter und Paul, in Angriff genommen. Nur noch Reste davon zeugen von diesem bedeutenden kulturellen Mittelpunkt des ausgehenden 11. Jahrhunderts.

Balingen 1255 / Von Dipl.-Ing. Rudolf Kerndter

(Schluß)

Kaum ein Balingen des Jahres 1255 wird sich um den Streit der zeitgenössischen Philosophen und Theologen gekümmert haben. Fragen wir heute nach dem Weltbild der Gotik, dann stoßen wir auf zwei Betrachtungsweisen: Die Scholastik und die Mystik. Scholastik bedeutet ursprünglich Schulwissenschaft; unter der mittelalterlichen Hochscholastik des 13. Jahrhunderts hat man — der Wirkung nach — die Trennung der Wissenschaft und Naturphilosophie von der Theologie unter Berufung auf den griechischen Philosophen Aristoteles (384—322 v. Chr.) zu verstehen. Im neuplatonischen Gewand seiner arabischen Übersetzer und Ausleger Averroes und Avicenna war Aristoteles nach Paris gelangt und mit seiner Logik Meister der Scholastik geworden; das Studium des Aristoteles wurde von 1366 ab obligatorisch. Man muß sich klar machen, welche wichtige historische Caesur damals die Emanzipation der Wissenschaft war! Der Kirchenvater Augustin wollte noch über die Erscheinungswelt und Vernunft hinweg sich mit der göttlichen Offenbarung vereinigen. Franz von Assisi (1181—1226) liebte die Schöpfung als Erscheinung des Schöpfers und förderte dadurch, vielleicht ungewollt, die realistische Entwicklung in Richtung auf die moderne Naturwissenschaft. Bonaventura, der General des Franziskanerordens um 1250, räumte ein, daß sich die Wissenschaft von den Dingen nicht von den Ideen, sondern von den Dingen selbst herleite. Roger Bacon begründete um 1250 die scientia experimentalis, also eine auf

Im Jahr 1692 ist dieses würdevolle Bauwerk von Melac zerstört und später als Steinbruch verwendet worden. Damals aber reichte der Einfluß Hirsaus weit über die engere Heimat hinaus bis nach Admont, Kremsmünster, Erfurt, Magdeburg, Amorbach, Ettal und Rosatz. In unserm alemannisch-fränkischen Raum kam es zu vielen, zum Teil bedeutenden Neugründungen. Da sind zu nennen: Großkomburg 1070, Kloster Reichenbach 1082, Blaubeuren 1085, Zwiefalten 1089, Isny um 1090, St. Georgen 1093, St. Peter 1093, Ochsenhausen 1093, Wiblingen 1093, Neresheim 1095, Alpirsbach 1095, Sinsheim 1099, Lorch 1102, Kleinkomburg 1102, die Probstei Nellingen 1120 und Odenheim im Kraichgau 1122. Nicht reformierte Gründungen sind das Nonnenkloster Rohrdorf bei Isny 1089, das Mannskloster Anhausen bei Heidenheim 1125 und das Nonnenkloster Urspring 1127. Spätere Gründungen, die sich über einige Jahrhunderte erstrecken, sind Neuburg bei Heidelberg 1130, Mariatal 1145 (Nonnen), Jagstzell 1170 (Nonnen), Frauenalb 1193 (Nonnen), Hohenberg bei Ellwangen 1229, Mistlau 1282 (Nonnen), Mengen 1282 (Wilhelmiten-Priorat), Mariaberg 1295 (Nonnen), Priorat Kniebis 1341, Giengen a. d. Brenz 1412 und schließlich das Stift in Villingen 1536.

Aus der Blütezeit des Ordens um die Wende des 11. Jahrhunderts ist leider von den vielen Bauten nur wenig in dem echten, kernigen, romanischen Stil jener Zeit erhalten. In Hirsau steht aus der Zeit Wilhelms noch ein Teil der Aureliuskirche und von St. Peter und Paul, der einst größten romanischen Kirche Deutschlands, nur noch der Eulenturm, einer der Westtürme des Münsters aus der späteren Bauperiode. Alpirsbach aber hat in seinem Münster die hirsauisch-kluniazensische Richtung bis auf geringe Veränderungen erhalten. Kraftvoll und eindringlich wirkt die herbe Größe dieser Kreuzbasilika mit ihrer Holzdecke in ihrer architektonischen Gesamtstimmung. Wie in keiner andern Kirche erlebt man hier noch den hohen zuchtvollen Geist dieses mittelalterlichen Mönchtums in seiner Baugesinnung. Fortsetzung folgt.

Erfahrung und Versuch sich stützende Naturwissenschaft. Thomas von Aquin (1225 bis 1274), seit 1879 als der offizielle katholische Kirchenphilosoph geltend, sprach von der Erkenntnis der physischen Welt durch Sinneseindrücke und Erfahrung und gestand zu, daß der Verstand einige Glaubensinhalte erklären könne. Thomas stützte sich auf Aristoteles ähnlich wie Albertus Magnus (1207—1280), der in Aristoteles die Vollendung des menschlichen Geistes sah, aber bedauerte, daß ihn jeder wieder anders interpretiere.

Den Bewußtseinswandel des 13. Jahrhunderts können wir in seiner Bedeutung kaum ermessen, weil uns heute die naturwissenschaftlich-technischen Verfahren viel zu geläufig sind. Wir wollen „glauben“ nicht durchweg mit „kritiklosem Hinnehmen“ gleichsetzen, der mittelalterliche Mensch sah sich aber zunächst nicht veranlaßt, das kirchliche Dogma oder religiöses Traditionsgut daraufhin zu prüfen, ob es, wie wir heute sagen würden, mit naturwissenschaftlichen Erkenntnissen im Widerspruch steht. Das hierarchisch gelenkte Kollektiv hatte sein religiös bestimmtes Weltbild, in das nun rationalistische Tendenzen einbrachen und ihm mit der Naivität auch ein Stück echter Frömmigkeit nahmen. Wo aber das selbständige Denken beginnt, wo Kritik auch noch andere Möglichkeiten entdeckt, ist der Totalitätsanspruch der Dogmatik in Gefahr. Und weil das Papsttum seine politischen Machtkämpfe als religiöse erklärte und demgemäß der Feind des Papstes als Widersacher der Kirche und ihrer Lehre

deklariert wurde, ist die Inquisition, die im 13. Jahrhundert ihren Anfang nahm, ihrem Grundgedanken nach verständlich: Ketzer sind Feinde der Kirche und sie müssen als solche verfolgt werden! Verlässliche Truppen bei dieser Aktion waren vor allem die Bettelorden: Die Franziskaner (1208), die Dominikaner (1216) und die Augustiner (1256). Bald begriffen aber weite Kreise, um was es bei der Inquisition ging, und so wurde z. B. 1233 der Ketzerrichter Konrad von Marburg erschlagen. Sucht man nach Gründen für die Inquisition, die nicht nur auf machtpolitische Ebene lagen, dann flammten die Scheiterhaufen deshalb, weil der letzte Halt der Gläubigen, das Dogmengebäude in Gefahr war. Die Menschheit des 13. Jahrhunderts hatte das Gefühl, daß ihr jetzt der Zugang zur übersinnlichen Welt verlorengegangen war und daß es wenigstens das zu retten galt, was traditionsgemäß mit dem christlichen Himmel verband: Das Dogma! Deshalb die Ketzerverfolgungen bis hinein in die Reformationszeit, deshalb die Abwehr der Theologen gegen den Primat der vordringenden Naturwissenschaft!

Strebte also die Scholastik deutlich nach der schon von der Antike geforderten Behauptung der vom Verstand gelenkten Sinne, dann hielt sich die Mystik (ursprünglich eine Geheimreligion) auf der Linie der meditativen Selbstbesinnung, der unio mystica, der Vereinigung mit dem Göttlichen jenseits des Intellekts. Nachhaltig wurde die mystische Richtung von Bernhard von Clairvaux (1090-1153) beeinflusst; in Deutschland wurden in dieser Hinsicht besonders Meister Eckhart und Seuse bekannt. Ungewollt förderte die Mystik den später vollends zum Durchbruch kommenden Individualismus: Man vergegenwärtigte sich, daß gotisches Gestalten, gotischer Kirchenbau Kollektivgeschehen ist, Einsatz der Masse der Namenlosen! Beim Bau der Kathedrale von Chartres z. B. strömten freiwillig aus dem ganzen Land viele Gläubige

zusammen, schenkten Baumaterial und halfen monatelang ohne Vergütung beim Bau. Und nun sondert sich, im Gegensatz zu dieser Massenfrömmigkeit, der Mystiker ab und versenkt sich in sich selbst! Kunstgeschichtlich tritt die Pietà als mystisches Andachtsbild in Nebenkappen der Kirchen auf: Der Mystiker erlebt die compassio allein, seine Privatandacht mag individuell den Gipfel der Frömmigkeit erreichen, ist aber zugleich deren Ende, sofern man die Gemeinsamkeit beim religiösen Leben fordert. Etwas abseits von der intellektuellen Ebene anerkannte die Mystik noch im ursprünglichen Ausmaß das Göttliche, das hinter allem stand. Die oft spitzfindige Scholastik zeitigte eine bedingte Anerkennung der selbständige Wege suchenden Wissenschaft.

Dem 13. Jahrhundert gelang die Synthese von weltfeindlichem Urchristentum und antikem Schönheitsideal in der Hinsicht, daß Thomas von Aquin das pulchrum, das sinnenfällige Schöne, nicht mehr für den Fallstrick des Satans, sondern für das bonum, das Gute erklärte. Bezüglich des Menschen setzte sich eine psychozentrische Auffassung durch, eine hintergründige Beseelung, die dann in der Malerei später zum individualistischen Porträt führte, nachdem Giotto den Malraum und Brunellesco die Regeln der Zentralperspektive erobert hatte. Auch die gotische Musik in ihrer Ordnung der Bewegung war Spiegelbild ihrer Zeit. Auf das Übersinnliche bezog man die musica mundana, die Harmonie der Sphären. Unter musica humana verstand man das wohlgeordnete Verhältnis zwischen Leib und Seele. Und erst die musica instrumentalis einschließlich der menschlichen Stimme bezeichnete die Musik im engeren Sinn, die sich in der Form des Diskants damals zur Zwei- und Mehrstimmigkeit zu entwickeln begann. Auch hier also ein Herauslösen aus einem Kollektiv, einer monodischen Gemeinsamkeit! Dabei war damals der Begriff „Musik“ viel umfassender: Zu den

septem artes liberales zählte das Quadrivium mit Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie; die vorausgehende Stufe des Triviums enthielt die Fächer Dialektik, Grammatik und Rhetorik. Die Astronomie war um 1250 fast gleichbedeutend mit Astrologie. „Die Staufer“, hieß es, „sind ein Geschlecht, dem nichts mehr heilig ist als die eigene Kraft und das unheimliche Licht der am Himmel wandelnden Herren des Schicksals“.

Der Glanz der Hohenstaufenzeit weckte das Selbstbewußtsein der Deutschen und zeigte sich in der Verfeinerung der ritterlichen Lebensart. Dazu zählte die Pflege der Dichtkunst. Es genügt, hier zur Abrundung des Kulturbildes einige deutsche Werke des 13. Jahrhunderts zu nennen. Zu den Volksepen zählen das Nibelungenlied, das Gudrunlied und die Dietrichen. Bis etwa 1220 währte die Blütezeit des höfischen Epos mit den Dichtern Heinrich von Veldeke, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Konrad von Würzburg u. a. Um 1250 schrieb Rudolf von Ems eine Weltchronik. Der größte Meister der höfischen Lyrik, des Minnesangs, war zweifellos Walther von der Vogelweide, der um 1230 starb. Aus dem schwäbischen Kreis der Minnesänger ragt um 1250 Gottfried von Nifen (Hohenneuffen) und um 1275 Albrecht II., der schon genannte Graf von Hohenberg, hervor. Ein Nachahmer Albrechts war sein Küchenmeister Heinzelein von Konstanz, der eine ars amandi, eine Minnelehre schrieb. Von einem Kleriker und Notar, genannt der Kappadozier, im Dienste Albrechts, sind Schwänke überliefert. Im 13. Jahrhundert begann auch die Verwendung der deutschen Sprache im Drama, so etwa im Osterpiel von Muri. Das erste deutsch geschriebene Gesetzbuch, der Sachsenspiegel, wurde 1235 abgefaßt.

Die 700-Jahr-Feier der Stadt Balingen gab Anlaß, Rückschau und Ausschau zu halten. Die Geschichtsforschung im engeren Sinn mag sich damit begnügen, Daten der Vergangenheit exakt zu registrieren und dem historischen Wandel als einer zunächst äußerlich gegebenen Tatsache nachzugehen. Sucht man mehr die menschliche Seite, denkt man sich das alte Balingen nicht einfach als ein Objekt in der Wehr- und Wirtschaftspolitik der Stauferzeit, dann wird die Rekonstruktion lebendiger und man vermag ein Zeitgemälde zu umreißen, wie es etwa R. Kendter mit seinem Festspiel „Mauern um Balingen“ versucht hat. Letztes kann aber erst angedeutet werden, wenn man den geistigen Hintergrund eines Zeitalters ableuchtet. Und gerade das 13. Jahrhundert mit seinen großen Umschichtungen will vom Wandel des Weltbildes her verstanden sein. Der Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft, die Entwicklung des Bürgertums, des zünftigen Handwerks, des Handelsverkehrs, der Rechtsordnung sind Folgen mehr exogener Faktoren. Das Wesentliche war, daß das Weltbild damals zur Diesseitigkeit hinauf. Auch die Kunst christlichen Gedankens nach dem Bild des der Gotik strebte bei aller Hochhaltung des neuen Menschen und suchte auch in Dichtkunst und Musik die Erweiterung des Lebensgefühls.

Und in diese Welt war auch das kleine Balingen von 1255 eingebettet. Hier waren starke Anfänge in bescheidenem Lebenskreis. Und weil das Streben echt war und der Himmel seinen Segen gab, ist nun das Gemeinwesen groß geworden. Das Vätererbe zu wahren und zu entwickeln ist eine würdige Aufgabe der heutigen Generation.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreund“, der „Ebingener Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Volkstümliches aus Engstlatt

Nach Mitteilungen von Otto Unsöld

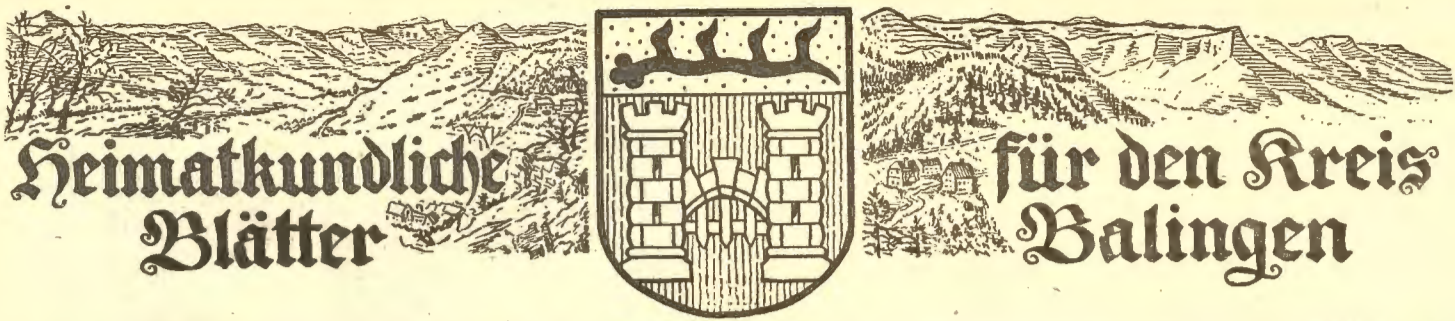
An volkstümlicher Überlieferung ist noch manches lebendig. An Himmelfahrt und Pfingsten werden Familienausflüge auf den Hundsrücken bei Streichen gemacht und am 1. Mai ist das „Maillestecken“ ein gewohnter Brauch. Eine alte Überlieferung ist ferner das an der Konfirmation von den Konfirmanden besorgte Schmücken des Zugangs zur Kirche sowie des Eingangs zur Bismarckschule mit durch bunte Papierstreifen verzierte Tännchen. Der früher in Engstlatt allgemein verbreitete Brauch, daß an Weihnachten große Brezeln gebacken wurden, läßt heute mehr und mehr nach. Ebenso nur noch selten geübt wird der Brauch, daß sich größere Schulkinder am Heiligen Abend als „Christkind“ verkleiden und, vom „Pelzmäärte“ begleitet, den Kindern von Verwandten Geschenke im Sack bringen, wobei die Kinder Sprüche und Verse aufsagen müssen oder ihnen manchmal auch mit Rute und Sack Angst gemacht wird. Der Nikolaustag wird nicht gefeiert. Lebendig ist dagegen noch das Neujahransingen durch ärmere Kinder, besonders bei Geschäftsleuten und Verwandten, wobei die Kinder meist Choralstrophen singen und hernach einen Bittvers aufsagen.

Auch einige sagenhafte Erzählungen sind mit Engstlatt bzw. mit verschiedenen Örtlichkeiten der Markung und deren Namen verknüpft. So die Sage vom Stockenriesen, die besagt, daß sich einem jungen Engstlatter, der seine Liebste in Streichen besucht hatte und in der Nacht durch den Wald nach Hause ging, ein Wanderer anschloß, der eine riesenhafte Gestalt hatte.

In der Hand hielt dieser einen Stein, der als Wanderstab diente. Einen Kopf hatte der Riese nicht. Er begleitete den jungen Burschen bis zum Waldausgang, wo er dann plötzlich wieder verschwand.

Eine Sage vom Schloßfräulein erzählt, daß in der abgegangenen Burg Rohr einst fromme Fräulein hausten. Ihre Reinheit war so groß, daß, wenn sie nach dem nahen Engstlatt zur Kirche gingen, die Glocken bei ihrer Annäherung von selbst zu läuten anfangen. Als sie aber einstmals wieder zur Kirche wollten, war der Bach vom Regen stark angeschwollen. Um trockenen Fußes über den Bach zu kommen, legten sie ein Stück Holz darüber. Plötzlich hörte daraufhin das Läuten auf, denn die Fräulein waren in ihrem Vertrauen zu Gott schwankend geworden. — Schließlich ist mit den Allmendteilen „an der Eck“ (Flur „Eck“) die Sage vom Ähder an der Eck verbunden, die von einem Mann berichtet, den man dort nachts Klee mähen sehen kann. Dies soll die Strafe für einstigen Kleediebstahl an dieser Stelle sein.

Eine weitere Sage erzählt von einem Fräulein von Anhausen, dessen Burg über dem Eyachtal stand und das die Engstlatter bat, sie möchten sie in den Schutz ihres Dorfes aufnehmen. Als ihr diese Bitte abgeschlagen wurde, wandte sie sich an Ostdorf. Diese Gemeinde willfahrte dem Verlangen der Burgherrin, die zum Dank dafür ihren Besitz der Gemeinde Ostdorf vermachtete. Darum soll heute die Ostdorfer Markung so weit in die Engstlatter hereinreichen.



Die Ebinger Basilika St. Martin in gotischer Blütezeit

Von Ernst Louis Beck

„Wer jetzt das Innere des Gotteshauses besichtigt, kann sich einen Begriff davon machen, was wenige Leute bei gutem Willen in einigen Tagen alles ruinieren können“; so stand vor 50 Jahren in einer Ebinger Zeitung geschrieben. Im Frühjahr 1905 wurde nämlich das Langhaus der alten Ebinger Martinskirche abgebrochen und im Herbst desselben Jahres war schon der Rohbau der heutigen Kirche fertig. Der folgende Beitrag versucht, die große Zeit der einstigen Ebinger Basilika während des gotischen Mittelalters aus dem Dunkel der Vergessenheit zu heben.

Um 1250 hatte sich das Bürgertum gegenüber dem allmählich darniedergehenden Ritterstande nicht allein auf Märkten beherrschend emporgerungen, es wollte auch in seinen wie Pilze aus dem Boden schießenden Städten auf geistig-künstlerischem Gebiet wettbewerbsfähig werden. Es wollte womöglich noch höheres erreichen als das, was die Künstlermönche unter der feudalen Gesellschaft der Adeligen, Geistlichen und der Bauern vollbracht hatten. Deren große Kulturzeugnisse standen als romanische Dome am Rhein und in Niedersachsen schier unüberbietbar da. Aber, aus kleinen Händlern waren Großkaufleute geworden, aus Dörfern mit viel Gewerbebetrieb Städte, die sich Recht um Recht erkämpften und die ihre Umwelt zu verändern trachteten — selbst die Form der Kirchenbauten. Sahen solche geheimen Absichten nicht nach Vermessenheit von Emporkömmlingen aus? Wares nicht Frevel, mit der geheiligten Tradition der romanischen Formgebung brechen zu wollen? Schon hatten die Basler an nordfranzösischen Versuchen Feuer gefangen und die Umplanung ihres romanisch begonnenen Münsters auf der Rheinterrasse vornehmen lassen. Das Ergebnis war nicht überwältigend genug, aber selbst wenn auch: Der Spott ergoß sich von Italien aus, da Rom das Abgehen vom Romanischen sowieso mißfiel, über die neue Formgebung im Norden kübelweise. Man verunglimpfte sie als Schritt, der barbarischen Göttern und Wandalen gut angestanden hätte.

Im Schwäbischen wogten nun die Meinungen hin und her. Die Rottweiler schwuren auf das Althergebrachte und bauten ihre Stadtkirche noch anno 1269 im romanischen Baustil, d. h. sie begannen damit. Andererseits erhielt eine so beispielhaft hirsauisch-romanische Kirche wie die von Alpirsbach einen Chor der neuen Art.

Es kann als sicher gelten, daß Ebingen damals die Stadtrechte schon besaß und kurz entschlossen alles miteinander packte: die Ausführung der Befestigung, der Gräben und Mauern, den Bau von Tor- und anderen Türmen, die Errichtung eines bescheidenen Rathauses und den Neubau der Hauptkirche draußen vor dem Oberen Tor in anschließender, eigener Ummauerung. Dazubestelltedieselbstbewußt gewordene Ebinger Bürgerschaft einen Baumeister der neuen Formgebung im Einvernehmen mit der Geistlichkeit und vielleicht noch adliger Stellen. Der Klerus freute sich, daß den neuen Mitgliedern der Gesellschaft, den Bürgern, der Kirchenbau Herzenssache war,

und daß sie aus eigenem zu großen, ja sehr großen Opfern hierfür bereit waren. Wenn diese nun solche Baukünstler bevorzugten, die in die Baugestaltung jene noch als riskant erscheinenden Eigenheiten hineinbrachten, die sich in der Folgezeit zu gigantischer Größe auswuchsen, wenn diese eben auf der „gotisch“ geschmähnten Spitzbogenbauweise bestanden, so konnte die Geistlichkeit nicht „nein“ sagen und zwar umso weniger, als die geistige Vorhut der „Umstürzler“ den Künstlerschulen der Klöster entstammten. Nur einmal in tausend Jahren trafen sich so viele, zur Blüte führenden Umstände, wenn auch unter großer Spannung: Geniale Künstlergruppen, die die Antike, das Mittelalter und schon die zukünftige Neuzeit in sich trugen — Bürger, die sich auszeichnen wollten — Adlige, die kritisch kontrollierten — Geistliche, die noch nicht doktrinär waren — und eine Weltanschauung, die Wissen und Glauben lebendig vereinte und daher allen gemeinsam war. Damit wurden auch die gesellschaftlichen Unterschiede versöhnt, ohne sie verewigen zu wollen.

Der Aufbruch der Knospen für die einmalige große Blütezeit der mittelalterlichen „Gotik“ kann am Beispiel der alten Ebinger Martinskirche gut verfolgt werden. Um ihrer Bedeutung nahe zu kommen, ist eine etwas eingehendere Darstellung nötig.

Alter Sitte gemäß erhielt der Neubau West-Ost-Orientierung, d. h. mit Blick der Besucher in Richtung aufgehende Sonne. Schon die Bronzezeitleute, von denen dicht neben der Kirche Gefäße gefunden wurden, bestatteten ihre Toten mit Vorliebe in West(Kopf)-Ostlage, ebenso wie die alten Alemannen des 7. Jahrhunderts, von denen ein Skelett i. J. 1905 in 70 cm Tiefe neben dem Altar gefunden wurde — es „blickte“ gen Morgen.

Der Grundriß zeigt das dreischiffige Langhaus mit 4 Säulenpaaren, mit dem theoretischen Haupteingang auf der Abendseite und zwei weiteren im Norden und Süden zum mittleren Kreuzgang. Ein Querschiff ist nicht vorhanden. Die Seitenschiffe stoßen im Osten gegen Stirnwände mit Altarnischen. Das hohe Mittelschiff mündete hier durch das mächtige Spitzbogentor in den etwas höher liegenden Chor mit der abschließenden, nochmals erhöhten Apsis in Form eines halben Achtecks. Am Grundriß von 1905, der sehr verlässlich vor dem Abbruch von den Architekten Schmohl und Stähelin angefertigt worden ist (Landesamt für Denkmalpflege, Stuttgart), bemerken wir etwas Besonderes: Der Chor teilte sich von der Hauptachse des Mittelschiffes nach Süden ab. In der dicken Nordwand des Chores befindet sich eine Wendeltreppe, die bis zum Dachboden des Zwischenbaues führt. Der quadratische Grundriß des Turmes steht noch weiter abseits nördlich. Ein gemeinsamer Mauerverband zwischen Chor, Zwischenbau und Turm besteht nicht. Die südlich angebaute Sakristei war der jüngste aller Bauteile und darf daher bei der Frage, was zu gotischer Zeit vorhanden

und wie es beschaffen war, als Erstes ausscheiden. Verhältnismäßig jung ist auch der Turm. Von der 1905 erfolgten Erhöhung um 14 m abgesehen, ist zum mindesten der obere Teil mit Helm und Laterne nach dem Dreißigjährigen Krieg erbaut worden, wahrscheinlich aber der ganze Turm. — Diese Frage hätte vor zwei Jahren bei der Erneuerung des Außenputzes wohl gelöst werden können. Nachdem der alte Putz vollständig abgeschlagen war, rückten die Akkordarbeiter damit heraus, auf dem Unterpuntz der glatten Turmwände hätten sich Wandmalereien befunden!!! —

Jedoch rechtfertigt die Grundrißgestaltung der Basilika ohne Querschiff mit auffallend stark gemauerten Chor- und Seitenschiffstirnwänden und mit der Wendeltreppe innerhalb der Chornordwand die Annahme, daß der Kirchturm ursprünglich auf diesen beiden Wänden und anschließend daran stand. Weniger wahrscheinlich ist, daß südlich gegenüber noch ein zweiter Turm stand, ausgeschlossen ist es aber keineswegs, da auch dort die betreffenden Mauern sehr stark sind. Im ersten Fall hätte die Ostansicht der Martinskirche stark derjenigen von Alpirsbach geähnelt, im zweiten der von Niederzell auf der Insel Reichenau.

Der Querschnitt von 1905 zeigt ein Dach mit provisorischem Charakter; es dürfte mit dem Kirchturm auch um 1670 errichtet worden sein. Mit diesem falschen Dach kam eine Flachdecke über das Mittelschiff, die viel niedriger war als die über dem Lichtgaden gelegene der gotischen Zeit. Die Entstellung der Kirche seit 1537 wurde auf die Spitze getrieben durch den Einbau von Zwischenböden mit Männer-sitzbänken. Selbst der Chor zeigt eine „Empore“ mit der Orgel, darunter drängten sich wieder Bänke, sogar in den Altarnischen, unter der Kanzel, überall, wo ein Plätzchen noch freigemacht werden konnte. Auch nach Außen litt das Ansehen der Kirche durch zusätzlich ausgebrochene Fenster und nicht weniger als vier nachträgliche Außentritten zu den Zwischenböden. — Des „Fürstlichen Kirchenraths Bau-Meister“ Majer brachte daher schon am 26. April 1749 mit einer Skizze in Vorschlag, zur Beseitigung von sechs ausführlich genannten Übelständen kurzerhand fast die ganze Kirche abzubrechen. Er hätte es noch gründlicher vollbracht, als es gut 150 Jahre später geschah.

Wenn wir uns all diese Zusätze und gewaltsamen Veränderungen wegdenken, dann erhalten wir ein klares, schönes Bild im Aufbau und in der Ansicht. Die Seitenansichten ähneln wieder sehr stark denjenigen der genannten Reichenauer Basilika, ebenso die Westansicht. Außerdem ist als Vorbild der alten Ebinger Martinskirche die frühchristliche Basilika San Apollinare in Classe bei Ravenna zu erkennen. Mit ihr vererbte sich nicht nur die griechische Bezeichnung, sondern auch griechischer Geist.

Versetzen wir uns nun nach der Herauslösung des ursprünglichen Kerns in die gotische Blütezeit der alten Ebinger Basilika. Die Eingangs-

türe im Westen durchschreiten, heißt: Geboren werden, Eintritt aus dem All in unser individuelles Leben in Gesellschaft unserer Mitmenschen. Wir schreiten langsam voran ohne von Sitzbänken behindert zu sein, unser erster Blick fällt auf das jenseitige, durch drei glasbemale Chorfenster entgegenkommende Lichtbündel. Der Weg zu diesem Ende kann kurz sein, kann geraume Zeit erfordern; nicht wenig hängt von unserer eigenen Aufnahmefähigkeit ab, von unserem Vermögen, die Dinge am Lebensweg nicht zu flüchtig zu erfassen, von unserer Lebensfreude mit einem Hang zum Verweilenkönnen. „Zwischen zwei Toden ist das Leben eingespannt“, sagte der Kunstwissenschaftler Max Raphael; „und solange du dies nicht hast, dieses Stirb und Werde, bist du nur ein trüber Gast hier auf dieser Erde“ dichtete Goethe. Nach diesem Blick in die Ferne sehen wir quer nach beiden Seiten, dort weiten sich anschließende Räume, die niedrigeren Seitenschiffe; das Leben hat Ausweichmöglichkeiten, sich aus dem verlockenden Hauptsog herauszuhalten. Haupt- und Seitenschiff sind mehr verbunden als getrennt; in Augenhöhe nur durch starke Rundsäulen getrennt. Dort steht die erste Steinsäule, dort wird die erste Etappe unseres flüchtigen Lebens sich vollzogen haben, unsere Kindheit, bei der zweiten unsere Jugend. Von der einen zur anderen spannt sich jauchzend ein Spitzbogen, der die darüber lastende, geschlossene Wand aufschlitzt und uns auf der linken Seite unterseits an den Leibungen aufgemalte Lilien und Kreuzblumen innerhalb verschränkter Quadrate sozusagen auf den Weg streut. Es ist eine liebenswürdige, mit viel Geduld ausgeführte Malerei, keine Schablonenarbeit; hier ist es ein Lilien- und Kreuzblumenkranz, dort rechts an der 4. Arkade ein Rosen- und Lilienkranz mit 11 bzw. 13 Blumen, in ornamentaler Grundrißform, aber außermittiger Anordnung mit einseitigem Fries, um die Starre zu vermeiden. Diese Ausblicke gewahrt unser neugieriges Auge im Flug, noch stehen wir vor der ersten Säule.

Aus der großen Ebene des Steinbodens bricht sich der Sockel durch, nach 44 cm Höhe erwächst aus ihm der 4,00 m hohe, runde Schaft mit achteckig werdendem Kapitäl, das waagrecht abschließt zum lastenden Quadratgrund der Arkadenwand. Von Kapitäl bis Spitzbogenscheitel messen wir senkrecht weitere 2,56 m + 0,16 m gebrochene Kante, was zusammen 7,16 m ergibt. Die Wand darüber mit den Lichtgadenfenstern bis zur waagerechten Decke schätzen wir mit weiteren 7,00 bis 7,40 m ab. Die Säule hat einen Durchmesser von 72 cm, der Zwischenraum der Säulenpaare 7,10 bis 7,30 Meter, am Eingang am engsten, beim Chor am weitesten; also auch hier Abweichung von der starren Parallelität: der Zug des Eingetretenen zum Chor wird dadurch verstärkt. Umgekehrt sind die Seitenschiffe im Westen weiter (4,10 m), beim Chor enger (3,90 m). Hingedrängt werden zum weiteren Mittelschiffraum vor dem Choreingang oder Sammlung der Sterblichen vor der großen „Barriere zum jenseitigen Leben“. Im Seitenschiff gehen wir wieder zurück. Merkwürdig, diese frühgotischen Maße! Alle lassen sich durch 4 teilen, mehr noch, viel mehr, da erst beginnt die Kunst: alles schwingt rhythmisch im Vierteltakt! Das ist kein Rastersystem mit DIN-Normen, das ist Leben voller Geist und Bodenständigkeit! Voll innerer Gesetzmäßigkeit gleich der Musik Johann Sebastian Bachs. Die Säulenarkaden teilen sich vertikal nach dem „Goldenen Schnitt“ und schon die Außenmaße des ganzen Baues sind nicht willkürlich, er ist 36,60 m lang und halb so breit, er teilt sich in Langhaus und Chor teil wieder wie 2:1, wobei ein bestimmt absichtlicher kleiner Spielraum vorhanden ist. Wahrhaft kunstvoll wurden die Maßverhältnisse von

Höhe zu Breite durch die Triangulation ermittelt, was hier nicht näher erörtert werden kann. Ein schönes Beispiel, daß die Erbauer der alten Ebingener Martinskirche selbst da nicht willkürlich verfahren, wo sie auffallende Abweichungen vollzogen, liefert der schon erwähnte, von der Hauptachse abrückende Chor: Die Hauptachse des Mittelschiffes schneidet in der Verlängerung die Achteckseite an der äußeren Oststirn der Apsis im Verhältnis 1:2 (1,20:2,40). Warum aber wich der Chor ab? Wahrscheinlich erhob sich doch nur nördlich ein Turm — und die Einseitigkeit mußte doch ein wirklicher Baukünstler wieder beheben! Begeben wir uns nach dieser Exkursion in die Geheimnisse der mittelalterlichen Metrik, wieder ins Innere zum 1. und 2. Säulenpaar, das wir die „Jugendetappe“ benannten.

Über dem Kapitäl der 2. Säule rechts erkennen wir undeutlich im Dämmerlicht eine Schrift in gotischen Buchstaben: „... heyligen Geist ... heylige christliche ... rche, die Gem...“ Es genügt, wir wissen: ein Teil des Glaubensbekenntnisses; jede Säule trug ihr Teil. Über dem entzifferten Spruch, auf dem triumphal sich ausbreitenden Arkadenfeld und der geschlossenen Wand darüber stehen, schweben zwei überlebensgroße Menscheninfaltenreichen Gewändern al fresco gemalt. Schade, die Nacht bricht herein, das Licht durch die oberen Fenster läßt über der 3.



Die freskenreichen Arkaden kurz vor dem Abbruch im Jahr 1905
Foto: Binder †

Säule nur noch die großen Formen von wiederum zwei Gestalten erkennen, über der letzten, 4., Säule endlich eine einzelne Frauengestalt, die, wie es scheint, einer Schlange den Kopf mit ruhiger Gelassenheit zertrat. Wir versuchen noch an der Südwand die Hauptkomposition der dort aufgetragenen großen Kreuzigungs-szene zu erfassen, aber nun ist es endgültig zu spät. Im Chor verbreitet das „Ewige Licht“ schon sein verhaltenes Glühen, hell erstrahlen die Kerzen auf den vier Altären. Fortsetzung folgt.

Schillers Gattin

Nach einem zeitgenössischen Bericht

Karl Christoph von Lengefeld, seit 1743 fürstlicher Oberförster zu Rudolstadt in Thüringen, seit 1761 mit Luise von Wurmb vermählt, war ein Ehrenmann von strengen, frommen Sitten, in seinem Fache sehr tüchtig und bestrebt, seinen zwei Töchtern, Caroline, geb. am 3. Februar 1765, und Charlotte, geb. im November 1766, eine gute Erziehung zu geben und durch seine günstigen Vermögensverhältnisse auch dazu im Stande. Die Mutter war in beschränkten Verhältnissen aufgewachsen; Herzengüte, Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit waren die Grundzüge ihres Wesens. Ihre Begriffe von äußerem Anstand und würdevollem Benehmen waren streng, ihr Betragen gegen den Gatten, die Kinder, Hof und Land musterhaft und der wohltätige Einfluß, den sie seit 1788 als Erzieherin der Prinzessinnen und später als Oberhofmeisterin übte, wird durch die dankbarsten Zeugnisse der Fürsten und Fürstinnen bezeugt.

Unter der Aufsicht solcher Eltern, von einem zahlreichen Kreise von Verwandten und Bekannten, deren zweiundfünfzig bei Caroline, fünfundsiebzig bei Charlotte Patenstelle vertreten hatten, wuchsen die Töchter heran. Mit lebhaftem Gefühl und echter Natürlichkeit hat Charlotte selbst ihre Kinderjahre geschildert. „Der Ort, wo wir lebten“, erzählt sie, „war klein und der gesellschaftliche Ton weit hinter anderen

Orten in der Nähe zurück. Ein Besuch, wo man von den Begebenheiten des Tages schwatzte, von der Ernte, von der Wirtschaft, von Familiengeschichten — dies waren die Unterhaltungen außer dem Hause. Ich verlangte zuweilen nach solchen Besuchen, weil ich den Ort gerne veränderte und sah, wie es bei anderen Menschen zugeht. Alles Unbekannte war mir wunderbar, und ich glaubte, immer neue Entdeckungen zu machen.

Die Lage unserer Wohnung war höchst romantisch. An einer kleinen Anhöhe, die mit Obstbäumen bepflanzt war, lag unser Haus, vor uns ein fürstliches Lustschloß und rechts eine alte Kirche, deren schöner Turm mir manche Phantasie erweckte. In der Ferne sahen wir schöne Berge und ein altes Schloß auf dem Berge liegen. Ich hatte Unterricht in den Morgenstunden, Französisch lernte ich nicht gern, aber am unangenehmsten war mir die Tanzstunde. Mittags freute ich mich immer an Tisch zu gehen; da saß mein Vater und erwartete uns. In seinem vierzigsten Jahre von einem Schlag gelähmt, konnte er nicht gehen, und seine Jäger, deren er viele hatte, mußten ihn führen. Er war immer heiter und freundlich bei Tische, erzählte uns lustige Geschichten, erkundigte sich nach unserem Fleiß, ließ sich auch oft von seinen Jägern erzählen, wie es in der Welt ging, die ihn interessierte. Nach dem Essen kam der Lehrer, und wir hatten

Unterricht in der Geographie, lasen Zeitungen und schrieben Briefe. Als dann kam noch der französische Sprachmeister, und unsere Stunden hatten ein Ende. Dann gingen wir auf unserem Berg herum, und ich bildete mir ein, jeder neue Busch, den ich fände, sei auch andern fremd. War es böses Wetter, so setzte ich mich still in einen Winkel und hörte Caroline und Amalie (einer älteren Verwandten) zu, die eine Art dialogisierter Romane spielten; eine war immer die Heldin des Stücks und statt zu erzählen, wie es geschehen sei, dramatisierten sie die Geschichte. Ich saß dabei und hörte alles an und war begierig, wie es enden würde. Ich hatte noch eine Unterhaltung, die mich sehr anzog. Ich hatte Figuren aus den Kalendern, die ich mir künstlich ausschnitt; mit diesen spielte ich die Geschichten nach, die ich hörte. Nach 7.00 Uhr gingen wir zu unserem Vater, wo wir ein kleines Mahl einnahmen. Nach 9.00 Uhr wurden die Mädchen im Hause versammelt; die Kusine las einen Abendsegen und es wurde ein geistliches Lied gesungen. Die gute Mutter segnete hierauf ihre Kinder ein, und so gingen wir gläubig zur Ruhe und erwarteten den anderen Morgen, um wieder so zu leben. Noch ehe wir aufstanden, war der geschäftige Vater schon in den Wäldern, besah die Anlagen, ordnete die Holzschläge an, bestimmte die Jagdreviere, und meistens war die Mutter mit ihm. Hatte er keine solche Geschäfte, so fuhr er mit ihr nach seinen Feldern; da besah er, wie jede Pflanze stand, ließ Anstalten zur Ernte machen, kurz, er wies jedes Geschäft des Tages an.

Es war uns eine eigene Freude, die Ernte einfahren zu sehen, und an diese wiederkehrende Freude knüpften wir unsere Erinnerungen. Bald halfen wir die Gemüse aufbewahren, bald das Obst für den Winter legen, bald halfen wir einmachen, Obst trocknen. Alles wurde mit einer Wichtigkeit behandelt, wovon man nur in so einfachen Verhältnissen einen Begriff hat. Ich zog indes lieber auf dem Berg herum, der sich meiner Phantasie vergrößerte, suchte Blumen und Zweige und kam oft recht von Dornen zerrissen zurück und ganz atemlos. Bald wollte ich eine Blume pflücken, die unzugänglich war, bald fiel ich aus Unvorsichtigkeit den Berg hinunter, und ohne Wunden ging keine meiner Streifereien ab.

Ein einziger Tag meines früheren Lebens ist die Geschichte aller übrigen“.

In dies harmonische Stilleben riß der Tod des Vaters eine schmerzliche Lücke. Die Mutter schwankte, ob sie sich mit ihren Kindern in ihren Geburtsort Wolkramshausen zurückziehen sollte, blieb aber dann der Freunde und der leichteren Erziehung wegen in Rudolstadt. Die ältere Tochter Caroline wurde die Braut eines Herrn von Beulwitz. Für die lieblich aufblühende zweite Tochter zeigte sich eine andere Aussicht. Die Familien Lengfeld und Stein waren befreundet, und da Frau von Stein den Sommer meist in Gesellschaft ihrer Kinder auf dem eine Meile von Rudolstadt entfernten Gute Kochberg verlebte, brachte Charlotte einen Teil des Sommers bei dieser Dame zu, welche durch Geist und Anmut die Seele der Weimarer Gesellschaft war. Frau von Stein erkannte die Vorzüge und die Talente Charlottes und unternahm es, sie in den glänzenden Kreis von Bildung und Hoheit einzuführen, welcher Weimar damals vor allen Höfen Deutschlands auszeichnete. Wie Charlottes Mutter als Hofdame der Herzogin Amalie gegläntzt hatte, so sollte die Tochter der jungen Herzogin Luise als Hofdame zugestellt werden. Damit sich Charlotte für diese Bestimmung Fertigkeit in der französischen Sprache erwürbe, beschloß die Mutter, eine Zeit lang mit den Töchtern in der französischen Schweiz zu leben. Diese Reise entzückte den jugendlichen Sinn der Mädchen und durchwehte ihr ganzes Leben mit lichten, schönen Bildern.

Im April 1782 trat Frau von Lengfeld die Reise mit beiden Töchtern an, und der künftige Schwiegersohn, Herr von Beulwitz, hatte für das Äußere der Reise zu sorgen. Die Reisenden berührten Stuttgart, sahen auf der Solitude die Familie Schillers, auf dem Asperg den Gefangenen Schubart. „Er spielte uns auf dem Klavier“, schrieb Charlotte in ihr Tagebuch, „und er spielte unaussprechlich schön mit so vielem unbeschreiblichem Ausdruck“. Auch die Stuttgarter Bibliothek und die hohe Karlsschule nahmen sie in Augenschein, in der sich die Akademisten gerade bei Tische befanden. Über Echterdingen, wo sie den berühmten Mechaniker Pfarrer Hahn besuchten, Tübingen, Schaffhausen ging die Reise weiter bis Vevey, wo sie sich niederließen. Mit fleißigen Studien im Französischen, Englischen, Zeichnen und Musik wechselte muntere und geistreiche Gesellschaft. Nach Jahresfrist war der Zweck der Reise erreicht, und über Zürich, wo Lavater besucht wurde, Basel und Kolmar, wo sie einige Stunden bei Pfefel zubrachten, langten sie über Speyer und Mannheim wieder in dem stillen Rudolstadt an.

Den Winter 1784 auf 1785 brachte Charlotte in Weimar im Hause der Frau von Stein zu, deren Sohn Fritz bei Goethe wohnte. Sie nahm teil an den glänzenden Hoffesten und ließ sich von Goethe im Schlitten führen. Im folgenden Winter aber mußte sie sich mit der Rudolstädter Geselligkeit begnügen. Sie litt damals erstmals an den Augen, auch Mutter und Schwester waren unwohl. Doch unternahm die Familie im Juli eine Reise nach Karlsbad, wo sie mit Frau von Stein und Goethe zusammentraf und Lotte ihr Stammbuch ansehnlich bereicherte.

An einem trüben Novembertage im Jahr 1787 kamen zwei Reiter die Straße herunter. Sie waren in ihre Mäntel eingehüllt; die Schwestern erkannten aber ihren Vetter Wilhelm von Wolzogen, obwohl sich derselbe scherzend das Gesicht mit dem Mantel verbarg; der andere Reiter war ihnen jedoch unbekannt und erregte ihre Neugier. Bald löste sich das Rätsel durch den Besuch des Veters, der um die Erlaubnis bat, seinen Reisegefährten, Schiller, am Abend bei den Damen einzuführen.

Schiller, der seit dem Frühjahr des genannten Jahres in Weimar lebte, genoß schon damals durch seine poetischen Werke einen bedeutenden Ruf als Dichter. Im Spätherbst hatte er auf die Einladung der Frau von Wolzogen eine Reise nach Meiningen gemacht, wo seine älteste Schwester an seinen Freund Reinwald verheiratet war. Dort hatte er auch seinen Freund Wolzogen getroffen, der nach seiner Entlassung aus der Karlsschule im Baufach angestellt worden war und sich erboten hatte, Schiller auf der Rückreise nach Weimar zu begleiten, wenn dieser mit ihm den Weg über Rudolstadt einschlage.

Schiller fühlte sich wohl und frei in diesem Familienkreise. Er fand hier natürliche, empfängliche Menschen, denen das Geistige mehr als alles galt und in deren Umgange sich Geist und Herz frei und wohl aussprechen konnte. Charlotte von Lengfeld zählte damals 21 Jahre. — Sie hatte eine anmutige Gestalt und Gesichtszüge, welche der Ausdruck der Unschuld und reinsten Herzensgüte belebte. Lange Ringellocken wallten über ihren Nacken, Schiller bewunderte die Landschaften, welche „Lottchen“ gezeichnet hatte, und hörte mit Vergnügen, daß sie ihre Gefühle zuweilen in Verse kleide. Schillers Dichtungen, besonders Don Carlos und die Briefe des Julius an Raphael, boten unerschöpflichen Stoff zu anziehenden Gesprächen. Schon am ersten Abend schien in Schiller der Gedanke aufzudämmern, sich dieser Familie anzuschließen, und beim Abschied versprach er, den nächsten Sommer im Rudolstädter Tal zuzubringen.

Schiller hatte Charlotte seine ganze Zuneigung geschenkt, und es wollte ihm in Weimar nun wenig gefallen. Im Mai des nächsten Jahres kehrte er in das Tal zurück, das ihn so sehr angezogen hatte. Er wohnte eine halbe Stunde vor der Stadt in dem Dorfe Volkstätt, später in Rudolstadt selbst, und die Familie der Frau von Lengfeld war fast sein einziger Umgang. Er wohnte im Hause eines Kantors, der mit seiner Familie alles aufbot, dem verehrten Gast den Aufenthalt angenehm zu machen. Den Tag über arbeitete er auf seinem einsamen Landsitze an der Geschichte des Abfalls der Niederlande. den Briefen über Don Carlos u. a., die Abende brachte er in Gesellschaft der Freundinnen zu. Schiller bezeichnete noch in späteren Jahren den „Rudolstädter Sommer“ als einen der angenehmsten seines Lebens. Da es ihm bald zu stürmisch, zu kühl oder zu schmutzig war, übersiedelte er zuletzt ganz nach Rudolstadt; aber rasch ging der schöne Sommer vorüber, die Bäume entlaubten sich und es mußte geschieden sein. Da Schiller ohne eine feste bürgerliche Existenz war, konnte er noch nicht um die Hand des Fräuleins von Lengfeld bitten, der er eine sorgenfreie Lage bieten konnte.

Im November 1788 war Schiller nach Weimar zurückgekehrt. Die Schriften, die er in Volkstätt verfaßt hatte, bekundeten Schillers Beruf für die Geschichte glänzend, und Goethe, der ihn in Rudolstadt kennengelernt, bewirkte seine Anstellung als Professor der Geschichte in Jena. Im Mai des folgenden Jahres begann er seine Vorträge. Der Hörsaal vermochte die zuströmenden Studenten gar nicht zu fassen und Schiller zog mit 500 jubelnden Zuhörern in ein anderes Lokal; mit dieser Professur war jedoch leider kein Gehalt verbunden, und der verehrte Lehrer war lediglich auf den Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeiten beschränkt.

Mit seinen Rudolstädter Freundinnen stand Schiller unterdessen in fortwährendem Briefwechsel, und er bedauerte nur, in seiner neuen Lage nicht mehr so viele und so lange Briefe schreiben zu können wie in Weimar. Als aber im Juli die Schwestern den Badeort Lauchstädt besuchten, gelang es ihm, sich in Jena auf einige Tage loszumachen und nach Lauchstädt zu eilen. Die Schwester Caroline machte ihm Mut, sich zu erklären, Charlotte hatte sich so sehr in Schiller eingelebt, er habe so viel zu ihrer Bildung und zu ihrem Glücke beigetragen, daß es ihr unmöglich schien, ihr Los von dem seinigen zu trennen; dies blieb freilich unausgesprochen, aber Schiller war dessen gleichwohl gewiß. Er legte ihr seine Hoffnungen und Wünsche offen dar, und bat um ihre Hand, welche sie dem verehrten Freunde nun zusagte.

In den nächsten Ferien bezog Schiller wieder dasselbe Zimmer beim Kantor in Volkstätt wie im vorigen Sommer. Charlottes Mutter war nicht vermögend genug, aus eigenen Mitteln die Existenz ihrer verheirateten Töchter zu sichern, und es war Charlotte schmerzlich, der Mutter, um ihr unnötige Sorgen zu ersparen, ihr Verhältnis zu Schiller noch nicht mitteilen zu dürfen. Schiller war nicht bloß ohne Vermögen und ohne eine mit Gehalt verbundene Anstellung, sondern auch von bürgerlicher Abkunft. — Um aber sein Lottchen aus dieser unangenehmen Lage zu reißen, wandte sich Schiller an den Herzog von Weimar und erhielt von ihm die Zusicherung eines Gehalts von 200 Talern als außerordentlicher Professor, denn ordentlicher Professor wurde er erst im März 1798. Jetzt schrieb er im Dezember 1789 an Frau von Lengfeld, welche um diese Zeit eine Stelle als Erzieherin der Töchter des Fürsten von Rudolstadt angenommen hatte und ins Schloß auf dem Berg gezogen war, und bat um Charlottes Hand, Frau von Stein, deren Achtung sich Schiller längst durch seinen Charakter und

sein Talent gewonnen hatte, half die Mutter zu seinen Gunsten stimmen. Ein entscheidendes Gewicht legte aber der Freiherr von Dalberg in die Waagschale. Er ließ ihr sagen, sobald er Kurfürst sein werde, was bei dem hohen Alter des damaligen Kurfürsten nicht mehr fern sein zu können schien, gedenke er Schiller mit bedeutendem Gehalt anzustellen und ihm dabei den Gebrauch seiner Zeit zu lassen. Dalberg wurde im Jahr 1800 der letzte Kurfürst von Mainz, seine Hauptstadt und der ganze auf dem linken Rheinufer liegende Teil des Kurstaats mußte jedoch an Frankreich abgetreten werden und der Fürst war nicht im Stande, sein an Schiller gegebenes Wort zu halten. Daran dachten freilich die Brautleute nicht, die sich ihr künftiges Leben in

der Umgegend von Mainz auf das reizendste ausmalten.

Während seines Aufenthalts in Weimar lernte Schiller Wilhelm von Humboldt kennen, eine Bekanntschaft, aus der eine lebenslängliche Freundschaft entstand. Humboldt verlobte sich mit einer Freundin der beiden Schwestern, Caroline von Dacheröden; der Freund und Vetter Wolzogen aber heiratete nach einigen Jahren Lottchens Schwester, Caroline von Beulwitz, nachdem diese von ihrem bisherigen Gatten geschieden worden war. So vollendete sich diese Gruppe gleichgesinnter edler Menschen, in deren Kreise alles Schöne und alles Glück eine bleibende Stätte gefunden zu haben schien.

(Fortsetzung folgt)

Vorweihnacht in der Provence

Von Karlkuno L. Seckelmann

Obwohl die Sitte, in der Weihnacht einen Tannenbaum aufzustellen, aus dem Elsaß stammt und obwohl im ersten Weltkrieg der Weihnachtsbaum in Ostfrankreich und seit dem zweiten Weltkrieg auch in Mittel- und Westfrankreich heimisch wurde, hat er die Languedoc nicht zu erobern vermocht. Denn die ganze gewaltige Schöpfung der südlichen Natur ist aufgeboten. Warum auch sollte der kleine Lichterbaum sich in der unendlich lichterhellen Nacht des Südens verlieren, in der blauen, klaren, weichen Nacht der Provence. Selbst der sanfte Hauch des Windes scheint das Gewölbe des sternensüßen Himmels leuchtender und fröhlicher zu machen. Diese beschwingte Melodie der südlichen Nacht läßt die Schatten der stürmischen Dunkelheit, der gefahrumwitterten Düsternis des Nordens nicht aufkommen. Und wenn erst die lichten Haine mit Mandel- und Olivenbäumen in der Fülle des Tageslichts, wenn die Orangen und Datteln und Feigen diesen Winter des Südens verwirren zu einer Illusion rückgeblendeter Zeit spätsommerlicher Lese, dann wird uns bewußt, warum auch das Christentum dieser Menschen der Provence so fröhlich ist, warum Weihnachten eines der größten Volksfeste mit Tanz und Spiel und Festmahl ist.

Nicht nur weil in Arles und Nîmes und an vielen anderen Orten kalte Steinpaläste stehen geblieben sind, lebt in dieser südlichen Welt noch ein Stück mediterranen Altertums. Hier ist der rasende Fortschritt der Technik, auf den die nordischen Völker so stolz sind, fast spurlos vorübergegangen. Aber dafür sind die Menschen der Provence so unverfälscht geblieben, daß sie uns wie Wesen aus einer anderen Welt erscheinen mögen. In und mit ihnen erleben wir eine

Zeit, die uns längst verloren ist, in die diese Menschen aber mit ihrem Brauchtum und ihrer Gesittung unmittelbar und ohne Kunstlei zurückführen. Niemand, der jener weihewollen Mitternachtsmesse in Les Baux je beigewohnt hat, wird bestreiten, daß diese Hirten der Provence eher den Hirten auf dem Felde, von denen uns die Bibel berichtet, gleichkommen, als Menschen unserer heutigen, modernen Zeit. Nur wer erlebt hat, wie der mitternächtliche Zug unter dem bestirnten leuchtend-weichen Himmel des Südens zu jenem schlichten Steinkirchlein hinaufsteigt, wie die weißen Lämmer ängstlich blöken und wie nach der weihnachtlichen Weihe die Hirten die Tiere unter ihrer weiten „houpelande“, dem Überwurfmantel, sorgsam heimtragen... nur wer dies erleben durfte, spürt, wie wenig Moderne, aber wie viel Altertum, lebendige Urgeschichte erhalten blieb.

Und es mag wie ein Abbild dieses Urbildes von Les Baux scheinen, wenn dort im Süden gerade dieser Zug der Hirten zum Heiligsten immer wieder und in Tausenden von Formen auftaucht: die Krippen zeigen den wundergeöffneten Augen der Kinder die Arbeit auf Erden und das Leid auf Erden, aber auch die Freude auf Erden und das Heil dieser Erde. Mit der fröhlich-innigen Phantasie der „Santoniers“, der Töpfer der Provence, die diese Krippen-Kunstwerke schaffen, wird dieses zentrale Thema der Weihnacht variiert, und wenn vom 10. Dezember ab in Südfrankreich „die Messe der kleinen Heiligen“ in vielen Flecken und Städten stattfindet, so ist dies dem Menschen der Provence das gleiche Erlebnis, wie uns Menschen des Nordens der Strahlenglanz des Lichterbaums: eine „fröhliche Weihnacht“.

Schatzkästlein im Südwestraum

Benediktinerklöster in Baden-Württemberg von Kurt Wedler, Ebingen

(Schluß)

Auf der Kumburg bei Swäb. Hall, die sich wie eine Gralsburg über dem Tal erhebt, sind nur noch die Türme des Münsters, das Haupttor und einige Kapellen aus romanischer Zeit erhalten. Wie ein Trabanten seines großen Gestirns liegt dicht dabei das Nebenklosterlein Kleinkumburg, das in seinem Kirchenraum ebenso wie Alpirsbach harmonisch und klar den schweren Rhythmus hirsauischer Prägung aufweist und ebenso gut erhalten ist wie jenes.

Ellwangers Münster, innen während der Barockzeit mit Stuck verblendet, ist die bedeutendste Gewölbekirche des Südwestraumes, allerdings aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Auch dieses Münster hatte einen Trabanten in Hohenberg auf einer überragenden Bergkuppe mit leider geringen aus der Gründerzeit erhaltenen Teilen.

Im Jahr 1102 stiftete Friedrich von Schwaben, der erste Hohenstaufen-Herzog, das Kloster Lorch auf einer Bergnase über dem Remstal. Es war als Begräbnisstätte gedacht, so wie einst die Welfen Altdorf-Weingarten gründeten. Während aber Weingarten in der Barockzeit erneuert wurde, ist Lorch im frühromanischen Stil des 12. Jahrhunderts wenigstens in seinem Münster-schiff noch erhalten. Es wirkt in seiner Schlichtheit und natürlichen ungezwungenen Kraft edel, schön und würdevoll, wenn auch die Art nicht so leidenschaftlich und gesteigert ist wie die etwas frühere hirsauer Formung.

Neben Weingarten wurde auch Ochsenhausen, Wiblingen, Neresheim, Zwiefalten und St. Peter barock erneuert. Von andern Klöstern wie Frauenalb und Kniebis stehen nur noch Ruinen und andre sind ganz verschwunden.

An dem ehemaligen Nonnenkloster Urspring, nahe bei Schelklingen gelegen, sind nur noch wenig Reste aus dem Mittelalter zu erkennen, aber seine Lage an dem klaren Quelltopf in einer früheren Donauschlinge ist so reizvoll und anziehend, daß man schon dieses stille Plätzchen lieb gewinnen muß.

Ein andres Schatzkästlein ist das Kloster Blaubeuren am idyllischen Blautopf. Doch auch hier sind die ersten Bauten aus dem 11. Jahrhundert verschwunden und einer spätgotischen Anlage gewichen, die von dem Abt Heinrich III. (Fabri) erstellt wurde. Mit dem beginnenden 15. Jahrhundert ist das Leben in den Klöstern wieder in Verfall geraten, die Zucht hat sich gelockert, die Regeln wurden nicht mehr eingehalten, Gleichgültigkeit und Verschwendungssucht machte sich breit und manche Klöster sind verarmt. Eine neue Reform war notwendig; die aufgeschlossenen, gutwilligen Klöster schlossen sich zur Bursfelder Union zusammen und erlebten in spätgotischer Zeit einen Aufschwung, so auch Blaubeuren unter Abt Fabri. Beinahe die ganze Anlage aus dieser Zeit ist noch erhalten, und es ist eine besondere Freude, wenn man den in seinem spätgotischen Stil so einheitlichen Chor betritt. Der hohe Raum, dessen Wände durch gedrehte Dienste gegliedert sind, schließt mit einem klaren Netzrippengewölbe, das durch eine reizvolle, ornamentale Blätterbemalung verlebendigt wird. Der Hochaltar, als Wandelaltar von Meister Gregor Erhart im Jahr 1493 geschaffen, gehört zu den schönsten und berühmtesten Altären der Spätgotik. Auch Bartholomäus Zeitblom, Bernhard Striegel u. a. haben an diesem Altar mitgearbeitet. Das schöne Chorgestühl und der Dreisitz von Jörg Syrlin d. J. sowie der Abtserker fügen sich harmonisch in den Raum ein.

Aber die Mönche haben nicht mehr selbst diesen Bau geschaffen wie es noch im 11. und 12. Jahrhundert üblich war. Nun sind es weltliche Künstler und Baumeister, die in Bauhütten organisiert, von den Klöstern angeworben und bezahlt werden. Eine tiefgreifende Wandlung vollzieht sich in diesem Jahrhundert, noch schwerer wurde das klösterliche Leben gefährdet als im 11. Jahrhundert. Doch konnte das religiöse Gut, die klösterliche Zucht und das kulturelle Erbe noch vier weitere Jahrhunderte gepflegt werden und es nahm in der Gegenreformation im 16. und 17. Jahrhundert einen neuen Aufschwung. Das 19. Jahrhundert aber brachte gleich zu Beginn mit der Säkularisation den meisten Klöstern den Todesstoß. Was die Reformation, der Bauernkrieg, der große Krieg und manche andern politischen Kämpfe noch bestehen ließen, das wurde nun in Ehrfurchtslosigkeit und Unverstand zu nichte gemacht, so daß heute leider von den vielen Kunstschätzen, nicht nur in unserem Land, sehr viel Wertvolles nicht mehr erhalten ist.

Erst von der Mitte des 19. Jahrhunderts ab hat sich der Benediktinerorden wieder erholt und hat seinen Auftrag fortgesetzt. In diese Zeit fällt auch die Erwerbung Beurons (1863), das bis zum Jahr 1803 dem Augustinerorden gehörte. Heute ist Beuron Erzabtei und damit führend in der Beuroner Kongregation.

So ist die mehr als 1200jährige Geschichte des Ordens im Südwestraum eng verknüpft mit den politischen Geschicken der Alemannen und Franken im deutschen Staatsverband. Im Mittelalter aber waren die Benediktiner führend im religiösen und kulturellen Leben und auch im politischen und wirtschaftlichen Sektor waren sie ein wesentlicher, nicht zu unterschätzender Faktor.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreund“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.